

terra

cognita

Fée verte

■ Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration

■ Revue suisse de l'intégration et de la migration

■ Rivista svizzera dell'integrazione e della migrazione

Herbst/automne/autunno

13/2008



identités identità

Identitäten



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

IMPRESSUM

terra cognita

Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration
Revue suisse de l'intégration et de la migration
Rivista svizzera dell'integrazione e della migrazione

No. 13 Herbst/automne/autunno 2008

Herausgeberin/Editrice:

Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM
Commission fédérale pour les questions de migration CFM
Commissione federale della migrazione CFM
Federal Commission on Migration FCM

Redaktion/Rédaction/Redazione:

Sekretariat EKM/Secrétariat CFM/Segreteria CFM,
Quellenweg 9, 3003 Bern-Wabern
Tel.: 031 325 91 16, Fax: 031 325 80 21
E-Mail: ekm@bfm.admin.ch,
Internet: www.terra-cognita.ch, www.ekm.admin.ch

Verantwortliche/Responsables/Responsabili:

Simone Prodoliet, Elisabeth Steiner

Übersetzung/Traduction/Traduzione:

Roger Barbier (f), Sara Schneider (i)

Lektorat/Lectorat/Lettorato:

Sylvana Béchon (f, i)

Erscheint zwei Mal jährlich/Paraît deux fois par année/
Esce due volte all'anno

Auflage/Tirage/Tiratura:

11 000 Ex.

© EKM/CFM

Nachdruck von Beiträgen mit Quellenangabe erwünscht.

Belegexemplar an die EKM.

Reproduction autorisée avec indication de la source.

Remise d'un exemplaire à la CFM.

Ristampa autorizzata con indicazione della fonte.

Consegna di un esemplare alla CFM.

Druck und Vertrieb/Impression et diffusion/

Impressione e diffusione:

Cavelti AG, Gossau

Abonnement/Abbonamento:

EKM/CFM, Quellenweg 9, 3003 Bern-Wabern

Preis/Prix/Prezzo: gratis

Grafik, Konzept und Umsetzung/Graphisme,

concept et layout/Grafismo, concetto e layout:

RH Design, Worb

Bildnachweis / Source des photographies

Fonti delle fotografie

Stefan Iori (Seiten: Titelseite, 11 oben, 16, 30, 38, 43, 80,
108, 122)

Tobias Madörin (Seiten: 11 unten, 20, 34, 46, 56, 73, 76, 88,
93, 96, 115, 121)

Die Photos sind folgenden Publikationen entnommen:

Les photographie ressortent des publications suivantes:

Le fotografie sono tratte dalle pubblicazioni seguenti:

Alexandre Caldara (textes) Stefano Iori (photographies), Tu
crois en Bob Dylan? La Chaux-de-Fonds: Bureau du Délégué
aux étrangers 2006

Tobias Madörin, Gleichesinn. Der Verein – ein Zukunfts-
modell. Zürich: Kontrast Verlag 2003 (Herausgegeben vom
Museum im Bellpark, Kriens)

Editorial

Simone Prodoliet

Über das Definieren von Identitäten.

Seite 4

A propos de la définition des identités.

Page 6

In merito alla definizione delle identità.

Pagina 8

Illustrationen / Illustrations / Illustrazioni

Zugehörigkeiten

Appartenances

Appartenenze

Stefano Iori / Tobias Madörin.

Seite / Page / Pagina 10

Pro domo / In eigener Sache

Francis Matthey

Se sentir appartenir à un pays pluraliste.

Page 12

■ Hans-Rudolf Wicker

Nationalität, Ethnizität und

andere Konstruktionen.

Imaginierte Gemeinschaften.

Seite 14

■ Monique Eckmann

L'identité diasporique.

Etre là, ici et maintenant.

Page 18

■ Patrick Kury

Der Überfremdungsdiskurs im

20. Jahrhundert.

Auf der Suche nach dem «Fremden»

und dem «Selbst».

Seite 24

■ Silvia et Gérald Arlettaz

La Suisse des années 1848-1930.

Formation nationale et identité.

Page 28

■ Damir Skenderovic und

Christina Späti

Sprache als Identitätsmerkmal.

Identitätspolitik in der vielsprachigen

Schweiz.

Page 32

■ **Gérard Noiriel en entretien avec Gérard Mauger**

Le clivage entre le «national» et le «social».
 «L'identité nationale» en France.
Page 36

■ **Gian Antonio Stella**
 Bel paese, brutta gente.
 Quando gli albanesi eravamo noi.
Pagina 40

■ **Lale Akgün**
 Verfassungspatriotismus.
 Plädoyer für ein neues «Wir-Gefühl».
Seite 44

■ **Elliker, Frauenfelder, Holder, Keller, Schultheis**
 Diskurse zur Einbürgerungsinitiative.
 Schweizer, Fremde und Eingebürgerte.
Seite 50

■ **Hilal Sezgin**
 Der so genannte «Migrations-hintergrund».
 Wir sind längst angekommen!
Seite 54

■ **Marinette Matthey**
 Catégories d'étrangers.
 «Expats», «Secondos» ou migrants?
Page 58

■ **Pascale Steiner**
 Registrieren und verifizieren.
 Wie Behörden Identitäten prüfen.
Seite 60

■ **Umfrage / Enquête / Inchiesta**
 Typisch schweizerisch? / Typiquement suisse? / Tipicamente svizzero?
 Beruhigende Fernsehsendungen.
 Un chantier permanent.
 Lunga storia di convivenza.
Seite / Page / Pagina 64

■ **Massimo Puleo**
 Italia: costruire un'entità?
 «Noi» e «loro»: cominciare a parlarci.
Pagina 68

■ **Marcelo Valli**
 Les «sans-papiers».
 Des travailleurs sans identité?
Page 74

■ **Eva Mey**
 Jugendliche mit Migrations-hintergrund.
 «Zwischen Stuhl und Bank» oder «global kids»?
Seite 78

■ **Lilo Roost Vischer**
 Religiosität und Geschlechterrollen.
 Tradition oder Neo-Traditionalisierungen?
Seite 82

■ **Osman Besic**
 Bosnisch oder muslimisch?
 Zwischen Selbstbestimmung und Zuschreibung.
Seite 86

■ **Carmel Fröhlicher-Stines**
 Schwarze Menschen in der Schweiz.
 Ein schwarzes «Wir-Gefühl».
Seite 90

■ **Dejan Mikić**
 Identitätsbildung.
 Wie aus Jugoslawen Serben wurden.
Seite 94

■ **Faton Topalli**
 Kosovo nach der Staatsgründung.
 Neuer Staat – neue Identität?
Seite 98

Literatur / Littérature / Letteratura

■ **Nenad Stojanović**
 Quando si è diversi.
Pagina 22

■ **Barbara Honigmann**
 Ich bin nicht Anne!
Seite 48

■ **Mikhail Chichkine**
 Le cheveu de Vénus.
Page 70

Infothek / Infothèque / Infoteca

Thema Identitäten / Thème Identités / Tema Identità.
Seite 100

identités identité



Neuerscheinungen / Vient de paraître / Nuove pubblicazioni.
Seite 105

Jahrestagung EKM
Journée nationale CFM
Giornata nazionale CFM
Seite / Page / Pagina 118

Ausschreibung
Mise au concours
Bando di concorso

Citoyenneté.
 Aktive Bürgerschaft.
 Cittadinanza attiva.
Seite / Page / Pagina 120

Ausblick / Aperçu / Scorcio

terra cognita 14
Seite / Page / Pagina 122

Die in den einzelnen Artikeln geäußerte Meinung muss sich mit derjenigen der EKM nicht decken.

Les points de vue exprimés dans les divers articles ne doivent pas forcément coïncider avec l'opinion de la CFM.

I punti di vista espressi nei diversi articoli non devono necessariamente corrispondere con l'opinione della CFM.

Über das Definieren von Identitäten

4 «Der Pass ist der edelste Teil von einem Menschen. Er kommt auch nicht auf so einfache Weise zustand wie ein Mensch. Ein Mensch kann überall zustandkommen, auf die leichtsinnigste Art und ohne gescheiterten Grund, aber ein Pass niemals. Dafür wird er auch anerkannt, wenn er gut ist, während ein Mensch noch so gut sein kann und doch nicht anerkannt wird.» Dies hielt Bertolt Brecht 1934 in seinen «Flüchtlingsgesprächen» fest. Dass Brechts Feststellung keineswegs als ironische Wortspielerei zu verstehen war, mussten in Nazideutschland Jüdinnen und Juden erfahren, denen die Staatsbürgerschaft aberkannt wurde. Einige ihrer Nachfahren – US-Amerikaner, Schweizer, Franzosen – die sich heute um die Wiedererlangung der deutschen Staatsangehörigkeit bemühen, beanspruchen weniger Wiedergutmachung als die Wiederherstellung einer Selbstverständlichkeit, nämlich die Staatsangehörigkeit der Eltern weitervererbt zu erhalten. «Es geht darum, einen Kreis zu schliessen», sagt eine Antragstellerin. «Deutsche zu werden, bedeutet für mich, mich mit Fragen der Identität auseinanderzusetzen, als Jüdin, als Tochter deutscher Emigranten mit französischer Staatsangehörigkeit, seit mehreren Jahrzehnten in der Schweiz lebend. Zu Deutschland habe ich eigentlich keine besondere Affinität. Aber meine Eltern haben sich als Deutsche verstanden. Das Spannende dabei: Es eröffnen sich mehr Fragen als Antworten.»

Imaginierte Gemeinschaften – konstruierte Identitäten

In seinen einleitenden Worten beschreibt *Francis Matthey* die Widersprüchlichkeiten, welche das Nachdenken über nationale Identität nach sich zieht. Die damit aufgeworfenen Fragen rufen nach eindeutigen Antworten, die es – nüchtern betrachtet – allerdings nie geben wird. *Hans-Rudolf Wicker* erläutert, dass das Bedürfnis nach Zugehörigkeit zu einem Kollektiv ein Merkmal aller menschlichen Gemeinschaften ist und jeweils unterschiedlich ausgestaltet wird. Dabei entstehen zwangsläufig Grenzziehungen zwischen dem «Wir» und den «Anderen». Als mächtigster Wirkungsfaktor in dieser Hinsicht ist die Verknüpfung von Staatlichkeit und «nationaler Kultur» zu sehen, welche im Verlauf des 18. und 19. Jahrhunderts erfolgte und dafür sorgte, dass Prozesse von Ethnisierung mit einhergehenden (manchmal mörderischen) Auseinandersetzungen stattfanden. Das Verhältnis von Mehrheit und Minderheit ist denn auch von Spannungen geprägt, wie *Monique Eckmann* ausführt. Sie verweist auf Identitätsbildungen von Gemeinschaften in der Diaspora, die das Dilemma lösen müssen, Zugehörigkeit unter dem Aspekt des «hier und jetzt» unter Berücksichtigung des Andersseins in einer Mehrheitsgesellschaft zu gestalten. Demgegenüber ist im nationalstaatlichen Kontext die Frage nach dem «Wir» stark mit der Definition dessen, was als fremd empfunden wird, verknüpft. *Patrick Kury* belegt, dass in der sprachlich-kulturell heterogenen Schweiz, anders als in Deutschland, Frankreich oder Italien, welche auf die Einheit von Sprache, Kultur und Nation setzten, ein anderes Moment zum Zuge kommen muss. Das Konzept der «Überfremdung» bietet dabei eine willkommene Grundlage zu einem Diskurs, der bis heute in der einen oder andern Form zum Tragen kommt. Auch *Silvia und Gérald Arlettaz* kommen zum

Schluss, dass die «Ausländerfrage» im Zusammenhang mit der Einführung statistischer Erhebungen auf nationaler Ebene massgeblich dazu beigetragen hat, identitätsbildend zu wirken. Und obwohl in der mehrsprachigen Schweiz nationale Identität nicht an eine einzige Nationalsprache gekoppelt ist, spielt Sprache im Zusammenhang mit Identitätspolitik eine zentrale Rolle. *Damir Skenderovic* und *Christina Späti* zeigen auf, wie sich der Identitätsdiskurs diesbezüglich auf das Konzept der Viersprachigkeit stützt und im Rahmen von Integrationspolitik das Erlernen einer der vier Sprachen besonderen Stellenwert erhält.

Identitätspolitik vor dem Hintergrund der Herausforderungen, die pluralistische Gesellschaften mit sich bringen, wird auch in Frankreich, Deutschland und Italien mit grosser Intensität betrieben. *Gérard Noiriel* zeichnet die Debatte für Frankreich nach, bei welcher in den letzten Jahren eine geradezu fatale Verknüpfung der Themenbereiche «Immigration» und «nationale Identität» stattgefunden hat. *Gian Antonio Stella* stellt für Italien fest, dass der verklärende Blick auf die eigene Auswanderungsgeschichte die Sicht auf die aktuellen Herausforderungen verstellt und der Fremdenfeindlichkeit Vorschub leistet. *Lale Akgün* beschreibt die verworrene Diskussion um Identität und Integration für Deutschland, die sich mit Nebensächlichkeiten abmühe, und plädiert für ein neues «Wir-Gefühl» auf der Basis der Verfassungswerte.

Identifizieren, klassifizieren und zuschreiben

Identitätspolitik ist Zuschreibungs- und Klassifikationspolitik. Die literarischen Beiträge von *Nenad Stojanović*, *Barbara Honigmann* und *Mickail Chichkine* beschreiben mit erschütternder Deutlichkeit, wie das Anderssein einzelnen Menschen von aussen zugetragen wird. Die individuelle Persönlichkeit verschwindet hinter dem Etikett «Zigeuner mit spezifischen Eigenschaften», «Jüdin, die sich als Jüdin zu verhalten hat», «Asylsuchender ohne Namen». Auch die Forschungsgruppe um *Franz Schultheis*, welche die Debatten anlässlich der SVP-Einbürgerungsinitiative untersuchte, verweist auf solches Kategorisieren, welches zu Konstruktionen wie «der eingebürgerte Ausländer» führt. *Hilal Sezgin* stellt in ihren Überlegungen zum Begriff von «Menschen mit Migrationshintergrund» die berechnete Frage, weshalb diese Zuordnung denn notwendig sei. Und *Marinette Matthey* verweist darauf, dass mit der Zunahme der Einwanderung Hochqualifizierter neue, offenbar weniger negativ besetzte Begriffe wie beispielsweise «der Expatriat» Eingang in den Sprachgebrauch finden. Das Klassifizieren findet jedoch nicht nur in sprachlichen Konstruktionen seinen Ausdruck: *Pascale Steiner* beschreibt, wie im Zuge der Entwicklung von Erkennungstechniken immer raffiniertere Mittel zur Identifikation zum Einsatz kommen.

Zugehörigkeiten: Innen- und Aussensichten

Sich zugehörig fühlen, ist ein menschliches Bedürfnis. Das belegen die Illustrationen in diesem Heft, die von *Stefano Iori* und *Tobias Madörin* zur Verfügung gestellt wurden und die Einblicke ins vielfältige Vereinsleben der Schweiz geben. Wie unterschiedlich Zugehörigkeiten jedoch definiert werden, zeigen die Statements zur Umfrage von *terra cognita* bei *Persönlichkeiten* in der Schweiz. Von patriotisch-selbstbewusst bis zu kritisch-distanziert lesen sich die verschiedensten Antworten zur Frage: «Was bedeutet für Sie schweizerisch?» *Massimo Puleo* seinerseits bezweifelt, dass eine «italienische Identität» wirkliche existiere, denn Menschen würden sich zuallererst auf eine Region oder eine Stadt beziehen, in der sie leben.

Was bedeutet es jedoch, wenn sich keine klaren Orientierungen ausmachen lassen? *Marcelo Valli* legt dar, wie Sans Papiers ihren schwierigen Alltag über die Pflege sozialer Netzwerke meistern. *Eva Mey* geht der Frage nach, wie Jugendliche der zweiten und dritten Generation mit den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen umgehen. *Lilo Roost Vischer* zeigt auf, dass gerade in der Migrationssituation, welche für manche mit Unsicherheiten verbunden ist, spezifische Identitätsangebote, wie sie über neue Religiosität und das Einhalten rigider Geschlechterrollen gelebt werden können, Bedeutung erhalten. Und *Osman Besic* stellt fest, dass die Hinwendung zu einer religiösen Gruppierung viel damit zu tun hat, wie Eigen- und Fremdwahrnehmungen zu einer spezifisch ausgerichteten Identitätsbildung führen.

Die Wahrnehmung durch die Mehrheitsgesellschaft prägt denn oft auch das Selbstverständnis vieler Gemeinschaften durch ein geteiltes «Schicksal». *Carmel Fröhlicher-Stines* schildert die Erfahrungen von Menschen dunkler Hautfarbe, die allein durch die Tatsache, dass sie als «Schwarze» sichtbar sind, mit Vorurteilen konfrontiert sind. Ähnlich erging es jenen Jugoslawen, die plötzlich zu Serben wurden. *Dejan Mikić* beschreibt, wie sich der Zerfall Jugoslawiens auf die Identitätsbildung der serbischen Gemeinschaft in der Schweiz auswirkte und dass dies von vielen als äusserst schmerzhaft erlebt wurde. Doch auch die von Kosovo-Albanern lange ersuchte Unabhängigkeit des Kosovo führt nicht automatisch zu paradiesischen Zuständen, weder im Land selber, noch in der Diaspora, wie *Faton Topalli* ausführt.

Das Definieren von Identitäten stärkt Zugehörigkeitsgefühle und kann Heimat schaffen, errichtet aber auch Grenzen und beinhaltet Ausschluss. Die Beiträge in dieser Ausgabe von *terra cognita* stellen fest: Die Konstruktion von Identitäten ist eine Tatsache. Dass diese jedoch äusserst variabel und keineswegs auf immer und ewig festgelegt sind, eröffnet Möglichkeiten des respektvollen Umgangs zwischen Mehrheit und Minderheiten.

Simone Prodoliet ist Ethnologin und Geschäftsführerin der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen.

A propos de la définition des identités

6

«Le passeport est la partie la plus noble de l'homme. D'ailleurs, un passeport ne se fabrique pas aussi simplement qu'un homme. On peut faire un homme n'importe où, le plus étourdiment du monde et sans motif valable; un passeport, jamais. Aussi reconnaît-on la valeur d'un bon passeport, tandis que la valeur d'un homme, si grande qu'elle soit, n'est pas forcément reconnue.» C'est ce qu'écrivit Bertolt Brecht en 1934 dans «Dialogues d'exilés». Les Juifs de l'Allemagne nazie, lorsqu'ils furent déchus de leur nationalité allemande, firent la tragique expérience que le constat de Bertolt Brecht ne devait pas du tout être pris dans un sens ironique. Pour quelques-uns de leurs survivants – actuellement citoyens américains, suisses, ou français – qui s'efforcent aujourd'hui de récupérer la nationalité allemande, il ne s'agit pas tant de réparation que de revendiquer le rétablissement de quelque chose qui va de soi: hériter de la nationalité de ses parents. «Il s'agit de boucler une boucle» déclare une requérante. «Devenir allemande signifie pour moi être confrontée à des questions d'identité, en tant que Juive et en tant que fille d'émigrés allemands de nationalité française résidante depuis des décennies en Suisse. Je n'ai pour ma part aucune affinité particulière avec l'Allemagne, mais mes parents, eux, se sont considérés comme des Allemands. Ce qui est passionnant, c'est que cela engendre plus de questions que de réponses.»

Communautés imaginées – identités construites

Dans ses propos liminaires, *Francis Matthey* décrit les contradictions qui émergent d'une réflexion sur l'identité nationale. Les questions qui se posent dans ce contexte demandent des réponses claires qu'objectivement on n'obtiendra jamais. *Hans-Rudolf Wicker* explique que le besoin d'appartenance à une communauté constitue une caractéristique de toutes les collectivités humaines et qu'elle s'aménage chaque fois différemment. Des frontières se dessinent ainsi entre «nous» et «les autres». Dans cette optique, le facteur le plus déterminant est le lien entre «état nation» et «culture nationale». Ce lien s'est constitué au cours des 18^e et 19^e siècles et a engendré des processus d'ethnisation qui ont provoqué des conflits (parfois meurtriers). Le rapport entre majorité et minorité est aussi générateur de tensions, comme l'explique *Monique Eckmann*. Elle se réfère à la constitution de l'identité de communautés de la diaspora qui doivent résoudre le dilemme de leur appartenance sous l'angle du «ici et maintenant» tout en tenant compte de leur différence au sein d'une société majoritaire. Par opposition, dans un contexte nationaliste, la question du «nous» est très fortement liée à la définition de ce qui est perçu comme autre, comme étranger. *Patrick Kury* démontre comment en Suisse, pays hétérogène du point de vue linguistique et culturel – et contrairement à l'Allemagne, la France ou l'Italie, qui ont misé sur une unité de la langue, de la culture et de la nation – d'autres éléments doivent jouer un rôle. Le concept de «surpopulation étrangère» offre, dans ce contexte, une assise bienvenue à un discours encore aujourd'hui porteur, sous une forme ou sous une autre. *Silvia et Gérald Arlettaz* parviennent à

la conclusion que la «question des étrangers», dans le contexte de l'introduction d'enquêtes statistiques sur le plan national, a contribué de manière déterminante à la constitution de l'identité. Et bien que, dans une Suisse plurilingue, l'identité nationale ne soit pas associée à une langue nationale unique, la langue joue un rôle majeur dans le contexte de la politique identitaire. *Damir Skenderovic* et *Christina Späti* illustrent comment le discours identitaire s'appuie sur le concept du quadrilinguisme et comment l'apprentissage de l'une de nos quatre langues nationales prend une valeur particulière dans le cadre de la politique de l'intégration.

La politique identitaire, avec pour toile de fond les défis que posent les sociétés pluralistes, est aussi intensément pratiquée en France, en Allemagne et en Italie. *Gérard Noiriel* évoque les débats qui ont eu lieu en France, et où l'on a fait ces dernières années un fâcheux amalgame entre «immigration» et «identité nationale». *Gian Antonio Stella* constate que la manière dont l'Italie met en lumière sa propre histoire d'émigration fausse sa perception des défis actuels et favorise la xénophobie. *Lale Akgün* décrit le discours confus qui anime actuellement l'Allemagne qui traite de questions plutôt secondaires sur les notions de l'identité et de l'intégration. Elle plaide pour un nouveau «sentiment du nous» fondé sur les valeurs constitutionnelles.

Identifier, classer et étiqueter

La politique identitaire est une politique d'étiquetage et de classification. Les articles littéraires de *Nenad Stojanović*, *Barbara Honigmann* et *Mickail Chichkine* décrivent avec une clarté bouleversante comment l'altérité des individus est définie par autrui. La personnalité individuelle disparaît derrière l'étiquette «gitan aux caractéristiques spécifiques», «juive qui doit se comporter comme telle», «requérant d'asile sans nom». Le groupe de recherche dirigé par *Franz Schultheis*, qui a étudié les débats liés à l'initiative populaire de l'UDC sur les naturalisations, renvoie à de telles catégorisations, qui débouchent sur des constructions telles que «étrangers naturalisés». Dans ses réflexions sur la notion de «personnes issues de la migration», *Hilal Sezgin* s'interroge à juste titre sur la nécessité d'apposer cette étiquette. Et *Marinette Matthey* rappelle qu'avec l'augmentation du nombre d'immigrés hautement qualifiés, des notions moins négatives sont entrées dans le langage courant, comme par exemple le terme «expat». La classification ne se manifeste toutefois pas que dans des constructions linguistiques. *Pascale Steiner* décrit comment, dans le cadre du développement des techniques d'identification, des moyens toujours plus raffinés sont mis en œuvre.

Appartenances: perceptions de l'intérieur et de l'extérieur

Avoir un sentiment d'appartenance est un besoin humain. C'est ce qui ressort des illustrations de cette revue, mises à disposition de la rédaction par leurs auteurs, *Stefano Iori* et *Tobias Madorin*. Ces images donnent une idée de la richesse de la vie associative de notre pays. Les déclarations faites dans le cadre d'une enquête de *terra cognita* auprès de *personnalités* en Suisse montrent à quel point les appartenances sont diversement définies. Les réponses à la question «Que signifie pour vous être Suisse?» sont très variées: elles vont en effet de la fierté patriotique à une prise de distance critique. *Massimo Puleo*, de son côté, doute qu'il existe réellement une «identité italienne», car les individus se réfèrent en premier lieu à la région ou à la ville où ils vivent.

Mais que se passe-t-il lorsqu'aucune orientation claire ne se dégage? *Marcelo Valli* expose comment des sans-papiers maîtrisent leur quotidien difficile en entretenant des réseaux sociaux. *Eva Mey* enquête sur la manière dont les jeunes étrangers des deuxième et troisième générations gèrent les ressources dont ils disposent. *Lilo Roost Vischer* montre que c'est précisément en situation de migration – situation qui pour plus d'un est liée à des incertitudes – que les immigrés se tournent vers des offres d'identités spécifiques, telles qu'elles peuvent être vécues à travers une nouvelle religiosité ou le maintien de rôles rigides liés au sexe de l'individu. Quant à *Osman Besic*, il constate que l'orientation vers un groupement religieux est étroitement liée avec la manière dont la perception de soi et de l'autre (l'étranger) conduit à la construction de l'identité.

Car la perception de la société majoritaire imprègne aussi souvent la conscience identitaire de nombreuses communautés par le biais d'un «destin» partagé. *Carmel Fröhlicher-Stines* relate les expériences de personnes de couleur qui sont confrontées à des préjugés pour la simple raison qu'elles sont particulièrement visibles. Il en fut d'ailleurs de même des Yougoslaves qui sont soudainement devenus Serbes. *Dejan Mikić* explique l'influence de l'éclatement de la Yougoslavie sur la constitution de l'identité de la communauté serbe de Suisse et décrit combien cet événement a été vécu douloureusement par beaucoup. Car l'indépendance du Kosovo, souhaitée depuis si longtemps par les Albanais du Kosovo, n'a automatiquement généré une situation idyllique ni dans la nouvelle république elle-même ni dans la diaspora, comme l'explique *Faton Topalli*.

Le fait de définir des identités renforce le sentiment d'appartenance et peut faire naître un sentiment patriotique. Mais ce processus peut aussi engendrer des frontières et l'exclusion. Les articles de ce numéro de *terra cognita* l'illustrent: la construction d'identités est un fait avéré. Mais le fait que ces identités sont extrêmement variables et qu'elles ne sont pas établies pour l'éternité ouvre des possibilités, notamment celles de rapports respectueux entre la majorité et les minorités.

Simone Prodoliet est ethnologue et Cheffe du Secrétariat de la Commission fédérale pour les questions de migration.

In merito alla definizione delle identità

«Il passaporto è la parte più nobile di un uomo. E difatti non è mica così semplice da fare come un uomo. Un essere umano lo si può fare dappertutto, nel modo più irresponsabile e senza una ragione valida; ma un passaporto, mai. In compenso il passaporto, quando è buono viene riconosciuto; invece un uomo può esser buono quanto vuole, non viene riconosciuto lo stesso.» È quanto scriveva Bertolt Brecht nel 1934 nei «Dialoghi di profughi». Gli Ebrei della Germania nazista, privati della loro cittadinanza, hanno sperimentato sulla loro pelle che questa constatazione non è un mero gioco di parole ironico. Alcuni dei loro discendenti – cittadini americani, svizzeri o francesi – che attualmente si danno da fare per riottenere la cittadinanza tedesca, chiedono meno una riparazione che la restituzione di una cosa del tutto naturale, ovvero l'appartenenza nazionale dei loro genitori. «Vorrei poter chiudere un ciclo», afferma una richiedente. «Per me diventare tedesca significa confrontarmi alla mia identità di Ebrei, cittadina francese e figlia di emigranti tedeschi residente in Svizzera da parecchi decenni. Non nutro particolari affinità con la Germania, ma siccome i miei genitori si consideravano tedeschi, la cosa mi appassiona, sollevando peraltro più quesiti che risposte.»

Comunità immaginate – identità costruite

Nell'introduzione, *Francis Matthey* descrive le contraddizioni insite nella riflessione sull'identità nazionale. Le domande sollevate chiedono risposte semplici che in realtà però non esistono. *Hans-Rudolf Wicker* illustra come il bisogno di appartenenza a una collettività caratterizzi ogni comunità umana e i modi diversi in cui viene realizzato. In tale processo sorgono inevitabilmente delimitazioni tra «noi» e «gli altri». Il fattore più determinante in tale ottica è la connessione della realtà statale con la nozione di «cultura nazionale», impostasi nel corso del 18° e del 19° secolo. Ne sono scaturiti processi di etnizzazione caratterizzati da conflitti spesso sanguinosi. Anche i rapporti tra maggioranza e minoranza denotano tensioni, come illustrato da *Monique Eckmann* in base ad esempi di comunità in esilio (diaspora) che, nel tentativo di costituire un'identità propria, devono risolvere il dilemma della loro appartenenza, determinandosi per il «qui e adesso» e tenendo conto nel contempo della loro diversità in seno alla società maggioritaria. Nel contesto di uno Stato nazionale, la questione del «noi» è invece fortemente legata alla definizione di quanto è percepito come estraneo. *Patrick Kury* illustra come nella realtà svizzera, caratterizzata dall'eterogeneità linguistico-culturale che sappiamo, siano intervenuti altri elementi determinanti che non in Italia, Francia o Germania, che si basavano dal canto loro sulla coesione data dall'unità nazionale da un lato e dall'unità linguistico-culturale dall'altro. La nozione di «inforestieramento» ha offerto una base più che benvenuta per un discorso di cui ancor oggi si sentono i risvolti. Anche *Silvia e Gérald Arlettaz* giungono alla conclusione che, nel contesto dell'introduzione

di rilevamenti statistici a livello nazionale, la «questione degli stranieri» ha fortemente contribuito a forgiare un'identità. Nonostante nella Svizzera plurilingue l'identità nazionale non possa essere associata a un'unica lingua nazionale, la lingua ha comunque un ruolo centrale nel contesto della politica identitaria. *Damir Skenderovic* e *Christina Späti* mostrano come il discorso identitario poggi sulla nozione di quadrilinguismo e come nel contesto della politica integrativa, l'apprendimento di una delle quattro lingue abbia un valore particolare.

Anche l'Italia, la Francia e la Germania si occupano intensamente di politica identitaria sullo sfondo delle sfide che caratterizzano una società pluralistica. *Gérard Noiriel* analizza il dibattito in atto in Francia, dove da qualche anno si assiste a una connessione pressoché fatale fra «immigrazione» e «identità nazionale». *Gian Antonio Stella* rileva come per l'Italia i lumi provenienti dalla propria storia d'emigrazione falsi lo sguardo portato alle sfide attuali e dia adito a pensieri xenofobi. *Lale Akgün* descrive dal canto suo il discorso confuso che anima attualmente la Germania, la quale si affatica inutilmente a trattare questioni del tutto secondarie sulle nozioni di identità e integrazione. Ora, l'autrice caldeggia una nuova percezione dell'identità nazionale comune basata sui valori costituzionali.

Identificare, classificare e attribuire

La politica identitaria è una politica di attribuzione e classificazione. I contributi letterari di *Nenad Stojanović*, *Barbara Honigmann* e *Mickail Chichkine* descrivono con una chiarezza sconvolgente come la diversità esteriore serva a catalogare le persone. La personalità interiore è eclissata da etichette quali «Zingaro con caratteristiche specifiche», «Ebreo che si comporta da Ebreo», «richiedente l'asilo anonimo». Anche il gruppo di ricercatori diretto da *Franz Schultheis*, che ha analizzato i dibattiti attorno all'iniziativa dell'UDC sulle naturalizzazioni, rileva siffatte categorizzazioni che sfociano poi in costruzioni come «gli stranieri naturalizzati». Nel quadro di una riflessione sulla nozione di «persone con un passato migratorio», *Hilal Sezgin* si chiede a giusto titolo come mai tale precisazione sia necessaria. E *Marinette Matthey* rileva come, con l'aumento dell'immigrazione di personale altamente qualificato, nuove nozioni con una connotazione meno negativa trovano posto nel linguaggio corrente (si pensi alla nozione di «Expats»). La classificazione non si riscontra solo nelle costruzioni linguistiche. *Pascale Steiner* descrive come, nello sviluppo delle tecniche di riconoscimento, vengono impiegati mezzi sempre più raffinati per identificare gli individui.

Appartenenze: percezioni interne e esterne

Il senso di appartenenza è un bisogno umano. È quanto emerge dalle illustrazioni della presente pubblicazione, messe a disposizione da *Stefano Iori* e *Tobias Madörin*. Le immagini offrono uno scorcio della molteplicità della vita associativa svizzera. Tuttavia, l'appartenenza trova una quantità di definizioni diverse, come illustrato dai risultati di un'inchiesta svolta da *terra cognita* presso numerose personalità in Svizzera. Dalla consapevolezza patriottica alla distanza critica, le risposte alla domanda «Cosa significa per Lei essere svizzero?» spaziano lungo tutta una paletta di posizioni diverse. *Massimo Puleo*, dal canto suo, dubita che esista una «identità italiana» vera e propria e constata che le persone si identificano anzitutto a una regione o una città.

Ma come fare quando non è possibile individuare un orientamento chiaro? *Marcelo Valli* mostra come i «sans-papiers» fronteggiano le difficoltà quotidiane grazie a reti sociali che intrattengono con destrezza. *Eva Mey* osserva come i giovani stranieri della seconda e terza generazione si destreggiano con le risorse a loro disposizione. *Lilo Roost Vischer* mostra come proprio nella situazione dei migranti, con tutte le incertezze che comporta, offerte identitarie specifiche quali la nuova religiosità o l'osservanza di una ripartizione rigida dei ruoli tra i sessi, possono assumere una grande importanza. *Osman Besic* constata che l'adesione a un gruppo religioso ha molto a che vedere con il modo in cui l'immagine di sé e l'immagine dello straniero conducono alla formazione di un'identità specifica.

L'immagine che la società maggioritaria ha delle persone migranti influisce sovente anche sull'immagine che numerose comunità hanno di sé, immagine costruita attorno al destino che li accomuna. *Carmel Fröhlicher-Stines* illustra l'esperienza di persone di colore, le quali sono confrontate a tutta una serie di pregiudizi per il loro solo aspetto esteriore. Lo stesso è capitato agli Jugoslavi divenuti improvvisamente Serbi. *Dejan Mikić* descrive come lo sfaldamento della Jugoslavia si ripercuote sulla costituzione dell'identità della comunità serba in Svizzera, processo che molti vivono in maniera estremamente dolorosa. *Faton Topalli* rileva come neppure la tanto agognata indipendenza della Repubblica del Kosovo abbia saputo proiettare gli Albanesi del Kosovo nel paradiso che speravano, né in patria né in esilio.

La definizione delle identità rafforza il senso d'appartenenza e può essere sinonimo di patria. Nel contempo induce però anche a erigere frontiere e a creare esclusioni. I contributi della presente edizione di *terra cognita* constatacono che la costruzione identitaria è un fatto, ma che le modalità variano fortemente e non sono stabilite una volta per tutte. Il corollario positivo è l'apertura di nuove possibilità e il rapporto rispettoso tra maggioranza e minorità.

Zugehörigkeiten

Menschen sind soziale Wesen und darauf angewiesen, in gesellschaftliche Netze eingebunden zu sein. Das sind zum einen die Familie, partnerschaftliche, freundschaftliche oder nachbarschaftliche Beziehungen, je nach Umfeld und Sozialisierung religiöse Gemeinschaften, politisch ausgerichtete Gruppierungen, Netzwerke innerhalb des Ausbildungs- oder Arbeitsumfelds. Dass Zugehörigkeiten auch über die Staatsbürgerschaft, den Wohnort, eine ethnisch definierte Gruppe oder eine spezifische Sprachgemeinschaft gebildet werden und welche Dynamiken damit ausgelöst werden (können), davon handelt dieses Heft.

Die Illustrationen in dieser Ausgabe von *terra cognita* nehmen eine ganz spezielle Art von Zugehörigkeit in den Blick: Zum einen geht es um informelle Zusammenschlüsse oder um zufällig entstandene Gemeinschaften, die sich aufgrund einer gemeinsamen Aktivität ergeben. Zum anderen geht es um ausgesprochene Interessengemeinschaften: die Vereine. Die Schweiz verfügt über eine sehr hohe Dichte an Vereinen, und nahezu die Hälfte aller Einwohnerinnen und Einwohner der Schweiz sind in einem oder mehreren Vereinen Mitglied. Dabei lässt sich eine grosse Spannweite von Aktivitäten ausmachen: im Bereich des Sports, der Kultur, der Politik, des sozial-karitativen Engagements, der Religion, der beruflichen Interessen, der Geselligkeit und von spezifischen Hobbys.

Die Photographien dokumentieren, auf welcher vielfältigen Weise sich Menschen in diesem Land Zugehörigkeiten schaffen. Sie zeugen von geteilter Lebenslust, einer gemeinsamen Passion, der Freude, in Gemeinschaft etwas zu unternehmen. Die Bilder stammen von Stefano Iori und Tobias Madörin.

Abdruck der Bilder
mit freundlicher Genehmigung
der Photographen.

Appartenances

Les individus sont des êtres sociaux et, partant, ils dépendent de réseaux sociaux constitués d'abord par la famille, les relations de couple, d'amitié ou de voisinage ou encore – en fonction de l'environnement et de la socialisation – par l'appartenance à une communauté religieuse, à un groupe politique, à des réseaux sociaux dans le cadre de la formation ou du travail. Mais l'appartenance peut encore s'identifier par le biais de la nationalité, du domicile, d'un groupe ethnique défini ou d'une communauté linguistique. Ce numéro est consacré à ce thème et aux dynamiques qui s'en dégagent.

Les illustrations de ce numéro de *terra cognita* présentent un type tout à fait spécial d'appartenance: il s'agit d'une part de regroupements informels ou de communautés qui se sont constituées par hasard au gré d'une activité commune et d'autre part, de réelles communautés d'intérêts, c'est-à-dire d'associations. Il existe en Suisse un très grand nombre d'associations et près de la moitié des habitants font partie d'une ou de plusieurs sociétés. Au sein de ces dernières, un large éventail d'activités ont lieu dans divers domaines: du sport à la culture en passant par la politique, l'engagement socio-caritatif, la religion, les intérêts professionnels, les activités conviviales et les hobbies.

Ces photographies documentent les multiples manières dont les hommes et les femmes de ce pays créent des appartenances. Elles témoignent de la joie de vivre partagée, d'une passion commune, du plaisir d'entreprendre quelque chose en commun. Les photos ont été prises par Stefano Iori et Tobias Madörin.

Impression des illustrations
avec l'aimable autorisation
des photographes.

Appartenenze

L'uomo è un essere sociale che deve, per esistere, potersi sentire parte di un tessuto sociale. Tale tessuto sociale è dato dalla famiglia, dalle relazioni con un partner, con una cerchia di amici e con i vicini di casa, dall'appartenenza (a seconda del contesto e della socializzazione) a una comunità religiosa, a un gruppo politico e a gruppi di interesse esterni al settore della formazione o del lavoro. La presente pubblicazione tematizza la connessione tra le appartenenze e i diversi canali verso tali appartenenze, quali la cittadinanza, il luogo di domicilio, un gruppo definito in funzione di un'etnia o le comunità linguistiche, che concorrono a formare l'identità e danno o concorrono a dare impulsi in tal senso.

Le illustrazioni di questa edizione di *terra cognita* vertono su un tipo assai speciale di appartenenza: da un lato osserva le relazioni informali o le comunità nate per caso, in nome di un'attività comune. Dall'altro, tratta le comunità d'interesse vere e proprie (le associazioni). La Svizzera possiede un forte numero di associazioni e quasi la metà dei suoi abitanti appartengono a una o più associazioni. Tale realtà abbraccia un vasto spettro di attività in ambito sportivo, culturale, politico, socio-caritativo, religioso, professionale, conviviale e nel quadro di passatempi (hobby) specifici.

Le foto documentano i diversi modi che hanno le persone in questo Paese di creare appartenenze. Testimoniano di momenti di condivisione, di passione comune e di gioia nell'intraprendere qualcosa in comune. Le foto sono state realizzate da Stefano Iori e Tobias Madörin.

Le fotografie sono state pubblicate
per gentile autorizzazione
dei fotografi.



■ Stefano Iori ist ein «neuer Neuenburger» mit italienischem Einschlag. Für die Publikation «Tu crois en Bob Dylan?» hat er Gruppen und Momente in seiner Umgebung photographisch festgehalten.

■ Stefano Iori est Neuchâtelois d'adoption avec des origines italiennes. Dans la publication «Tu crois en Bob Dylan?» il a immortalisé dans des clichés des groupes et des moments de vie des gens dans son environnement.

■ Stefano Iori è neocastellano d'adozione, ma di origine italiana. Nella pubblicazione «Tu crois en Bob Dylan?» ha fotografato gruppi e momenti di vita di persone diverse nel suo ambiente.

■ Tobias Madörin lebt in Zürich. In seiner Arbeit als Photograph beschäftigt der sich vor allem mit urbanen Phänomenen. Für das Buch «Gleichgesinnt» hat er Vereine in der Tradition der Vereinsgruppenbilder portraitiert.

■ Tobias Madörin vit à Zurich. Dans son activité en tant que photographe il s'intéresse avant tout aux phénomènes urbains. Dans le livre «Gleichgesinnt» il présente des portraits d'associations dans la tradition des photos de groupes d'associations.

■ Tobias Madörin vive a Zurigo. Nella sua attività di fotografo si interessa soprattutto a fenomeni urbani. Nel libro «Gleichgesinnt» presenta ritratti di associazioni nella tradizione delle foto di gruppo di associazioni.



Se sentir appartenir à un pays pluraliste

Pour les années 2008 et 2009, la Commission fédérale pour les questions de migration CFM consacre principalement son activité au thème «Sur la définition des identités – Enjeux identitaires». Le Président de la CFM s'exprime sur les questionnements actuels autour de l'«identité suisse».

La question de l'identité revêt, dans la période que nous traversons, une vive acuité, en Suisse comme dans de nombreux autres pays d'Europe. Nombre de nos concitoyens estiment que notre identité se trouve menacée et souvent associent cette crainte à l'immigration. Que cela soit réel ou non importe peu. C'est la perception que l'on a de ces préoccupations et de ces interrogations qui est important, et c'est à cela que l'on doit s'efforcer de répondre.

Des votes et événements en France, en Hollande, au Danemark, comme en Suisse, ont exprimé cette inquiétude qui n'est d'ailleurs pas liée seulement à la présence des étrangers et à leur intégration dans le pays. Elle est aussi, et peut-être d'abord, en relation avec la mondialisation des marchés et des échanges, la globalisation de l'économie, avec le développement de la mobilité, l'accélération des processus d'évolution. Les repères et les références qui ont longtemps caractérisé notre pays s'effacent ou se banalisent. L'avenir se perçoit de plus en plus en terme de doute et de crainte.

Etre Suisse aujourd'hui

Oui, qu'est-ce donc qu'être Suisse en ce début du XXIème siècle? Il y a bien sûr un territoire, une histoire, une constitution et un gouvernement fédéral communs. Mais y a-t-il une identité commune dans un pays où les langues distinguent plus qu'elles unissent, dans un pays si diversifié culturellement, géographiquement et politiquement? L'évocation de plus en plus fréquente des notions de valeurs, d'usages et de normes suisses à respecter, notamment en matière d'intégration et de naturalisation des étrangers, exprime-t-elle une aspiration à plus de cohésion sociale, une crainte face à la pluralité culturelle de la société suisse en construction, une volonté de retour à une politique assimilationniste? Et quelle est la spécificité de ces valeurs dites nationales et qui font ce que nous sommes? La nature et la pratique de la démocratie, l'égalité hommes et femmes, le respect des différences et des minorités, le dialogue et la paix sociale, mais encore? En quoi l'identité suisse est-elle encore singulière de l'identité des pays voisins et européens?

Etre Suisse, Vaudois ou St-Gallois! N'est-ce pas une affirmation dépassée que de vouloir ainsi se reconnaître une origine, un caractère localisé alors que la mondialisation atteint toutes les composantes de notre existence, que les temps sont à la mobilité et au zapping? N'est-ce pas une résistance à la modernité, au sens de l'histoire des hommes et de la rationalité économique que de penser que l'on ne peut gommer l'attachement à une terre, à un pays, à une atmosphère, à un état d'esprit, le besoin «d'être de quelque part»? Sans doute que le besoin de réaffirmation d'une identité est-elle la conséquence et l'expression de ces questionnements où l'avenir est difficilement discernable politiquement et culturellement, marqué d'insécurité tant sur le plan social et professionnel qu'environnemental.

La réflexion sur l'identité et la politique identitaire qu'a désiré engager notre Commission s'inscrit évidemment dans ce

contexte général. Toutefois, c'est d'abord dans la relation entre identité, migration et intégration, si souvent évoquée ces dernières années en notre pays, que l'accent est ici porté et que sont rassemblés des matériaux susceptibles de nourrir et d'éclairer un thème devenu récurrent et un débat où s'insinuent, trop fréquemment, méfiance et préjugés.

Ainsi le migrant, celui qui vient, que l'on accueille et qui s'établit, qui est-il? Comment peut-il se sentir Suisse, Zurichois ou Valaisan s'il n'y a pas un effort réciproque, une sorte de contrat moral, pour favoriser son intégration dans la communauté locale, régionale et nationale? Si nous ne lui faisons pas une place, qui ne soit pas que de travail, si nous ne lui donnons pas, au niveau local au moins, les droits de citoyenneté qui le légitime à être des nôtres, reconnu, avec les droits et les devoirs qui y sont liés, les valeurs qu'il doit respecter. Cela implique de nombreuses portes qu'il faut ouvrir, qu'il faut oser franchir. C'est se sentir faire partie du «nous» et non de se sentir «autre», à part, discriminé, exclu.

Sich in einer pluralistischen Gesellschaft zugehörig fühlen

Die Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM hat sich für die Jahre 2008 und 2009 den Arbeitsschwerpunkt «Über das Definieren von Identitäten – Enjeux identitaires» gegeben. Hintergrund dafür ist die Feststellung, dass in einer pluralistischen Gesellschaft die Frage des «wir» gegenüber dem «andern» vermehrt zu Diskussionen führt. Die Anwesenheit von Ausländerinnen und Ausländern, die einen Fünftel der Wohnbevölkerung der Schweiz beträgt, gibt Anlass zur Frage, was denn die schweizerische Identität ausmacht und wie diejenigen, die als «Fremde» dazugekommen sind, sich zu verhalten hätten. Der Bezug auf «die» nationale Identität greift jedoch zu kurz. Auch wenn es verständlich ist, dass in Zeiten der Unsicherheit auf etwas vermeintlich Stabiles Bezug genommen wird, muss man sich bewusst sein, dass Identitäten sich in einem konstanten Wandel befinden. Diese Herausforderung anzunehmen, ist für eine pluralistische und offene Schweiz von grosser Bedeutung. Nur eine aktive Auseinandersetzung damit kann dazu führen, sich in einer sich wandelnden Gesellschaft zugehörig zu fühlen, sowohl für die Einheimischen als auch für die Zugewanderten.

Il senso di appartenenza in una società pluralistica

Negli anni 2008 e 2009, la Commissione federale della migrazione CFM focalizzerà le proprie attività attorno al tema «In merito alla definizione della/e identità – enjeux identitaires». Lo spunto viene dalla constatazione che, in una società pluralistica, è più difficile definire le appartenenze (ovvero definirsi in quanto «noi» rispetto agli «altri»). La presenza di stranieri, che rappresentano un quinto della popolazione residente in Svizzera, interpella circa gli elementi che costituiscono l'identità svizzera, ma anche sul comportamento che devono adottare gli «stranieri», ovvero le persone venute da fuori. Volersi riferire a un'identità nazionale monolitica è troppo limitativo. Sebbene la ricerca di un riferimento «stabile» sia del tutto comprensibile in un'epoca incerta come la nostra, occorre rendersi conto della costante trasformazione che caratterizza la nozione di identità. Accogliere questa sfida è di centrale importanza se si vuole che la Svizzera viva appieno la propria dimensione pluralistica e aperta. Solo confrontandosi attivamente a tale questione è possibile nutrire un senso di appartenenza in una società in costante mutazione. Ciò vale sia per gli autoctoni che per gli immigrati.

Pouvoir s'identifier

Toute personne doit pouvoir s'identifier, se reconnaître dans la communauté où elle vit. Les racines progressivement comptent plus que les origines, même si celles-ci restent présentes affectivement et dans la mémoire. Car, on le sait, l'identité n'est pas figée, inscrite dans la pierre, mais un parcours, un processus de construction, voire de reconstruction. Elle est composite, multiple, tant sur le plan individuel que collectif. Somme des différentes appartenances (origine, famille, travail, culture, paysage), elle évolue et se transforme avec le temps et l'espace. L'identité suisse serait-elle ce qu'elle est aujourd'hui sans les étrangers qui font aussi notre pays, enrichissent sa culture, sa manière d'être et de vivre?

«Les hommes sont plus les fils de leur temps que de leur père» a écrit l'historien Marc Bloch. Face à l'avenir et à ses incertitudes, l'identité en notre pays ne doit pas être le refuge de la crainte, ni la source d'un repli, mais celle de la force et de la confiance avec lesquelles nous avons à construire ensemble, Suisses et étrangers, non seulement une économie, mais aussi une société ouverte et pluraliste.

Imaginierte Gemeinschaften

Da Menschen sich als soziale Wesen verstehen – und dies unabhängig davon, wo sie geboren und aufgewachsen sind, welche Sprache sie sprechen und welcher Schicht oder Kultur sie angehören – steht ausser Frage, dass sie auf Zugehörigkeit angewiesen sind. Menschen suchen ein Leben lang aktiv nach solcher Zugehörigkeit, sei dies mit Blick auf ein Leben zu zweit, sei dies in Bezug auf Familie, auf Freundes- und Bekanntenkreise, auf Vereine und politische Parteien, auf Clans oder Stämme, oder gar in Bezug auf ethnische Gruppen oder Nationen.

Identitätsfindung erfolgt interaktiv. Dadurch steht schon einmal fest, dass an Identitätskonstruktionen sowohl das Individuum als auch die Gesellschaft beteiligt sind. Einerseits erarbeiten sich Menschen ein Bild von sich selbst, das ihnen Sicherheit vermitteln und erlauben soll, ein «gutes Leben» zu führen und in einem gesellschaftlichen Milieu zu bestehen. Andererseits stellen Gesellschaften auch Identitätsangebote zur Verfügung, die von Individuen angenommen, in das eigene Selbst integriert und zur Selbstidentifikation genutzt werden (können). Identitätsbildungen sind deshalb als Resultat des Zusammenspiels von individuellen und kollektiven Leistungen zu verstehen.

Individuelle Identitäten

Noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts postulierten Wissenschaftler, dass Kinder im Laufe ihrer Sozialisation ihre Identität fortlaufend so ausbilden, dass die Identitätsentwicklung im frühen Erwachsenenalter abgeschlossen ist. Die familiäre und sekundäre Sozialisation sei hierbei ebenso wichtig wie der Erwerb einer Muttersprache oder die Denk- und Handlungsmuster, die in einer gegebenen Kultur dominant sind. Ein solches statisches Identitätsmodell gilt heute als überholt. Vielmehr geht man gegenwärtig davon aus, dass Identitätsentwicklung interaktiv erfolgt. Sie setzt bereits im frühen Kindesalter ein und ist eigentlich nie abgeschlossen. Eine solche Betrachtungsweise bietet dem Individuum sowohl Vor- als auch Nachteile. Nachteilig bezüglich einer solchen Situierung von Identität ist, dass Individuen nie darauf bauen können, über eine gegebene, also auch über eine starke Identität zu verfügen. Sie haben quasi permanent Identitätsarbeit zu leisten. Andererseits bietet ein solch flexibles Identitätsmodell den Vorteil, dass sich sozialer Wandel besser verkraften lässt. Zum Beispiel können Individuen darauf vertrauen, dass sie den Schritt von einem sozialen und kulturellen Milieu in ein anderes Milieu verkraften, da sie mit den notwendigen Fähigkeiten ausgestattet sind, um ihre Identität neuen Erfordernissen anzupassen. Diese ist zum Beispiel von Bedeutung für Personen, die sozial aufsteigen und sich plötzlich in einer anderen gesellschaftlichen Schicht wieder finden, oder für Personen, die migrieren und sich mit fremden Sprachen, fremden Mentalitäten sowie mit neuen Bildungsanforderungen konfrontiert sehen.

Die Tatsache, dass früher Identität mehrheitlich als statisch, heute hingegen vor allem als flexibel betrachtet wird, verweist allerdings auf den Umstand, dass moderne Gesellschaften vom Individuum eine stärkere Eigenleistung verlangen. Waren etwa in früheren bäuerlichen Regionen gesellschaftliche Rollenerwartungen noch klar definiert – was die Identitätssuche we-

sentlich erleichtert hat –, so ist in differenzierten Gesellschaften die Frage, wie ein Individuum sein Leben gestalten will und soll, viel offener. Wahlmöglichkeiten sind gegeben und die Gefahr, dass Individuen ihre (Wunsch-)Rolle nicht finden, ist entsprechend hoch. Es ist denn auch nicht erstaunlich, dass Identitätsfragen erst mit der Herausbildung jener modernen, äusserst komplexen Gesellschaften, welche die Individualisierung vorantreiben, wichtig geworden sind. Individualisierung beinhaltet nichts anderes, als dass die Gesellschaft/Gemeinschaft sich aus der Verantwortung der – aus liberaler Sicht – übertriebenen «Pflege» seiner Angehörigen zurückzieht und dem Individuum stattdessen Freiheiten lässt, die dieses auf Basis der Selbstverantwortlichkeit nutzen soll. Lassen traditionelle Gemeinschaften dem Individuum wenig Raum zur Selbstbestimmung, so sind umgekehrt Individuen in modernen Gesellschaften gezwungen zu entscheiden, zu wählen und sich Identitäten zuzulegen. Gerade die Absenz von festgezurrtten Kollektividentitäten, die nicht hinterfragt werden sollen, kann freilich Individuen, die in Bezug auf ihre persönliche Identitätssuche Schwierigkeiten haben und die mit der von ihnen eingenommenen sozialen Rolle unzufrieden sind, dazu verleiten, nach übergeordneten Identitätsmustern zu suchen, die ihnen mehr Sicherheit und ihrem Leben Sinn verleihen sollen.

Kollektive Identität

Im Unterschied zu persönlichen Identitäten, die von Individuen selbst generiert werden (müssen), haben kollektive Identitäten ihren Ursprung in der Gesellschaft, das heisst, in jenem Zusammenleben von Menschen, das von diesen als gesellschaftlich wahrgenommen wird. In traditionellen Gesellschaften werden Zugehörigkeiten zu einem Dorf, zu einer Verwandtschaftsgruppe, zu einem Stamm, einer ethnischen Gruppe oder auch zu einem Volk markiert. Damit Zugehörigkeiten sowohl von innen als auch von aussen wahrgenommen werden, bedient man sich häufig bestimmter Zeichen, denen identitätsstiftende Wirkung zugeschrieben wird. Solche Zeichen können in spezifischer Kleidung, in Ziermalen, in Wappen oder auch im kognitiven Bereich – z. B. in Herkunftsbezeichnungen, Familien- oder Stammesnamen – eingelagert sein.

Mit dem Aufbau moderner Staatlichkeit im 18. und 19. Jahrhundert erhielt ein neues kollektives Identitätsmuster Bedeutung: die nationale Zugehörigkeit. Aufgrund des Umstandes, dass Staaten gemeinschaftsbezogene Identitätsangebote vermitteln – was jeweils auch die Territorialität und die Abgrenzung nach aussen beinhaltet –, wurde Nationalität zu einem wirksamen Instrument, um eigene Bürger mit Identität auszustatten und mittels nationalistischer Politiken Loyalität einzufordern.

Staatlichkeit und «nationale Identität»

Das Verknüpfen von Staatlichkeit und «nationaler Kultur» zählt zu den mächtigsten Wirkungsfaktoren, welche die Moderne hervorgebracht hat. Unabhängig davon, ob «moderne» Staatlichkeit bereits früh entwickelt wurde (wie in Europa und den USA), oder ob diese im Zuge kommunistischer Politik aufgebaut wurde (wie in der Sowjetunion und in China), oder ob diese gar erst im Zuge der Befreiung von kolonialer Unterdrückung generiert wurde, immer stand und steht das «nationale Projekt» im Vordergrund. Darunter wird verstanden, dass eine Nation als homogenes und geschlossenes Ganzes in Erscheinung treten soll. Da nun aber Staatsvölker nie homogen sind, und praktisch überall auf der Welt jeweils zivilgesellschaftliche Mehrheiten für sich in Anspruch nehmen, die Idee des Nationalen zu verkörpern, z. B. weil sie sprachlich, religiös und kulturell der nationalen Vorstellung am nächsten kommen, geraten jene Gruppen, die diesem Bild nicht entsprechen und die deshalb nicht über die «richtige» Identität verfügen, unter Druck. Es sind dies fast immer kleinere oder grössere Gruppen von Staatsbürgern, die mit nationalen Identitätsangeboten wenig anzufangen wissen, weil diese ihren eigenen kulturellen Vorgaben nicht entsprechen.

Im Zuge von Staatsgründungen können solche Gruppen zu nationalen Minderheiten mutieren. Das Spannungsfeld, das sich zwischen Mehrheiten und Minderheiten auftut, ist deshalb praktisch in allen Nationalstaaten zu finden. Bis in die jüngere Zeit hinein haben Nationalstaaten mit dem Verweis auf die Wahrung der nationalen Einheit Minderheiten zur Assimilation zu zwingen versucht. Beispiele dafür sind Frankreich mit Blick auf Regionalsprachen, amerikanische Staaten in Bezug auf indigene Gruppen, die Türkei hinsichtlich der Kurden oder die Schweiz mit Blick auf Fahrende. Heute wird weniger mit dem Prinzip Assimilation, sondern vermehrt mit dem Prinzip «Anerkennung» gearbeitet, was gleichbedeutend ist mit dem Verzicht von Nationalstaaten, sich als monokulturell und homogen definieren zu wollen. Die Anerkennung von Minderheiten, beziehungsweise von Teilen von Minderheitenkulturen (Sprache, Religion) beinhaltet fast immer auch ein «power-sharing», das auf Selbstbestimmung, auf Teilautonomie oder gar auf Föderalisierung hinauslaufen kann.

Prozesse von Ethnisierung

16 Sowohl der Aufbau von nationalstaatlichen Strukturen als auch die Inkorporation von kulturell differenten (nationalen) Minderheiten – sei dies in Form der Assimilation oder in Form der Anerkennung – spricht jeweils kollektive Identitäten an, nämlich jene, die sich auf das Nationale beziehen, als auch jene, welche die Minderheit betreffen. Streit um Identitäten führt zu dem, was in der Sozialanthropologie mit Ethnisierung umschrieben wird. Ethnisierung beinhaltet gleichermassen die Selbstzuschreibung als auch die Fremdzuschreibung von Identität und kultureller Differenz. Ethnisierungen finden sich in modernen Gesellschaften gewöhnlich dort, wo soziale Gruppen gegeneinander und in Bezug auf einen existenten, durch eine Mehrheitskultur dominierten Nationalstaat um Anerkennung kämpfen und wo sich diese Gruppen zwecks Stärkung eigener Positionen eindeutige Identitäten zulegen. Solche Identitäten zeigen fast ausschliesslich dann praktische Wirkung, wenn sie sich auf vorgestellte religiöse, ethnische oder kulturelle Zugehörigkeit berufen. Hier zeigt sich ein Paradox moderner Gesellschaften, das darin besteht, dass die Bedeutung von ethnischer, religiöser und nationaler Zugehörigkeit nicht schwindet, wie klassische soziologische Theoretiker unter Verweis auf die Individualisierung postuliert haben, sondern im Gegenteil zunimmt.

Wohin wir heute auch schauen: Ethnische Zugehörigkeit mutiert zum wichtigsten Element in Bezug auf das Austragen von gesellschaftlichen Konflikten. Die in afrikanischen Ländern laufenden Bürger- und Stammeskriege (Sudan, Kenia) sind ebenso mehrheitlich als ethnische Bewegungen zu sehen, wie jene nationalistischen Strömungen, die zu Staatsgründungen führen (Kosovo) oder führen sollen (Kurden, Tamilen). Aggressiv religiöser Fundamentalismus findet sich heute in allen grossen Religionen, im Christentum (Evangelikale) ebenso wie im Judentum (Orthodoxe) und im Islam (Sunniten, Schiiten), im Hinduismus (Indien) desgleichen wie im Buddhismus (Tibet). Offensichtlich eignen sich allein noch Ethnisierungen, Nationalisierungen und religiöse Fundamentalisierungen dazu, Projekte kollektiver Emanzipation aufzugleisen.

Identitätspolitik ja oder nein?

Praktisch alle Staaten der Welt sehen sich in der Situation, ethnisch, religiös und/oder kulturell heterogene Bevölkerungen zu «verwalten». Entweder ist Heterogenität bereits in der Zusammensetzung der nationalen Bevölkerung vorgegeben, oder diese entsteht durch Zuwanderung. In vielen Staaten finden sich beide Formen. Regierungen der Mehrheit dieser Staaten entwerfen folgerichtig Politiken, welche die unterschiedlichen Muster der ethnischen, religiösen oder kulturellen Zugehörig-

keit reflektieren. Durch Anerkennungsprozesse sowie mittels spezifischer staatlicher Massnahmen wird oft versucht, Minderheiten zu befähigen, ihre gesellschaftliche Position gegenüber anderen Gruppierungen, insbesondere gegenüber der nationalen Mehrheit zu stärken. Dies nicht zuletzt mit der Absicht, jene potentiellen Spannungen zu entschärfen, die sich aus der meist historisch bedingten Ungleichstellung herausgebildet haben. Staaten sind deshalb gezwungen das zu vollziehen, was sie eigentlich ungern tun, nämlich Identitätspolitik zu betreiben. Identitätspolitik entsteht immer dann, wenn vom Prinzip, dass alle Bürger gleichgestellt und mit gleichen Rechten ausgestattet sind, abgerückt wird, und Gruppen – meistens unterprivilegierte – mit Zusatzrechten ausgestattet werden.

Die Umsetzung solcher Identitätspolitik kann unterschiedliche Formen annehmen. Spannungen zwischen (grossen) Minderheiten und Mehrheiten können mittels föderaler Machtteilung gelöst werden, wie das in der Schweiz der Fall ist. Falls Staaten Wert auf Zentralismus legen, ziehen sie das Modell innerstaatlicher Nationalitätenanerkennung vor, wie das die ehemalige Sowjetunion getan hat und wie dies die heutige Republik China mit der «minzu»-Politik nach wie vor tut. Westlich-liberale Staaten, die – obwohl demokratisch und rechtsstaatlich geführt – gleichwohl auf das Instrument der Ausgleichspolitik zurückgreifen müssen, um ethnische, religiöse oder kulturelle Minderheiten zu schützen, bedienen sich unterschiedlicher Formen. Der schwächste Eingriff besteht in der Verabschiedung von Antidiskriminierungsgesetzgebungen. Ein mittelstarker Eingriff manifestiert sich in der Ausformulierung von



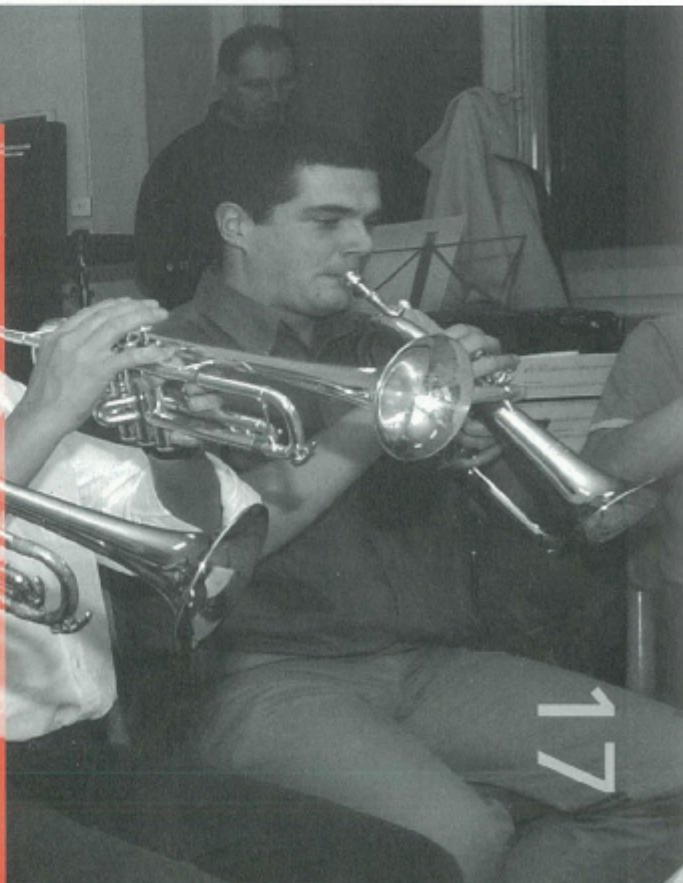
Hans-Rudolf Wicker ist Professor am Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern. Er ist Experte im Bereich Migrationsfragen und publizierte mehrere Bücher zum Thema kollektive Identität.

Communautés imaginées

Politiken zur aktiven Förderung von Minderheiten mittels Quotenregelungen, z.B. «affirmative action», wie dies in den USA in Bezug auf die schwarze Bevölkerung und in Indien hinsichtlich der Angehörigen von unteren Kasten praktiziert wird. Ein starker Eingriff wiederum zeigt sich im Zusprechen von Kollektivrechten an Minderheiten. Letzteres findet sich in Kanada, Norwegen, Australien, Neuseeland sowie in den meisten lateinamerikanischen Staaten mit Blick auf jene indigenen Gesellschaften, die sich selbst als «First Nations» verstehen.

Wie zögerlich Staaten die Instrumente der Identitätspolitik gebrauchen, erklärt sich aus dem Umstand heraus, dass diese den liberalstaatlichen Grundsätzen eigentlich entgegenlaufen, und dass sie nur selten dazu führen, benachteiligende Ungleichheit zwischen ethnischen, religiösen und kulturellen Gruppen abzubauen. So gesehen erklärt sich, weshalb Identitätspolitik, die über das Diskriminierungsverbot hinausgeht, ausschliesslich in Bezug auf nationale Minderheiten Anwendung findet, nicht jedoch hinsichtlich von Zuwanderergruppen. Egal, ob alte Einwanderungsstaaten (USA, Kanada, Australien) oder die neuen Zuwanderungsländer Europas angesprochen sind, von Zuwanderern wird erwartet, dass sie sich «integrieren» und keine spezifische Identitätspolitik einfordern. Soweit religiöse, ethnische oder kulturelle Partikularitäten bei solchen Gruppen wirksam werden, sollen diese nicht über Sonderrechte geschützt, sondern vor dem Hintergrund der ihnen zustehenden Grundrechte artikuliert und gelebt werden.

Les identités collectives ont leur origine dans la société, c'est-à-dire dans la cohabitation d'individus qui la perçoivent comme sociale. Dans les sociétés traditionnelles, c'est l'appartenance à un village, à une parentèle, à un groupe ethnique ou encore à un «peuple» qui est marquée. Pour que les appartenances soient perçues tant à l'intérieur qu'à l'extérieur, on utilise fréquemment des signes distinctifs auxquels on attribue un effet identitaire. Avec l'édification d'Etats souverains modernes aux 18e et 19e siècles, un nouveau modèle identitaire collectif significatif est apparu: l'appartenance nationale. La combinaison de la «souveraineté» et de la «culture nationale» compte parmi les facteurs d'efficacité les plus puissants générés par la modernité. Dans ce champ de tension, on exploite souvent la politique identitaire, que ce soit de la perspective de la majorité d'une société ou des minorités. La politique identitaire est toutefois extrêmement risquée et ambivalente. Si des privilèges en faveur d'un groupe spécifique en dériveraient, ils devraient être articulés et vécus uniquement avec les droits fondamentaux en toile de fond.



Etre là, ici et maintenant

Le concept d'identité diasporique offre un regard nouveau sur la façon des anciens migrants de se définir à la fois d'ici et d'ailleurs. Ce concept permet de penser différemment les catégories d'Etat et de nation et de les dissocier pour dire d'une part l'exercice des droits et des devoirs citoyens de l'en-droit et d'autre part reconnaître des liens d'appartenance à un ailleurs.

Dans une émission diffusée dans le cadre de la semaine de la Télévision suisse «Nous autres/Wir anderen», on voit une famille chez elle, autour du repas familial; on y parle le turc, sur la table des mets turcs et le décor rappelle la Turquie. Les membres de cette famille venaient de recevoir le passeport suisse. Le journaliste demande au père, pour lequel des deux passeports, turc ou suisse, il opterait, s'il devait choisir entre les deux. La réponse vint sans hésiter: «le passeport suisse, évidemment». «Pourquoi?» demande le journaliste – Le père: «Je suis Turc, mais c'est en Suisse que je suis à la maison, c'est ici que c'est chez moi».

On s'attendra ici à une réponse en référence aux possibilités de formation pour les enfants, de l'emploi et du revenu stable, ou relatif à la sécurité sociale. Or, le père ne répond pas sur le plan matériel, mais sur le registre émotionnel, de l'attachement. Sa réponse est marquée non seulement par un fort sentiment d'appartenance à un groupe d'origine «là-bas», à son histoire et sa destinée, mais aussi par l'appartenance à la société helvétique.

De l'identité de «migrant» à l'identité diasporique

Toujours plus de communautés anciennement immigrées découvrent l'existence durable d'un lien particulier entre «ici et là-bas», et ne se définissent plus comme migrants. Ils sont intégrés ici, mais gardent le souvenir de là-bas. La dimension de la mémoire forme un volet central de leur identité. S'ils ne s'identifient pas uniquement avec leur lieu d'arrivée, il en va de même avec leur lieu de provenance, de sorte qu'ils revendiquent une appartenance aux deux. Les nombreux doubles-drapeaux apposés partout durant l'Euro08 en témoignent aussi! En fait, tout en étant citoyens ici, ils s'inscrivent également dans leur communauté nationale d'origine.

Plutôt que de parler de migrants et d'identité de migrant à la deuxième, voire la troisième génération, il faudrait un autre terme pour désigner ce double référentiel avec lequel vivent les immigrants d'hier, installés aujourd'hui ici. Il est vrai que pour certains, même après plusieurs générations, la conscience de leur identité, construite en partie sur une mémoire de l'origine, diffère alors des autochtones, lorsque ceux-ci n'ont ni expérience ni mémoire migratoire. Pour marquer cette différence, le terme de «diaspora» correspond davantage à la durabilité de leur installation dans une nouvelle société que le terme de mi-

grants, serait-ce à la deuxième ou troisième génération. Le terme diaspora signifie dispersion, il désigne un groupe vivant dispersé loin de sa terre d'origine, et qui maintient des liens institutionnalisés, objectifs ou symboliques, par-delà les frontières des États-nations (Schnapper 2001). Le terme de diaspora se distingue par ailleurs de celui d'exil à la connotation plus négative, qui désigne un séjour forcé, voire un retour désiré, mais rendu impossible.

Le terme de diaspora a longtemps été marqué par l'expérience juive, peuple dispersé depuis deux mille ans et ayant maintenu une conscience d'appartenance par-delà des siècles. Aujourd'hui, cette expérience s'est étendue à bien d'autres groupes: on parle de diaspora arménienne, latino-américaine, africaine ou afro-caribéenne, des musulmans et bien d'autres encore. De même, le phénomène diasporique s'étend et ne cesse de se développer dans ses activités et ses ramifications, sous l'effet des technologies modernes qui facilitent le maintien de liens de solidarité transnationaux au travers de la communication téléphonique, par internet et les médias; il est source d'une multiplicité d'échanges transnationaux: monétaires ou commerciaux, services et échanges culturels, y compris des marchés matrimoniaux.

S'il existe effectivement des différences entre l'identité du migrant-diasporique et celle d'autochtone, elle repose dès la deuxième génération souvent moins sur des différences dites culturelles, que dans la référence potentielle, mobilisable à tout moment, à une société d'origine, même lointaine.

Une culture de dominance

L'identité sociale d'un individu n'est jamais figée, elle évolue sans cesse au cours d'une trajectoire et selon les contextes. Elle est le résultat de rencontres et de comparaisons, qui permettent à un individu de se définir en tant que membres de groupes, de se dire «Nous», et de se différencier de «Eux». Il est fondamental pour l'individu de savoir qu'il fait partie des catégories qui sont valorisées et considérées positivement dans la comparaison entre «Eux» et «Nous». Or, dans l'espace sociétal, les différentes identités ne bénéficient pas d'une estime sociale égale, car les rapports entre les groupes s'inscrivent dans un contexte d'inégalité et de pouvoir, imprégnant par là les identités sous forme d'identités majoritaires et minoritaires. L'identité ne s'exprime donc pas uniquement par sa dimension ethno-culturelle, mais se constitue aussi sur la base d'interactions entre majorités et minorités.

Ici, les termes de majorité et de minorité ne s'entendent pas au sens numérique, mais se rapportent aux positions dominantes ou dominées. Les minorités sont des groupes se trouvant dans une situation de moindre pouvoir du point de vue économique, juridique ou politique, alors que la majorité occupe une position hégémonique, disposant de ressources matérielles et symboliques (Guillaumin 1992), ce qui engendre une relation de dominance, marquée pour les uns par des privilèges, pour les

autres par des désavantages. Il ne s'agit pas là de positions figées et immuables, mais de relations qui se font et se défont en fonction de contextes et de situations historiques et sociales. Il se produit néanmoins dans un contexte donné une «culture de dominance» (Rommelspacher 1995) qui agit sous forme de mode de vie, d'interprétation de soi et des autres, faisant appel à des images basées sur une catégorisation et une auto-catégorisation en termes de supériorité et d'infériorité. Ainsi, les positions sociales objectives sont intériorisées de part et d'autre en termes de dominance ou de discrimination. L'identité majoritaire sert de référence et procure un sentiment d'évidence; alors que la minorité se vit comme écart de la norme, avec une conscience de sa particularité, marquée par des déficits et des stigmatisations.

Pourtant, l'ethnicité ne se trouve pas uniquement chez les «Autres» – la majorité possède elle aussi une identité ethnique. Or, la majorité, ayant toujours une moindre conscience de son identité que la minorité, ne perçoit pas toujours sa propre identité ou sa culture, la considérant comme universelle. Elle ne prend souvent conscience de sa religion ou de sa couleur qu'au moment où elle y est rendue attentive par la minorité. Mise en cause pour ses prérogatives, elle peut réagir par une réaction défensive ou le rejet de l'Autre. Elle fait l'expérience du dilemme de son propre pouvoir, elle estime être démocratique et égalitaire, et se sent injustement accusée.

Quant aux minorités, elles se trouvent non seulement catégorisées en permanence comme Autres, mais elles sont aussi décrites et définies par les Autres. La minorité ne peut échapper à cette définition par autrui, qu'elle refuse cette catégorisation ou qu'elle la revendique. Le véritable dilemme de la minorité est d'être tiraillé entre révolte, impuissance et affirmation de soi, avec comme corollaire le risque de dévalorisation de soi duquel seul un processus d'émancipation permet de sortir; ce qui requiert la reconnaissance de sa spécificité ethno-culturelle, ainsi qu'un renforcement du groupe lui-même.

Un piège et un mythe

Mais l'idée de diaspora est aussi une forme de rêve, qui idéalise un passé mythique commun ou une origine commune. La mémoire est un facteur important pour la conscience diasporique, souvent liée à des souvenirs douloureux, de violences, de guerres ou de pénuries ayant forcé les ancêtres à l'émigration, mais laissant néanmoins paraître le lieu d'origine comme un endroit paradisiaque. Cette dimension mythique comporte des écueils, comme celui de réduire l'appartenance à une origine soi-disant pure, d'essentialiser l'appartenance au groupe et d'ignorer ou de minimiser les interactions et le métissage avec le contexte de la société d'immigration.

Aussi, l'identité diasporique n'implique ni un retour indispensable, ni le devoir de cultiver la nostalgie du lieu d'origine. Stuart Hall, Afro-Antillais et fondateur des «cultural studies», écarte l'idée que l'expérience diasporique impliquerait néces-

sairement le retour dans une «mère patrie» comme accomplissement. De même, il refuse de considérer que l'identité diasporique ne puisse être maintenue que par le retour ou être «dictée par des notions d'essence ou de pureté»; pour lui c'est au contraire la diversité qui représente le garant de la continuité du groupe. Hall défend ainsi l'idée que la diaspora – s'inspirant de la sienne – se maintient vivante précisément au travers l'hybridation, le métissage et les multiples recompositions, et qu'elle procure par là une conscience aigüe du caractère arbitraire des frontières ethniques et nationales qu'elle permet de transcender.

Actuellement, on observe une re-ethnisation des identités du côté de nombre de groupes minoritaires, qui est à mettre en parallèle avec une recrudescence du sentiment national du côté de bien des membres des groupes majoritaires. Le monde des nations est ainsi présenté de part et d'autre comme un monde «naturel», un ordre moral de l'état naturel des nations, il traverse sans être explicité les habitudes de la vie sociale et la perception de soi. Tel un «nationalisme banal» (Billig 1995), il marque nos façons de penser et d'agir, qui se trouvent au cœur de l'identité et de l'idéologie quotidienne.

Du côté des minorités, l'expérience diasporique ne devrait pas servir de prétexte à ne vivre que par et pour un retour hypothétique, ni servir à l'auto-exclusion, à la ghettoïsation ou au retrait identitaire. Mais la potentialité d'un retour existe, même si en général elle n'est pas concrétisée.

Et à l'inverse, les appartenances et liens diasporiques ne doivent pas servir de prétexte à la société majoritaire de marginaliser des minorités, leur refuser des droits ou leur contester les possibilités d'intégration. Pour des autochtones n'ayant pas d'expérience migratoire, ni de mémoire d'un «ailleurs», il est souvent difficile de comprendre l'expérience diasporique, qui sera parfois interprétée comme manque de loyauté ou manque de volonté de s'intégrer. Pourtant, le sentiment d'appartenance qu'exprime le père turc mentionné au début, nous montre qu'on peut fort bien posséder deux lieux d'appartenance émotionnels. La notion de diaspora ne repose ni sur l'essence d'un peuple, ni sur la pureté des origines; il s'agit d'une construction sociale qui varie selon les contextes, et les identités diasporiques sont le reflet d'interactions avec ce contexte. D'appartenance univoque elles obligent à faire face à une situation complexe caractérisée par l'ambivalence et l'absence de certitudes qui exige à la fois l'abandon de mythes rassurants et beaucoup de créativité individuelle et collective. Dans ce contexte l'identité est un acte créatif d'identification qui cherche un espace d'expression et de reconnaissance public.

Monique Eckmann est sociologue et professeure à l'Haute école de travail social – Institut d'études sociales à Genève. Ses recherches portent sur les dynamiques identitaires, les conflits intergroupes et le dialogue entre minorités et majorités.

Défi pour l'Etat-nation

Cette situation constitue également un défi pour l'Etat-nation. Car la demande de reconnaissance des identités diasporiques exige de nouvelles façons de penser les catégories de nationalité et de citoyenneté, tant pour les sociétés de provenance que pour les sociétés d'installation. L'idée de distinguer et de dissocier le concept de nationalité et celui de citoyenneté offre une perspective intéressante à ce propos. Il s'agit de définir l'appartenance à une nation au sens d'un groupe culturel indépendamment de son ancrage territorial.

Une des minorités importantes d'Europe centrale était le monde juif, où les débats au sujet des droits des minorités étaient des plus vifs. C'est là qu'émergea le concept de «Doykeit», un terme yiddish qui signifie «Etre là, ici et maintenant» – et qui associe l'affirmation de l'appartenance au collectif juif au fait d'exercer ses droits et ses devoirs de citoyen «ici et maintenant», là où on vit et où on travaille. Ce concept pourrait nourrir le débat actuel sur les identités minoritaires et diasporiques, puisqu'il proposait déjà cette idée d'appartenance non-territoriale et non étatique, et revendiquait la reconnaissance d'une appartenance nationale au sens émotionnel, culturel et identitaire, sans pour autant vouloir la traduire en nationalité étatique. Ce débat est davantage répandu dans le monde anglo-saxon que dans le monde francophone. Suivant la terminologie anglaise, le concept de «nation» définit l'appartenance culturelle ou ethnique et ne coïncide pas automatiquement avec celui d'Etat. En distinguant l'Etat et la nation, le premier se définit comme une communauté citoyenne qui comprend le domaine du politique, et le deuxième comme une communauté nationale relative au



domaine de l'identitaire, de l'émotionnel ou du culturel (Dieckhoff 2000). Quant au concept de citoyenneté, il décrit l'appartenance au collectif qui forme le souverain d'un Etat donné. En fait, les deux dimensions fort différentes d'Etat et de nation sont censées coïncider dans un Etat-nation, où vaudrait le principe «un Etat, une terre, un peuple», ce qui est inadapté à la plupart des Etats et source d'exclusion.

Reprendre l'idée de «Doykeit» plus largement offrirait aux diasporas d'aujourd'hui la reconnaissance de leurs spécificités de minorités tout en leur accordant des droits et des devoirs de citoyenneté, donc de reconnaître une pluralité de groupes nationaux coexistant dans un Etat. L'idée de «Doykeit», avec sa dimension du présent immédiat, n'est d'ailleurs pas sans rappeler la devise du mouvement des Secondos-Secondas: «Nous sommes là... parce que nous sommes là!»

Bibliographie

- Billig, Michael, 1995, Banal nationalism. London: Sage.
 Dieckhoff, Alain, 2000, La nation dans tous ses États. Paris, Flammarion.
 Eckmann, Monique, 2004, Identités en conflit, dialogue des mémoires. Ed. ies: Genève.
 Guillaumin, Colette, 1992, Sexe, race et pratiques de pouvoir. Paris: éditions-femmes.
 Hall, Stuart, 1994, Rassismus und kulturelle Identität. Hamburg, Argument Verlag.
 Rommelspacher, Birgit, 1995, Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. Orlanda Frauenverlag.
 Schnapper, Dominique, 2001, De l'État-nation au monde transnational. Du sens et de l'utilité du concept de diaspora. In: Revue Européenne des Migrations Internationales 17, 2: 9-36.

«Wir sind hier – weil wir hier sind»

Interaktionen zwischen Zugewanderten und Etablierten charakterisieren sich einerseits durch die internalisierte Erfahrung von Mehr- und Minderheit. Die spezifische Erfahrung jedoch, die Migrantinnen und Migranten prägt, ist die Bildung eines dauerhaften Bandes sowohl zur Herkunftsgesellschaft als auch zum Ort, wo sie leben und arbeiten. Der Ausdruck Diaspora-Identität wird dieser Situation eher gerecht als jener der Migranten-Identität, denn er zieht in Betracht, dass die Betroffenen sich als «angekommen» in der neuen Gesellschaft sehen. Die Forderung nach Anerkennung von Diaspora-Identitäten bildet jedoch eine Herausforderung für den Nationalstaat, sowohl an die Aufnahme- wie auch an die Herkunftsgesellschaften, der mit neuen Konzepten – wie dies mit der Idee des «Doykeit» (Begriff aus dem Jiddischen für «hier und jetzt sein») ausgedrückt werden kann.

21



Nenad Stojanović

Quando si è diversi

Il sole non si era ancora alzato quella mattina d'autunno quando mio padre mi portò a scuola per la prima volta nella mia vita. Avevo già otto anni ma a scuola non ci ero mai stato e non era sicuramente mio padre a volere che ci andassi. Un giorno erano venuti nella nostra baracca degli uomini vestiti di grigio e avevano spiegato ai miei genitori, in una lingua per me quasi incomprensibile, che dovevo assolutamente andare a scuola, altrimenti noi e il nostro bestiame non avremmo potuto ottenere il permesso di restare in quel posto. Ecco qui la ragione per cui quella mattina fui obbligato a varcare la soglia di un edificio più largo che alto, di un colore grigio e triste. Tuttavia la maestra mi piacque subito. Era gentile e sorridente, le sue parole erano dolci e rassicuranti. Disse a me e a mio padre che mi sarei trovato benissimo, che non c'era niente da temere.

Già, io non dovevo temere niente. Ma ben presto mi accorsi che gli altri bambini avevano qualcosa che incuteva loro paura. Non appena entrato nell'aula e sistemato in un banco, mi resi conto che gli altri bambini mi osservavano con timore ma anche con un po' di curiosità. Mi trovai in una situazione imbarazzante, non confortevole. Mi sentivo diverso dagli altri. Ma gli altri, chi erano gli altri? Erano, tutto sommato, dei bambini come me, con un naso e una bocca, con gli occhi e le orecchie. Solo che la loro pelle era un po' più chiara della mia e i loro ve-

stiti erano puliti e in ordine. Mi piaceva odorarli perché sapevano di freschezza, come i primi fiori di primavera colti sul prato della mia collina. Durante la ricreazione cercavo di giocare con loro a pallone ma, appena mi avvicinavo, prendevano la palla e correvano subito via. Una volta uno di loro mi disse: «Zingaro che non sei altro, non pensare di poter rubare le nostre cose!». Fu la prima volta che qualcuno mi definì in questo modo. Mi diede così un'identità. Da allora in poi questo appellativo mi avrebbe accompagnato dappertutto, ovunque andassi. Zingaro, insomma, voleva dire non essere come loro, essere diverso.

Non tutti, però, erano così poco amichevoli. C'era soprattutto una bimba che mi dava sempre un pezzo del suo panino durante la pausa e sorrideva ogni volta che la guardavo. Vi devo confessare: era la mia amica del cuore. Anche la maestra mi aiutava a farmi accettare dagli altri. Li incitava a stare con me e, a poco a poco, loro cominciarono a conoscermi meglio, a chiamarmi a giocare con loro a pallone. Ma erano anche, bisogna dirlo, molto furbi: siccome giocavo molto bene a pallone ognuno aveva interesse ad avermi nella propria squadra.

Quando, dopo un po' di tempo, ebbi conquistato la loro fiducia, uno a uno si avvicinarono, dapprima molto timidamente, poi con sempre maggiore coraggio, chiedendomi dove abitassi, cosa facesse mio padre, se fosse vero che le vecchie zingare rubavano i bambini piccoli e altre cose simili. Cercavo di rispondere alle loro domande; si trattava però, nella maggior parte dei casi, di negare ciò che avevano sentito dire nelle loro case, di sfatare alcuni pregiudizi. Alla fine avevo molti amici, e ne fui contento. Insegnavo loro i giochi e le danze con le quali ero cresciuto e qualche vecchio trucco che mia nonna cono-

sceva così bene. Infine, stando fra loro, imparai bene la loro lingua, anche se conservai sempre un po' del mio accento; zingaro, per l'appunto.

Tuttavia, la nostra amicizia mi causò non pochi problemi in famiglia. Dicevano che non mi sforzavo abbastanza di badare alle nostre tradizioni e la vecchia zia brontolava che non sarei mai riuscito a trovare una bella ragazza da sposare. Una delle nostre, ovviamente. Così accadde che, concluso il ciclo dell'educazione obbligatoria, i miei non mi permisero più di continuare la scuola: nemmeno i ripetuti appelli e le implorazioni della maestra cambiarono la loro opinione. Perciò dovetti seguire il cammino di mio padre imparando ad addestrare gli orsi e a prepararli per gli spettacoli che si tenevano durante le fiere durante tutto l'anno, in tutto il Paese.

Un giorno, da un momento all'altro, accadde qualcosa di strano e sorprendente. Nei dintorni della città si cominciò a sparare con sempre maggiore intensità e con sempre maggiore frequenza. Agli spari dei fucili si aggiunsero piano piano le esplosioni delle granate. Non capivo cosa succedesse e perciò andai a trovare un mio vecchio amico di scuola. Mi spiegò con parole semplici di cosa si trattava.

Loro – se ho capito bene – combattevano fra di loro. «Perché?», mi chiederete. È difficile dirlo. Pare ora che siano loro ad essere diversi, che alcuni siano musulmani, altri serbi, e altri ancora croati; pare che anche i loro dèi siano diversi l'uno dall'altro, che si siano da sempre odiati e che non possano più vivere assieme.

A dire il vero, ci capisco poco. In fondo parlano la stessa lingua, vivono negli stessi palazzi, si vestono allo stesso modo. Hanno lo stesso odore e i vestiti puliti e, infine, hanno lo stesso colore della pelle. Devo però confessare che sono un pochino compiaciuto perché così almeno non siamo più gli altri zingari ed io gli unici ad essere percepiti come diversi. Anzi, adesso non dò più fastidio a nessuno, con il mio orso continuo a dare spettacoli dappertutto e a guadagnare un po' di soldi per la vita; nessuno mi caccia via perché, come dicono, sono neutrale, la gente da temere e da odiare è adesso altra. Ciononostante mi dispiace vederli morire per una cosa di così poca importanza perché, in fondo, come dice mia nonna, ogni creatura umana è voluta da Dio e lui solo può deciderne il destino.

Ecco perché ora non mi preoccupa più la mia diversità, il mio colore della pelle. Sono fatto così e continuerò a vivere in questo modo, proprio come hanno fatto i miei avi e così come faranno i miei figli. Ma continuo a chiedermi: e loro, cosa faranno?

Nenad Stojanović è nato a Sarajevo nel 1976. La guerra lo sradica dal suo mondo: nel 1992 si trasferisce dapprima in Germania, poi in Svizzera, nel Ticino. Impara la lingua italiana e inizia a scrivere. In queste pagine rivive e racconta l'esperienza che ha vissuto.

Estratto del libro «C'era una volta una città», Nenad Stojanović, 2007, Fontana Edizioni, Pregassona. Estratto pubblicato con l'accordo dell'autore.

Auf der Suche nach dem «Fremden» und dem «Selbst»

Das Schlagwort «Überfremdung» hat die politische Kultur und die Ausländerpolitik der Schweiz im 20. Jahrhundert stark geprägt. Die Gründung von politischen Parteien und Organisationen, die dieses Thema zum programmatischen Schwerpunkt ihrer Arbeit erhoben, belegen dies ebenso wie zahlreiche Debatten vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Auch in den aktuellen politischen Diskussionen zur Migrations- und Einbürgerungspolitik stellt der schwammige Begriff «Überfremdung» noch immer eine nicht zu unterschätzende Grösse dar. Wie eng Begriff und Konzept der «Überfremdung» mit Fragen nationaler Identität verwoben sind, zeigt ein Blick in die Geschichte der Überfremdungskämpfung.

In den Kultur- und Sozialwissenschaften ist man sich heute einig, dass Eigenschaftszuschreibungen von «fremd» und «eigen» immer gegenseitig aufeinander bezogen und orts- sowie zeitabhängig sind. Der deutsche Soziologe Uli Bielefeld hat dies mit der bekannten Formel ausgedrückt: «Über das Fremde und die Fremden lässt sich nicht allgemein reden. Spezifiziert man es, redet man über sich selbst. Das Fremde konkretisiert sich im Eigenen.» (Bielefeld 1992: 9)

Fremd- und Selbstzuschreibungen

Besonders deutlich werden die Zusammenhänge von «fremd» und «eigen», wenn wir uns die Anfänge des Überfremdungsdiskurses im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts vergegenwärtigen. Nachdem der Zürcher Armensekretär Carl Alfred Schmid 1900 erstmals den Begriff «Überfremdung» verwendet hatte, entwickelte sich die damals so bezeichnete «Ausländerfrage» bis zum Ersten Weltkrieg zu einem innenpolitischen Thema von breitem Interesse. Gleichzeitig machten sich vor allem Intellektuelle Gedanken zur nationalen Identität der Schweiz. Die Frage «Wer sind wir?» akzentuierte sich vor dem Hintergrund des zunehmenden Nationalismus in Europa und der wachsenden Zahl von Einwanderern. Doch anders als bei ihren grossen Nachbarn Deutschland, Frankreich und Italien wurde die Frage nach dem «Kern» der nationalen Einheit in der bisher als «Willensnation» verstandenen Schweiz anders aufgeworfen. Jede einseitig kulturalistische Beantwortung, die für die Nachbarn zumindest in der Theorie möglich war, hätte in der Schweiz mit ihrer sprachlich-kulturellen Heterogenität unweigerlich zur Zerreisssprobe geführt. Die Schweiz konnte sich nicht auf die Einheit der Sprache, der Religion und/oder der Kultur berufen. Als Ausweg bot sich daher eine Selbstdefinition ex-negativo an. Die Schwierigkeit sich selbst zu beschreiben, verhalf dem Begriff und Konzept der «Überfremdung» in der Schweiz zu einer erstaunlichen Karriere und formte das

«Fremde» zugleich zu einer potentiellen Bedrohung. Mit der Chiffre «Überfremdung» konnten Abwehrhaltungen eingenommen und Abwehrpraktiken entwickelt werden, ohne dass dabei die kulturelle Vielfalt der Schweiz ernsthaft in Frage gestellt werden musste (Kury, 2003: 44).

«Überfremdung» wurde im Verlaufe des 20. Jahrhunderts immer wieder für neue Kreise zu einem Signum kulturell-nationaler Selbstvergewisserung. Das einigende Band der Verfechter des Überfremdungsdiskurses kann am treffendsten als anti-liberal, in gewissen Teilen auch als anti-modernistisch, als beharrend und dem sozialen Wandel trotzend, bezeichnet werden. Das «Bekenntnis» zur «Überfremdung» meinte, dieses so bezeichnete Phänomen als vermeintliche Tatsache anzuerkennen. Es bedeutete die Übernahme eines selbstverständlichen Systems von Ideen, ein Bündel von Präferenzen, Normen und Symbolen.

Denkmuster und Zahlenspiele von langer Wirkungsdauer

Das Denken von Carl Alfred Schmid, dem Erfinder des Begriffs «Überfremdung», war von seiner täglichen Arbeit als städtischer Armensekretär Zürichs und seiner Sorge um die Zukunft der Freiwilligen Armenkasse geprägt. Vor dem Hintergrund der seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert rasch wachsenden Ausländerzahlen glaubte er, dass die sozialen Kosten bald nicht mehr zu tragen sein würden. Zugleich ging er davon aus, dass «unsere nationale Selbständigkeit sich in höchster Gefährdung befindet». Nähme der Prozess der «Entnationalisierung», «der Überfremdung», zu, so führte dies «unabwendbar» zum Untergang der Schweiz. Inhaltlich stereotyp, doch statistisch untermauert, warnte Schmid unablässig vor diesem «Schicksal». Den Zeitpunkt, an dem Schweizerinnen und Schweizer in der Minderheit sein würden, errechnete er auf 1970. Dann würde sich die Schweiz «also auf einen geographischen Begriff reduziert haben, wie Polen». Sie «wird als ein Fall chauvinistischer Ausschliesslichkeit und Inzucht in den Geschichtsbüchern endigen» (Schmid 1912: 20).

Welche Wirkungsmacht die Schmidischen Zahlenspiele besaßen, zeigt ein Blick in die erste offizielle Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung betreffend «Massnahmen gegen die Überfremdung» aus dem Jahre 1920. In dieser Botschaft vermied es der Bundesrat, «Überfremdung» zu definieren; zugleich wurde diese jedoch als eine «unumstössliche Tatsache» bezeichnet. Ebenso scheint es, dass sich der Bundesrat dabei ganz auf die Schriften von Schmid stützte: «Man kann also heute schon vorausberechnen, dass, wenn der Wachstums-koeffizient für die Fremden der gleiche bliebe, in 77 Jahren die Hälfte der Bevölkerung der Schweiz aus Ausländern bestehen würde» (Bbl., V/1920: 8). Die bundesrätliche Prognose suggerierte, dass, sofern keine bevölkerungspolitischen Massnahmen ergriffen würden, die Schweizer im Jahre 1997 im eige-

nen Land in der Minderheit wären. Die Passage belegt zugleich auch, dass diesem Denken ein statisches Verständnis von Kultur zu Grunde lag, gemäss dem die Einwanderer auch nach drei Generationen «Fremde» bleiben würden.

Das Schmidische Denkmuster bildete in der Folge die Grundlage für verschiedene Überfremdungsinitiativen der 1970er-Jahre bis hin zur 18-Prozent-Initiative des Jahres 2000. Im September 2004 verwendeten der SVP nahe stehende Kreise diese Form populistischer demografischer Prognostik modifiziert wieder. In einer äusserst polemisch geführten Kampagne «Muslime bald in der Mehrheit?» versuchte ein nationalkonservatives Komitee politisch Kapital zu schlagen. Die Kampagne suggerierte, dass Protestanten, Katholiken, Juden, Andersgläubige und Agnostiker zusammen gegenüber Musliminnen und Muslimen in absehbarer Zeit in der Schweiz zur Minderheit würden. Nicht zuletzt aufgrund dieser Kampagne wurden zwei Verfassungsänderungen, welche Erleichterungen und Vereinheitlichungen bei der Einbürgerung gesetzlich verankern wollten, vom Souverän verworfen. Damals wie teilweise heute ergänzten sich fragwürdige «Bevölkerungsprognosen» mit der heraufbeschworenen Gefahr von «Überfremdung», beziehungsweise von «Islamisierung».

«Geistige Landesverteidigung»

Höhepunkte der Überfremdungsbekämpfung bildeten die 1930er-Jahre und das Jahrzehnt zwischen 1965 und 1975. Die erste dieser beiden Phasen wurde durch die während des Ersten Weltkriegs neu geschaffene Fremdenpolizei bestimmt. Im Wechselspiel von polizeilichen sowie wirtschafts- und bevölkerungspolitischen Überlegungen wurde nach 1918 «Überfremdung» zum beherrschenden politischen Schlagwort. Als ursprünglich quantitative Abwehrstrategie gedacht, entwickelte sich «Überfremdung» rasch zu einem qualitativen, kulturprotektionistischen Instrument. Das Hauptanliegen der Behörden war es, die Zuwanderung durch eine «qualitative Auswahl» zu steuern. Das Problematische dabei war, dass sich die Behörden auf das sozialdarwinistische Konzept der «Auslese» stützten. Dies ermöglichte das Eindringen von diskriminierenden und insbesondere antisemitischen Praktiken. In der Zwi-

schenkriegszeit waren hauptsächlich ausländische Juden und Jüdinnen von der Abwehrpolitik der Behörden betroffen, obwohl sie unter den Ausländern und Ausländerinnen eine verschwindend kleine Minderheit bildeten. Bereits in den frühen 1920er-Jahren hatte sich die Politik und Praxis der Abwehr verfestigt.

Diese Politik besass Einfluss auf die Ausarbeitung des Gesetzes über Aufenthalt und Niederlassung von Ausländern (ANAG) aus dem Jahre 1931. Mit dem ANAG beziehungsweise mit den Ausführungsbestimmungen des Jahres 1933 erhielten die Behördenvertreter die rechtliche Grundlage für die Überfremdungsbekämpfung zugewiesen. Auch nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland im Jahre 1933 und nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs sollte die Überfremdungsbekämpfung oberstes handlungsleitendes Motiv der Fremdenpolizei bleiben.

Hatte der Überfremdungsdiskurs die Niederlassungs- und Einbürgerungspolitik vor 1933 bestimmt, so ist nach 1933 beziehungsweise 1939 auch die antisemitisch ausgerichtete Flüchtlingspolitik der Schweiz vor diesem Hintergrund zu verstehen. Durch den Krieg verlagerten sich die Maximen der Überfremdungsbekämpfung, die sich bisher vor allem gegen Zuwanderer gerichtet hatten, auf Flüchtlinge. Das Ausgrenzen und der Ausschluss von so genannt «unerwünschten Elementen» setzte sich im Fernhalten «unerwünschter» Flüchtlinge fort. Die Flüchtlingspolitik lag zudem zu weiten Teilen in den Händen jener Personen, die sich seit dem Ende des Ersten Weltkriegs selbst als «Avantgarde der Überfremdungsbekämpfung» verstanden. Mit den ausländischen Juden wäre schliesslich jene Personengruppe in die Schweiz gelangt, gegen die die Behörden seit zwei Jahrzehnten angeschrieben hatten und gegen die sich die Praktiken der Abwehr seit dem Ersten Weltkrieg gerichtet hatten. Das Überfremdungskonzept der Zeit von 1918 bis 1945 stiess sowohl damals wie später auf so wenig Kritik, weil es sich auszeichnet in die politisch-kulturelle Bewegung

der «Geistigen Landesverteidigung» integrieren liess. Die «Geistige Landesverteidigung» und die «Überfremdungsbekämpfung» gaben vor, die Schweiz durch Abwehr von als unschweizerisch deklarierten Werten zu schützen. Doch während die «Geistige Landesverteidigung» die Stärkung schweizerischer Traditionen und die Abwehr vor Faschismus, Nationalsozialismus und Kommunismus zum Ziel hatte, richtete sich die Überfremdungsbekämpfung bis nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem gegen jüdische Immigranten und Flüchtlinge.

Überfremdungsbewegung zur Zeit der Hochkonjunktur

Anders als vor dem Zweiten Weltkrieg ging die Stossrichtung zur Bekämpfung der «Überfremdung» nach 1945 mehrheitlich von politischen Parteien und Bewegungen aus. Vorerst waren es zwar noch Behörden und Gewerkschaften sowie Teile der Sozialdemokratie, die vor «Überfremdung» und insbesondere vor der wachsenden Arbeitsmigration aus Italien warnten. Ab den 1960er-Jahren begann sich aber in Teilen der Bevölkerung sowie in politischen Kleinparteien ein Konsens dahingehend herauszubilden, dass in Fragen der Arbeitsmigration eine kritische Grösse erreicht worden sei, die Gefahr der «Überfremdung» zunehme und die «Assimilationsmöglichkeit» der Schweiz an Grenzen stosse. Innerhalb der ausländerpolitischen Debatten verlagerte sich zugleich der Schwerpunkt von wirtschaftlichen, rechtlichen und konjunkturellen Fragen zu solchen nach der nationalen Identität und kulturellen Eigenständigkeit der Schweiz (Buomberger 2004).

Am virtuosesten gelang dies dem Zürcher Rechtsintellektuellen James Schwarzenbach. Schwarzenbach verstand es, Überfremdungsängste mit dem Unbehagen gegen die Moderne und gegen eine überbordende Hochkonjunktur zu verknüpfen. In Form einer rückwärtsgerichteten Utopie stilisierte er in zahlreichen Reden die alte Eidgenossenschaft und die moderne Schweiz zu einem Hort der Einzigartigkeit. In Fortführung und Zuspitzung der Ideen der «Geistigen Landesverteidigung» sollte die Schweiz vor fremden Einflüssen wie dem Kommunismus, aber auch vor Grosskapitalismus, Frauenemanzipation und einer wachsenden Arbeitsmigration geschützt werden (Drews 2005). Je stärker sich Regierung und Behörden in den 1960er-Jahren vom Konzept der «Überfremdung» verabschiedeten und internationale Abkommen eingingen, umso besser gelang es Schwarzenbach und seinen Mitstreitern, diesen Begriff wieder zum beherrschenden politischen Schlagwort werden zu lassen. Die Abstimmung «gegen die Überfremdung der

Schweiz» vom Juni 1970 stellte die Schweiz gar vor die grösste politische Zerreissprobe nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Vorlage wurde mit 54 Prozent Nein-Stimmen und der Annahme in acht Ständen verworfen. Dieses überraschend knappe Ergebnis führte zu weiteren so genannten Überfremdungsinitiativen verschiedener Splitterparteien, die alle jedoch deutlich abgelehnt wurden.

Die grosse Beachtung, die Schwarzenbach und seine Bewegung gegen «Überfremdung» erlangten, lag jedoch nicht nur am eigentlichen Thema, also an Fragen der Einschränkung der Arbeitsmigration. Aus heutiger Sicht ist die damalige Bewegung vor allem als kultureller Reflex auf den raschen ökonomischen und sozialen Wandel der Nachkriegsjahre zu deuten. Schwarzenbach hielt den rasanten Veränderungen nach 1945 ein diskursives Konstrukt entgegen, das in der Chiffre der «Überfremdung» unterschiedlichste Sorgen bündelte. In der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre verlor der Begriff wieder rasch an politischer Bedeutung (Skenderovic/D'Amato 2008). Nicht an Bedeutung verloren hat hingegen das Bestreben, mit rückwärtsgewandter Utopie und fremdenfeindlichen Parolen zu politisieren. Der Blick in die Geschichte des Überfremdungsdiskurses verdeutlicht die äusserst enge Verknüpfung der Bildung nationaler Identität(en) und der Ausgrenzung bestimmter Gruppierungen. Im Verlaufe des 20. Jahrhunderts waren die gesellschaftspolitischen Ausgrenzungsversuche in der Schweiz immer dann besonders ausgeprägt, wenn der Prozess der kollektiven Selbstfindung nach zeitgemässen Antworten suchte. Diese historische Erkenntnis sollte aktuell besonders dann in unser Bewusstsein dringen, wenn wir über den Platz der Schweiz in einem vereinten Europa und einer globalisierten Welt nachdenken.

Literatur

- Bielefeld, Uli (Hg.), 1992, Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der alten Welt? Hamburg: Institut für Sozial-Forschung Hamburg.
- Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung betreffend Revision des Art. 44 der Bundesverfassung (Massnahmen gegen die Überfremdung). In: Bundesblatt (Bbl.), V/1920: 1–78.
- Buomberger, Thomas, 2004, Kampf gegen unerwünschte Fremde. Von James Schwarzenbach bis Christoph Blocher. Zürich: orell füssli.
- Drewe, Isabel, 2005, «Schweizer erwache!». Der Rechtspopulist James Schwarzenbach (1967–1978). Frauenfeld, Stuttgart, Wien: Verlag Huber.
- Kury, Patrick, 2003, Über Fremde reden. Überfremdungsdiskurs und Ausgrenzung in der Schweiz 1900–1945, Zürich: Chronos.
- Schmid, C[arl] A[lfred], Die Schweiz im Jahre 2000. In: Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit (SZG) 51/6/7 (1912), Zürich.
- Skenderovic, Damir / D'Amato, Gianni, 2008, Mit dem Fremden politisieren. Rechtspopulismus und Migrationspolitik in der Schweiz seit den 1960er Jahren. Zürich: Chronos.

Alla ricerca dello «straniero» e del «proprio»

La nozione di «inforestieramento» ha marcato fortemente la cultura politica e la politica in materia di stranieri del 20° secolo in Svizzera. La tematica si è particolarmente fatta sentire negli anni 1930 nonché nel decennio tra il 1965 e il 1975. La prima di queste due fasi è stata determinata dalla creazione, dopo la Prima Guerra Mondiale, della polizia degli stranieri. Dopo la Seconda Guerra Mondiale, l'idea di lottare contro l'«inforestieramento» era portata anzitutto da partiti e movimenti politici. In margine a esempi concreti, l'articolo illustra il nesso intimo tra la nozione di «inforestieramento» e le questioni legate all'identità nazionale. Mostra inoltre il paradigma che continua a impregnare, seppur in modo diverso, il discorso politico nell'ambito della migrazione e della naturalizzazione.

Formation nationale et identit 

Depuis le XIXe siècle, l'histoire des migrations est liée à l'évolution de la formation nationale, c'est-à-dire à l'établissement progressif d'un espace sociopolitique et culturel de dimension nationale. Comme l'ont montré notamment les travaux de Gérard Noiriel pour la France et les recherches des auteurs pour la Suisse, la formation nationale est d'abord une entit  juridique et politique.

Dans une vision nationaliste et patriotique émergente se développe une culture dont le but ultime est l'intégration morale du peuple autour de valeurs «historiques» voire de critères ethniques. L'identit  appar it donc comme une construction qui évolue en relation avec les objectifs et les valeurs dominantes qui sous-tendent le processus de la formation nationale. Nationale ou cantonale, cette identit  est affirmée comme un élément de stabilité, issue d'une histoire collective et projetée dans un idéal à retrouver. En outre, la formation nationale n'est pas seulement le résultat de l'évolution politico-juridique de la société, elle est également la résultante des rapports de force entre les différents acteurs sociaux qui en pensent l'évolution, tels l'Etat, les experts, l'opinion. Plus particulièrement, le discours

des «experts» joue un rôle fondamental dans la prise de conscience des problèmes sociaux, de leur formulation, de leur analyse et de leur interprétation. Dans cette perspective, la démographie devient un des éléments construits et constitutifs de l'identit  nationale.

Socialisation du peuple suisse

La Suisse de la deuxième moitié du XIXe s'industrialise et diversifie ses productions. Cette modernisation induit de profondes modifications des structures démographiques et sociales. Ces mutations représentent des défis dont la solution ne peut être envisagée dans le seul respect des particularités cantonales et communales. Il s'agit de leur apporter une réponse nationale, par un transfert de compétences vers l'Etat central. La première intégration qui est en cause est celle de la population suisse. De fait, en 1848, les Confédérés établis hors de leur canton d'origine sont considérés comme des « trangers» et jouissent dans de nombreux domaines de droits limités. La construction d'un espace national, d'abord sur les plans civiques, civils et juridiques, puis social, s'accélère à partir de la révision de la Constitution de 1874. Cette volonté d'uniformisation se heurte à de fortes résistances liées aux intérêts divergents des cantons et aux prérogatives des communes bourgeoises. C'est en particulier le cas dans les domaines de l'assistance et de la naturalisation.

Ce double processus de nationalisation et de socialisation du peuple suisse s'accompagne d'une vaste réflexion sur l'identit  helvétique. Dans le domaine de la relation entre nationaux et étrangers, la démographie conduit à un premier niveau de conscience fondé sur une approche scientifique, mais qui dépasse largement ce cadre. Le contrôle de la population, de ses mouvements et de son insertion socio-économique, représente un enjeu politique et culturel majeur pour l'Etat. En particulier, que ce soit pour le fonctionnement ou pour l'unité de la société, l'origine de la population, sa visibilité et son insertion re-

vêtent une importance «existentielle». De fait, la frontière entre nationaux et étrangers se précise à l'aune des objectifs de développement de l'Etat, notamment en matière sociale, et de la construction d'un sentiment d'appartenance nationale.

La «nationalisation» de la population suisse

A partir de 1848, la Confédération engage un vaste processus d'intégration du peuple suisse, notamment par la reconnaissance des libertés d'établissement, d'industrie et de commerce à tout citoyen suisse établi hors de son canton d'origine. Cette option se heurte à des résistances de la part des cantons et des communes, notamment par crainte d'avoir à étendre ces mêmes droits aux étrangers. De fait, cette politique d'intégration intervient à un moment où la société suisse prend conscience de la présence d'une population étrangère mal intégrée.

Face aux défis liés à l'industrialisation et à la mobilité, l'appel à la protection directe de l'individu par l'Etat se traduit en 1874 par l'adoption dans la Constitution fédérale d'un article 34, précisé en 1890. Les débats autour de l'engagement de la Confédération dans un programme social garanti par l'Etat, d'abord en matière d'assistance, d'assurance-maladie et accident, de chômage, de vieillesse, vont être un puissant révélateur de la présence étrangère. Les étrangers sont alors l'objet et l'enjeu stratégiques d'un vaste combat politique pour dénoncer l'immobilisme et l'inadéquation des structures traditionnelles. Conjointement, la question de leur éventuelle participation à un système social pensé d'abord pour les nationaux pose problème.

Après la guerre, la Suisse est à la recherche d'un nouveau consensus qui entend en particulier apporter une solution nationale aux revendications ouvrières, avec en toile de fond la lutte contre la «surpopulation étrangère». La politique fédérale d'élaboration d'un marché national du travail sur le plan fédéral est l'expression socio-économique et identitaire de la «nationalisation» de la population suisse. Associé à des mesures sélectives et protectionnistes en matière de séjour et d'établissement des étrangers, le développement de la législation sociale a pour finalité première de stabiliser la main-d'œuvre et de protéger le marché national de l'emploi, étendu aux étrangers établis.

La «question des étrangers»

Au-delà des défis politiques et socio-économiques, la formation nationale est en recherche d'homogénéisation, sur la base d'un renforcement du sentiment d'appartenance. Déjà avant le conflit, l'idée d'une communauté fondée sur des caractéristiques historiques, morales, voire ethniques est formulée. L'évolution des processus d'intégration et l'accroissement de la population étrangère engendrent une «question des étran-

gers» dont le prisme des enjeux va s'élargissant. Au lendemain du conflit, c'est un système de valeurs jugées menacées par les influences étrangères qu'il convient de défendre. Les étrangers deviennent un argument majeur de la politique de nationalisation de la société suisse. Dans un contexte de crise identitaire, le système de valeurs est repensé, sur des bases nationalistes censées rassembler les Suisses et dépasser les clivages entre l'Etat central et les collectivités régionales. Le terme de «surpopulation étrangère» s'impose dans le vocabulaire politique. Un des signes particulièrement significatif de cette évolution est le changement de paradigme en matière de politique d'intégration par la naturalisation. Alors qu'avant le conflit, l'idée dominante était de «prendre les étrangers pour en faire des Suisses», à partir de 1917, la notion de participation civique est reléguée pour faire place à une conception naturaliste de la nationalité qui fait de l'assimilation la condition à la naturalisation.

La population vue sous l'angle démographique

Les processus mis en œuvre pour intégrer les citoyens suisses sont à la base de l'émergence d'une identité sociale, construite sur la prise de conscience de l'existence d'une société nationale. Dans ce contexte, le discours des experts, représentants des institutions et des milieux professionnels intéressés, a largement contribué à modifier la perception de l'étranger en fonction des enjeux de l'Etat. Jusqu'en 1900, le problème est limité à quelques milieux spécialisés en particulier statistiques, philanthropiques et juridiques. Entre 1900 et 1910 il pénètre l'opinion publique; dès le début du siècle, la presse devient un acteur de poids. Conjointement, avec une forte intensité entre 1910 et 1914 puis après le conflit, les sociétés culturelles, patriotiques et nationalistes font des étrangers et des fondements culturels du pays l'objet majeur de leurs dissertations. Enfin, la question se généralise ensuite dans les partis et dans les milieux socioculturels. De fait, la présence étrangère est progressivement analysée comme un fait social qui affecte le fonctionnement de l'ensemble de la société.

La première formulation de la «question des étrangers» est le fait des statisticiens. Pour remplir sa mission, la Confédération institue en 1860 un Bureau fédéral de statistique, avec pour

29

tâche d'organiser une statistique nationale capable de représenter l'Etat «dans toutes ses conditions» et de «montrer sous son vrai jour la situation réelle». Outre une caution scientifique, la démographie s'impose rapidement comme un instrument politique, appelé à évoluer en fonction des finalités de l'Etat. L'identification et la catégorisation des individus partent de la définition d'un espace national. L'introduction des recensements fédéraux de la population permet non seulement de quantifier, mais encore de dresser scientifiquement l'origine de l'immigration ainsi que son comportement socio-économique. En 1880, 16,5 % des tableaux sont consacrés à la population étrangère, 55% en 1910.

Ces statistiques mettent en évidence les phénomènes susceptibles de transformer les conditions sociales et politiques, parmi lesquels l'immigration étrangère et l'émigration interpellent par leur ampleur. Mais au-delà des chiffres, c'est surtout à travers l'interprétation des données que les statisticiens sont à l'origine de l'idée d'un risque de «surpopulation étrangère» à l'échelle nationale. Parmi ces personnalités, il convient en particulier de mentionner Gustav Vogt, juriste, premier directeur du bureau fédéral de statistique, rédacteur en chef de la «Neue Zürcher Zeitung», ainsi que Jean-Jacques Kummer, statisticien et expert en assurance, directeur du bureau fédéral de la statistique (1873-1885) et fondateur en 1885 de l'Office fédéral des assurances.

Premiers constats alarmistes

Dans un Etat libéral, confiant dans ses capacités de développement et de progrès, la mobilité de la population apparaît d'abord comme un signe positif de dynamisme. La population est un capital et les échanges de personnes en représentent l'intérêt. Toutefois, mettant en parallèle l'émigration des Suisses et l'immigration étrangère, Kummer estime que le départ des Suisses est une «perte» et représente un «danger politique». Cette dernière induirait notamment un recul de la population agricole, une diminution de la population active, un déséquilibre des sexes, préjudiciable pour la moralité. Dans le même temps, Kummer constate l'arrivée d'étrangers jeunes et productifs. En 1881, soulignant l'augmentation de la population étrangère, il lance les premiers constats alarmistes. «Chacun des Suisses qui ont émigré a été remplacé par un étranger.» Il y a donc risque de surpopulation étrangère, mais aussi risque de problèmes pour la société nationale car ces étrangers sont

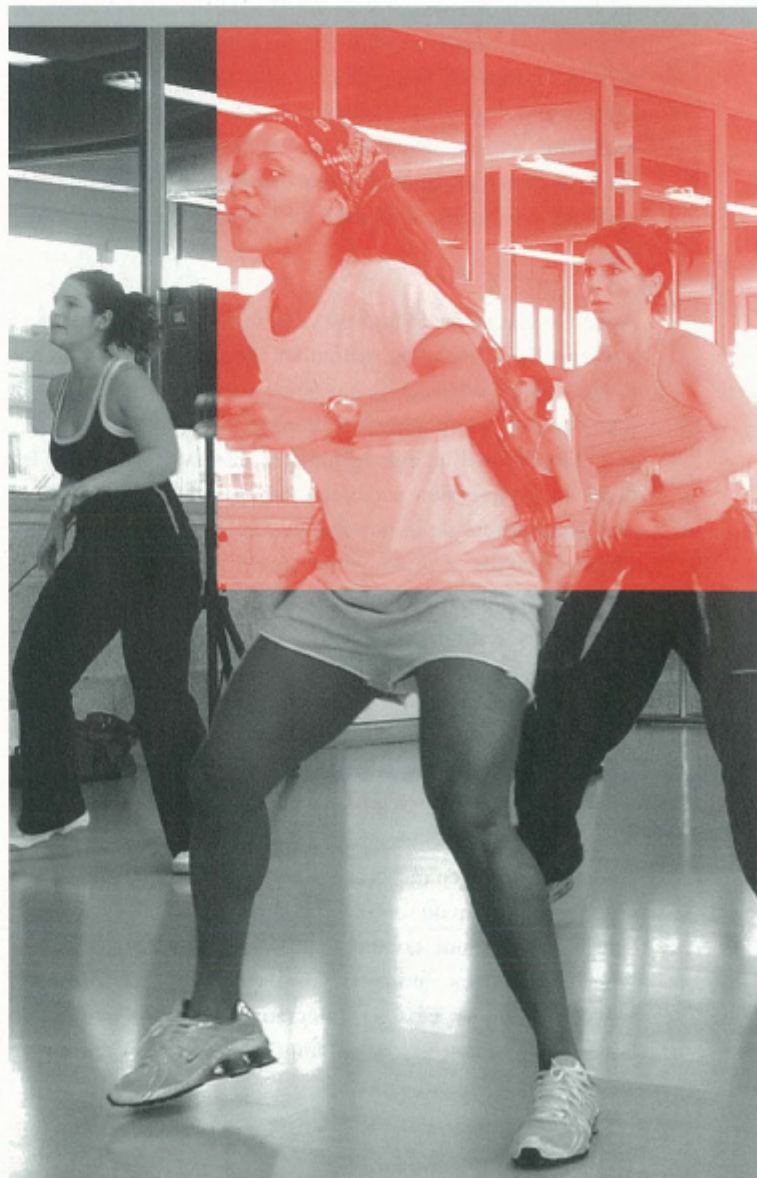
marginalisés dans la mesure où ils ne possèdent ni les mêmes droits ni les mêmes devoirs que les Suisses. Kummer préconise une uniformisation du statut de l'ensemble de la population, étrangère aux cantons et à la Suisse. Cette option permettrait également de réduire les causes de l'émigration. L'identité nationale s'exprime donc en terme politique et institutionnel. Mais Kummer poursuit le questionnement: L'accroissement de la population est-il imputable au mouvement naturel ou à l'immigration? Seule une «émigration en masse» pourra-t-elle empêcher le pays «de mourir de faim»? Le jour viendra-t-il «où une population de race étrangère dominera en Suisse»? L'interprétation glisse rapidement vers des prospectives statistiques fondées sur des extrapolations de données. Ainsi, en 1881, Kummer prédit qu'en 1963, il y aura équilibre entre la population étrangère et la population suisse!

La «surpopulation étrangère»

L'impact de cette prédiction sur l'opinion sera durable. Près de trente ans après, en 1910, Carl-Alfred Schmid, Secrétaire de l'assistance publique à Zurich, se réfèrera à cette prospective pour souligner les dangers de l'immigration. En outre, le procédé fait école auprès des hommes politiques et tend à se généraliser. Il

30

Silvia Arlettaz est historienne et chargée de cours à l'Université de Fribourg. Elle a publié de nombreux ouvrages sur les questions de l'immigration et de l'intégration des étrangers avec Gérald Arlettaz (†) qui a été co-directeur du projet «La citoyenneté entre concepts du national et gestion du social» dans le cadre du PNR 51 «Inclusion-Exclusion».



Nationalstaatenbildung und Identität

Seit dem 19. Jahrhundert ist die Geschichte der Migration mit der Herausbildung des Nationalstaates verknüpft. Die Entwicklung des Nationalen hat eine starke politische und sozio-kulturelle Komponente. Die Schweiz befand sich somit in einem doppelten Prozess von Nationalisierung und Sozialisierung des «Volks», welche sich an einer Reflexion über Identität orientierten. In diesem Zusammenhang spielten die Entwicklungen auf demographischer Ebene, die im Konzept der «Überfremdung» als politische Interpretation ihren Niederschlag fanden, eine zentrale Rolle.

ler les étrangers établis de longue date et intégrés à l'économie nationale aux Suisses, et de rapatrier les indigents venus depuis peu. A défaut d'une solution, ces débats fondés sur l'aspect financier et sélectif de l'assistance à l'attention des nationaux ont contribué de manière significative à constituer la «question des étrangers».

Parallèlement à la volonté de gestion rationnelle d'un fait social, le sentiment d'une déstructuration du tissu helvétique engendre une autre attitude fondée sur une critique violente et globale de la modernité et de ses effets négatifs sur la société et ses institutions. Le débat sur la «question des étrangers» revêt une dimension affective à travers l'action des sociétés patriotiques et culturelles.

Si la relation entre Suisses et étrangers relève de processus identitaires, ces processus sont inscrits dans les champs historiques de la formation nationale et de ses représentations. Les débats récents sur les étrangers le prouvent amplement.

Bibliographie

- Argast, Regula, Staatsbürgerschaft und Nation. Ausschlissung und Integration in der Schweiz 1848-1933. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007.
- Arlettaz, Gérald, Démographie et identité nationale (1850-1914). La Suisse et «La question des étrangers». In: Etudes et Sources 11, Berne, 1985: 83-180.
- Arlettaz, Gérald et Silvia, La Suisse et les étrangers. Immigration et formation nationale (1848-1933), Lausanne: Antipodes 2004.
- Studer, Brigitte, Arlettaz, Gérald, Argast, Regula, Das Schweizer Bürgerrecht. Erwerb, Verlust, Entzug von 1848 bis zur Gegenwart. (unter Mitarbeit von Anina Gidkov, Erika Luce, Nicole Schwalbach) Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 2008.

conduit à la construction d'une «fausse conscience statistique» qui appuiera et continuera de servir de caution au discours d'une élite obnubilée par la «surpopulation étrangère» pendant et après la Première Guerre mondiale. Autre fait significatif, même lorsque de nouvelles données confirmeront le recul de la population étrangère, les résultats du recensement de 1910, qui révèlent la plus forte proportion d'étrangers avant la guerre avec 14,7%, resteront la référence dans la conscience collective. D'une manière générale, la statistique nationale est instrumentalisée et l'utilisation des données quantitatives s'inscrit progressivement dans l'argumentation de l'opinion publique. A partir de 1900, l'augmentation rapide de la population étrangère commence à être perçue en relations à d'autres valeurs, à savoir culturelles et identitaires. Ainsi, en 1910, Gustave Vogt voit moins un péril dans le nombre et l'activité des étrangers, que dans le fait que «les masses, qui sont partie intégrante de notre vie sociale et économique, mais non de notre organisme politique deviennent toujours plus fortes».

Pour d'autres milieux, notamment ceux de l'assistance, le constat de l'augmentation de la population étrangère se transforme rapidement en objet d'inquiétude. Ainsi, cantons et communes dépenseraient beaucoup d'argent pour secourir les étrangers au détriment des nationaux, la Suisse serait devenue «das Armenhaus von Europa»! Désormais, l'idée est d'assimi-

Identitätspolitik in der vielsprachigen Schweiz

In identitätspolitischen Debatten weisen verschiedene politische und gesellschaftliche Akteure dem Faktor «Sprache» eine wichtige Funktion zu. Dabei wird Sprache nicht in erster Linie als Kommunikationsmittel verstanden, sondern auch eng an eine entsprechende Kultur geknüpft und als Teil des kulturellen Rüstzeugs von Individuen und Gemeinschaften gesehen. Sprache wird so zu einem zentralen Identitätsmerkmal von Personen und Gruppen erhoben.

Der folgende Beitrag stützt sich auf erste Ergebnisse eines NFP-56-Forschungsprojektes, das der Frage nachgeht, wie das Thema «Sprache» seit den frühen 1960er-Jahren in sprachen- und migrationspolitischen Debatten des National- und Ständerates behandelt wird. Dabei liegt der Fokus einerseits auf der Rolle, die der Faktor «Sprache» in Debatten zu den vier Sprachgruppen einnimmt. Andererseits geht es darum, inwiefern und wie sich in Äusserungen zum Umgang mit anderssprachigen Migrantinnen und Migranten bestimmte Vorstellungen zur Bedeutung von Sprache für kollektive Identitäten manifestieren.

Identität, Identitätspolitik und Nationalstaat

«Identität» ist ein schwammiger Begriff, der oft inhaltslos und unbestimmt bleibt. Dies hängt damit zusammen, dass – wie es Zygmunt Bauman formuliert – «identity is revealed to us only as something to be invented rather than discovered». Deshalb ist beim Sprechen über «Identität» zentral, dass es sich um einen relationalen Begriff handelt, der seine inhaltliche Ausgestaltung erst in Abgrenzung zu anderen Identitätsentwürfen erhält. Es besteht die Tendenz, den Identitätsbegriff in essentialisierender Weise zu verwenden, so dass Identitäten, sowohl individuelle wie kollektive, als stabil, unveränderlich und dauerhaft gesehen werden. Dies hat zur Folge, dass einzelnen Gruppen bestimmte kollektive Identitäten zugeschrieben werden, die diese als homogen und identifizierbar und somit eindeutig gegenüber anderen ein- und abgrenzbar erscheinen lassen.

Diese Vorstellung von Homogenität und Stabilität spielt für identitätspolitische Strategien eine zentrale Rolle. Sie zielen darauf ab, kollektive Identität und gemeinsames Selbstverständnis zu stärken. Es geht auch darum, die Bedeutung von kollektiver Identität inhaltlich zu füllen, sei es in einem eingrenzenden Sinne durch Aussagen darüber, was die eigene Gruppe ausmacht, oder in einem abgrenzenden Sinn, indem Vorstellungen von der anderen Gruppe entworfen oder Bedrohungen der eigenen Identität heraufbeschworen werden. Für die Herausbildung von Nationalstaaten im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren identitätspolitische Überlegungen entscheidend, wobei insbesondere der Sprache in den weit verbreiteten Vorstellungen über das «Wesen» von Nationen eine

grosse Bedeutung zukam. Daher versuchten die meisten Nationalstaaten im Laufe ihres Entstehungsprozesses, sich als einsprachig zu präsentieren, und aufgrund einer gemeinsamen Sprache, die als Standardsprache festgelegt wurde, den nationalen Einheitsgedanken zu festigen.

Rolle von Sprache in der mehrsprachigen Schweiz

Allerdings haben sich einige Staaten, wie etwa die Schweiz, explizit als mehrsprachige Staaten konstituiert. Bedeutet dies nun, dass in diesen Staaten Sprache keine Rolle für kollektive Identitäten, etwa die Vorstellung einer nationalen Identität, spielt? Dass dies keineswegs der Fall ist, verdeutlichen die parlamentarischen Debatten in der Schweiz seit den 1960er-Jahren. In Bezug auf die Gruppen der einzelnen Sprachregionen herrscht die Annahme eines engen Verhältnisses zwischen Sprache und (kultureller) Identität vor. Die Sprache der «Sprachgemeinschaft» gilt als wesentliches Merkmal lokaler/regionaler Identität. Aus dieser Sicht kann Mehrsprachigkeit als ein Problem gesehen werden, wie es anlässlich der Debatten um einen neuen Sprachenartikel ein jurassischer CVP-Vertreter 1992 ausdrückt: «[...] il ne faut pas oublier que la langue structure la pensée et c'est ainsi qu'un strict bilinguisme ou trilinguisme risque de compromettre la maîtrise parfaite de la langue maternelle.»

Als weiteres Beispiel dient die Bedeutung, die dem Dialekt als identitätsbildendem Merkmal in der Deutschschweiz häufig zugeschrieben wird. In diesem Zusammenhang betonen viele Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer, dass der Dialekt für die eigene Identität wichtig sei, während sie die Standardsprache, das «Hochdeutsch», als Fremdsprache erachten (Berthele 2004). So argumentiert 1994 ein grüner Nationalrat: «Gerade in einem Europa, das sich in einem rasenden Integrationsprozess befindet, darf die identitätsstiftende Bedeutung der Mundart als eigenständiger Sprache nicht unterschätzt werden.»

Was die nationale Ebene betrifft, so kann für die Schweiz tatsächlich nicht mit der Vorstellung einer Übereinstimmung von Sprache und Nationalstaat argumentiert werden. In den parlamentarischen Debatten, die den Zusammenhang von Sprache und nationaler Identität thematisieren, wird daher «Sprache» durch «Mehrsprachigkeit» ersetzt. Der Widerspruch zwischen der vielfach hervorgehobenen identitätsstiftenden Bedeutung von Sprache und der Mehrsprachigkeit des Landes wird mit dem Verweis auf die «Vielfalt in der Einheit» aufgelöst. Anstelle einer Sprache wird damit die «Mehrsprachigkeit» zu einem wichtigen Identitätsmerkmal der Schweiz stilisiert. Entsprechend ist in sprachpolitischen Debatten deren Erhaltung ein zentrales Thema. Ausgedrückt wird dieser Wille auch durch die immer wieder hervorgehobene Idee der «Verständigung» zwischen den Sprachgruppen, die allerdings in erster Linie symbolischen Charakter hat und selten alltagssprachlichen Realitäten entspricht.

Viersprachigkeit statt Vielsprachigkeit

Die explizite Bereitschaft, Mehrsprachigkeit als wichtiges Kennzeichen der Schweiz anzuerkennen, verleitet zur Annahme, dies würde sich auch positiv auf den sprachpolitischen Umgang mit Migrantinnen und Migranten auswirken. Der Blick auf die parlamentarischen Debatten zur Migrationspolitik seit den 1960er-Jahren zeigt jedoch, dass dies nicht der Fall ist. Ähnlich wie der oft als paradigmatisch gepriesene «einheimische» Multikulturalismus kaum als Modell für den «neuen» Multikulturalismus inklusive Migrationsgruppen erachtet wird, so gilt das viersprachige Gemenge nicht als Referenz in integrationspolitischen Diskussionen in der vielsprachigen Migrationsgesellschaft. Da die schweizerische Mehrsprachigkeit ausdrücklich als Viersprachigkeit verstanden wird, steht sie gar im Gegensatz zu einer allfälligen Vielsprachigkeit, die Migrantensprachen mit einbeziehen würde.

Bereits im Zusammenhang mit den neu belebten Diskussionen über eine «Überfremdung» der Schweiz wird 1964 der Dialekt als «Schutzwall gegen die geistige Überfremdung» des Landes beschworen. Für Vertreter der Nationalen Aktion dient in den 1980er-Jahren der Hinweis auf die «Vielfalt in der Einheit» dazu, die angeblich bereits bestehende Fragilität des Sprachenfriedens zu betonen, die durch die fremdsprachige Einwanderung noch verschärft werde, und gleichzeitig die Notwendigkeit zu unterstreichen, dieses Merkmal der schweizerischen Identität müsse gestärkt werden. Diese abgrenzende wie auch eingrenzende Dimension von Sprache zeigt die dialektische Funktion von Bedrohungsszenarien, die für identitätspolitische Strategien kennzeichnend sind.

Interessanterweise wird Sprache aber erst in den letzten zehn Jahren regelmässig als zentrales Thema in parlamentarischen Beratungen zur Migrationspolitik erwähnt und zum entscheidenden Integrationsfaktor bezeichnet. 1998 erheben zwei Motionen von Seiten der CVP Sprache zum «Schlüssel zu jeder Integration» und lancieren damit die «Sprachenfrage» in der schweizerischen Integrationsdebatte. Der Erwerb von Sprachkenntnissen der jeweiligen Umgebung erscheint darin als zentrales Mittel für eine erfolgreiche Integration. Damit treten andere Integrationsfaktoren in den Hintergrund, wie zum Beispiel

die sozioökonomische Situation, Bildungsfragen oder politische Rechte. Dies zeigt sich auch, wenn Vertreter der SVP als Teil rechtspopulistischer Problematisierungsstrategien in der Migrationspolitik das Thema der anderssprachigen Kinder in Schulen aufgreifen.

Multifunktionalität von Sprache

Wie die parlamentarischen Debatten seit den 1960er-Jahren zeigen, wird die Bedeutung von Sprache für kollektive Identität und Integration sehr unterschiedlich eingeschätzt und ist historisch gesehen äusserst variabel. Dabei kommt zum einen der Umstand zum Tragen, dass die Schweiz ein mehrsprachiger Staat ist. Damit trotzdem von einer «nationalen Identität» gesprochen werden kann, wird die Bedeutung von Sprache für die kollektive Identität auf nationaler Ebene heruntergespielt, obwohl man ihr gleichzeitig auf sprachregionaler Ebene besondere Wichtigkeit zuweist. Zum anderen ist auffallend, dass Sprache in den migrationspolitischen Debatten während Jahrzehnten keine zentrale Integrationsfunktion zugeordnet worden ist. Erst im Zuge des «identitätspolitischen Jahrzehnts» in den 1990er-Jahren bekommt sie eine Aufgabe zugesprochen, mit der sie neben der Rolle als Kommunikationsmittel und individueller Ressource für gesellschaftliche und berufliche Integration auch Identität stiften und Zugehörigkeitsgefühl vermitteln soll. Diese Befunde verdeutlichen, dass die Herstellung einer Verbindung zwischen Sprache und Identität kontextabhängig ist. Kollektive Identitäten und die sie definierenden Merkmale sind nicht faktisch und für alle Zeiten gegeben, sondern werden durch Vorstellungen und Meinungen geformt, die dann in identitätspolitischen Debatten je nach Bedarf eingesetzt werden können.

Literatur

- Bauman, Zygmunt, 2004, *Identity. Conversations with Benedetto Vecchi*. Cambridge, Malden: Polity.
- Berthele, Raphael, 2004, Vor lauter Linguisten die Sprache nicht mehr sehen – Diglossie und Ideologie in der deutschsprachigen Schweiz. In: Christen, Helen (Hg.), *Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum*. Wien: Edition Praesens, 111-136.
- Blommaert, Jan, 2006, *Language Policy and National Identity*. In: Ricento, Thomas (Hg.), *An Introduction to Language Policy. Theory and Method*. Malden u.a.: Blackwell Publishing, 228-254.
- Brubaker, Rogers; Cooper, Frederick, 2007, *Jenseits der «Identität»*. In: Brubaker, Rogers, *Ethnizität ohne Gruppen*. Hamburg: Hamburger Edition, 46-95.

- Calhoun, Craig, 1994, *Social Theory and the Politics of Identity*. In: Calhoun, Craig (Hg.), *Social Theory and the Politics of Identity*. Malden, Oxford: Blackwell, 9-36.
- Coray, Renata, 2004, *Minderheitenschutz und Beziehungspflege: die zweite Revision des Sprachenartikels (1985-1996)*. In: Widmer, Jean et al., *Die Schweizer Sprachenvielfalt im öffentlichen Diskurs. Eine sozialhistorische Analyse der Transformation der Sprachenordnung von 1848 bis 2000*. Bern u.a.: Peter Haupt, 247-427.
- Hobsbawm, Eric J., 1991, *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Kaschuba, Wolfgang (Hg.), 1995, *Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven europäischer Ethnologie*. Berlin: Akademie Verlag.
- Linder, Wolf, 2004, *Swiss Democracy. Possible Solutions to Conflict in Multicultural Societies*. 2. Aufl. London: Macmillan.
- Niethammer, Lutz, 2002, *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*. Reinbek: Rowohlt.
- Skenderovic, Damir; D'Amato, Gianni, 2008, *Mit dem Fremden politisieren. Rechtspopulismus und Migrationspolitik in der Schweiz seit den 1960er-Jahren*. Zürich: Chronos.



La politique identitaire dans une Suisse plurilingue

Dans les débats de politique identitaire, divers acteurs attribuent une fonction importante au facteur «langue». Ce faisant, la langue est considérée moins comme un moyen de communication que comme un élément du bagage culturel des individus et des communautés. Les délibérations du Conseil national et du Conseil des Etats concernant des questions linguistiques et de politique migratoire menées depuis le début des années 1960 l'attestent bien. Pour que l'on puisse parler d'une «identité nationale» malgré le plurilinguisme de la Suisse, on minimise l'importance de la langue pour l'identité collective sur le plan national, bien que simultanément on insiste sur l'importance de la langue sur le plan des régions linguistiques. Du point de vue de la politique migratoire, il est frappant de constater que pendant des décennies, on n'a pas attribué à la langue une fonction intégrative majeure. Ce n'est qu'au début de «la décennie de la politique identitaire» dans les années 1990 que l'on attend de la langue – en plus de son rôle de ressource individuelle pour l'intégration sociale et professionnelle – qu'elle fonde l'identité et véhicule le sentiment d'appartenance.



«L'identité nationale» en France

36

Ces dernières années en France, la question de «l'identité nationale» a été remise au centre de l'actualité politique. La création d'un «Ministère de l'Immigration et de l'Identité nationale», a fait réagir les historiens de la «Cité nationale de l'histoire de l'immigration» qui ont protesté contre ce ministère, estimant que cet intitulé ne pouvait que conforter les préjugés négatifs à l'égard des immigrés. Gérard Noiriel explique les raisons de ce mouvement.

Gérard Mauger: Quelles sont, selon vous, «l'identité nationale» et ses usages?

■ Gérard Noiriel: Je prends d'abord les mots au sérieux. C'est-à-dire les mots «identité» et «nationale» accolés. Si on fait cette analyse, on s'aperçoit qu'en fait la notion est récente dans le vocabulaire français. On peut dire qu'elle com-

mence à circuler dans les années 1970. C'est une francisation de «national identity» qui existe aux États-Unis depuis les années 1950. En anglais, en américain plutôt, c'était au départ une notion empruntée au vocabulaire des sciences sociales ou plutôt une notion de la psychologie sociale de l'intégration des immigrés. Eric Erickson et d'autres ont beaucoup travaillé sur l'identité, notamment celle des enfants ou des adolescents. Mais, à l'époque, dans les années 1950, les universitaires progressistes étaient pour l'assimilation. La tendance se retourne dans les années 1960, où on a justement la montée en force des identités, des revendications communautaires, etc. Et ce phénomène s'observe également en France. Nicolas Sarkozy a dénoncé en bloc la pensée de 1968, mais, en fait, «l'identité nationale», en est un produit.

Au début, la notion d'identité est mobilisée par des régionalistes. «Les régions» sont présentées comme des «nations» opprimées par des militants qui dénoncent l'impérialisme de l'identité dominante pour revendiquer le fait d'être corse ou occitan comme une «identité nationale». Au cours des années 1980, il y a un retournement avec le Front national qui va imposer l'expression dans le vocabulaire courant. C'est à partir de ce moment que la droite et l'extrême-droite récupèrent la notion. Si on s'écarte un peu des mots précis, on peut remonter, bien sûr, beaucoup plus haut dans le temps. Avant on parlait plutôt d'«âme» ou de «caractère national». Mais, on peut montrer qu'il y a des invariants dans tout le discours nationaliste. Quand il est mis en circulation par la droite et l'extrême-droite. Ce discours est toujours lié au vocabulaire sécuritaire, c'est-à-dire au vocabulaire de la menace. Il s'agit de présenter l'étranger comme danger vital pour la nation. Il y a donc une connotation qui n'est d'ailleurs pas présente dans tous les pays. Mais, en France, l'identité nationale, c'est extrêmement connoté.

Vous voulez dire qu'en France le discours sur l'identité nationale est un attribut distinctif de la droite?

■ Oui et on peut le mesurer très précisément. Je pense que c'est une réponse que la droite a apportée à la politisation de l'identité ouvrière. C'est très précisément au moment de la création du Parti ouvrier français, au moment donc où naît le premier parti marxiste, et aussi l'anarchisme, que l'on voit une alliance se créer entre l'ancienne droite des notables monarchistes ou bonapartistes, qui se rallie alors à la république, et une nouvelle droite venue du camp républicain (c'est-à-dire de l'ancienne gauche). La défense de «l'identité nationale» est le thème qui permet de souder l'alliance entre ces deux fractions de la classe dominante. C'est vraiment très clair. C'est à ce moment-là que le clivage «droite-gauche» se structure autour du clivage «classe et nation». On voit naître une opposition entre un pôle «national-sécuritaire» et un pôle «social-humanitaire». Nous en sommes toujours tributaires, même si l'antagonisme s'est beaucoup atténué depuis 20 ans. Les problèmes posés au moment de la dernière campagne électorale, notamment la difficulté de la gauche à se définir par rapport à la question nationale, s'expliquent par cette bipolarisation initiale. J'ai analysé les discours de Nicolas Sarkozy et de Ségolène Royal. On s'aperçoit très vite que c'est lui qui a été à l'offensive sur la question nationale. C'est le terrain, j'allais dire le jardin, de la droite. C'est pourquoi, pour le camp conservateur, l'un des enjeux majeurs de la dernière campagne électorale était d'imposer ce thème comme un thème central du débat politique. Tous les grands moyens d'information sont venus à la rescousse de Nicolas Sarkozy pour faire croire aux électeurs qu'il y avait là une question vitale pour l'avenir de la France.

Mais dans le même ordre d'idées, on pourrait évoquer aussi la promotion à la même époque de tous les clivages «perpendiculaires» aux clivages de classes: hommes/femmes, jeunes/vieux, homosexuels/hétérosexuels, etc.

■ On observe, en effet, une mise en concurrence des bonnes causes. On l'a vu au moment du voile islamique. Au nom du féminisme, on va stigmatiser les musulmans. C'est effectivement lié à la marginalisation du critère social qui joue à tous les niveaux. L'ethnisation du discours social à laquelle on assiste aujourd'hui offre à la droite de nombreuses possibilités pour renforcer son hégémonie. Nicolas Sarkozy a d'abord tenté de jouer sur la corde communautaire (cf. la campagne autour du «préfet musulman» quand il était ministre de l'Intérieur). Mais à partir de 2006, il a changé son fusil d'épaule. Pour récupérer l'électorat lepéniste, il a délibérément repris à son compte le discours sur l'identité nationale stigmatisant les «communautaristes musulmans». L'annonce de la création du ministère de l'Immigration et de l'Identité nationale, lui a fait gagner 4 à 5 points dans les sondages et ces points ont été pris au Front national.

Pourriez-vous expliciter le rapport qu'on peut établir entre la création de ce ministère, la notion d'identité nationale et le vote Le Pen?

■ «L'identité nationale», c'est une expression qui est de plus en plus utilisée par les historiens dans une perspective critique et en termes «d'usages»: on étudie les usages que les différents groupes d'acteurs ont pu faire de l'identité nationale pour défendre leurs intérêts ou légitimer leur pouvoir. Mais, dans le champ politique français, le rapprochement des deux notions, «immigration» et «identité nationale», a toujours été porteur d'un discours négatif sur l'immigration. Depuis que ce ministère a été créé, en mai 2007, il a été constamment entraîné dans la fuite en avant. Elle est inéluctable dans ces configurations-là. Le discours national-sécuritaire présente le moindre fait divers impliquant des étrangers comme une «menace» pour l'identité nationale. C'est donc un problème qui ne peut jamais être résolu. Les dirigeants d'un tel ministère doivent, par conséquent, donner constamment des gages à «l'opinion» pour montrer qu'ils «luttent» contre la «menace», car ils sont sous la pression de l'extrême droite qui utilise les mêmes faits divers pour dénoncer leur «laxisme». On peut dire qu'en rapprochant «immigration» et «identité nationale», la droite a trouvé un thème qui a permis d'évacuer la question sociale. Puisque nous qui étions engagés dans la création de la Cité de l'immigration, nous ne pouvions pas rester les bras croisés.

Pourriez-vous justement parler de l'expérience de la Cité nationale de l'histoire de l'immigration et de ce qui vous a amenés à démissionner?

■ Depuis le début de mes recherches, je me suis investi dans des projets culturels, à dimension civique, tout en distinguant soigneusement ce qui relevait de la recherche scientifique et de l'action militante. C'est une expérience que j'avais faite d'abord à Longwy. On avait fondé une association qui regroupait des militants ouvriers et des enseignants, autour de la défense du patrimoine sidérurgique. C'est la création de Radio Lorraine Cœur d'Acier qui a donné une dimension exceptionnelle à cette volonté de prise de parole de la part des ouvriers locaux. Cette expérience m'a marqué. C'est ce qui m'a amené à plaider pour l'ouverture d'un «lieu de mémoire» dédié à l'immigration. Nous avons alors créé une association réunissant des universitaires spécialistes de cette question en dépassant les querelles de boutique.

J'avais pu observer, dans la génération qui a précédé la nôtre les ravages causés par le narcissisme et l'individualisme universitaires. Les historiennes et les historiens de l'immigration ont réussi à préserver une démarche collective qui explique l'impact qu'a eu notre démission du conseil scientifique de la Cité nationale de l'histoire de l'immigration (CNHI). Ce geste a rencontré de l'écho parce que nous avons été huit à démissionner. Un seul l'aurait fait, cela n'aurait pas eu d'impact. L'écho qu'a rencontré dans les médias notre protestation prouve que le monde savant possède, aujourd'hui encore, une petite légitimité dans l'espace public, ce qui permet de faire un peu bouger les lignes. Mais si l'on est tout seul, c'est voué à l'échec. Il faut donc savoir agir collectivement.

Ce qui m'avait impressionné dans les années 1980 avec les médecins, c'est leur capacité à intervenir collectivement pour casser net le discours de Le Pen et du Front national sur «les immigrés qui seraient responsables du sida». Là, on voyait des médecins, incontestables sur le plan scientifique, qui étaient capables de se mobiliser publiquement pour combattre la xénophobie. Donc, l'idée d'un lieu culturel qui ferait passer les résultats de la recherche et qui fonctionnerait un peu comme une université populaire, je l'avais à cœur et j'ai tout fait pour la promouvoir. Mais le projet a végété pendant très longtemps. Il paraissait évident que c'était la gauche qui devait le faire. Mais

elle n'a pas réussi à l'imposer et c'est finalement la droite qui l'a mis en œuvre. Jacques Toubon, qui a été chargé par Jean-Pierre Raffarin de piloter le projet, n'a jamais mis en cause l'autonomie du conseil scientifique de la CNHI. C'est la raison pour laquelle nous avons pu travailler ensemble. En novembre 2005, lorsque Nicolas Sarkozy a dénoncé publiquement la «racaille», les historiens du conseil scientifique ont publié un texte collectif dans «Le Monde» pour déplorer ce langage et rappeler que les dirigeants des partis politiques n'étaient pas dispensés d'éducation civique. La création du ministère de l'Immigration et de l'Identité nationale a marqué un tournant. Nous ne pouvions pas cautionner un ministère dont l'intitulé était en contradiction avec la principale mission de la CNHI, à savoir «Changer le regard sur l'immigration». Les historiens de l'immigration refusent le discours actuellement dominant qui vise à opposer l'immigration passée (qui aurait réussi à s'intégrer en respectant les valeurs de la république), et celle d'aujourd'hui qui poserait problème. La contradiction est là: entre des usages opposés du passé de l'immigration.



J'aimerais approcher la controverse «question raciale/question sociale». Comment créditer d'un sens sociologique la variable «raciale»?

■ Dans le courant qui dénonce la «color blindness», beaucoup disent que «la race, cela n'existe pas», mais qu'elle fonctionne néanmoins comme une catégorie discriminatoire. Le discours sur les «discriminations» repose en grande partie sur ce genre d'arguments. Pour ces auteurs, les immigrés issus de l'ancien empire colonial seraient discriminés en raison de la couleur de leur peau, de leur patronyme, etc. Les mécanismes d'exclusion du marché du travail sont ainsi ramenés à des problèmes de perception de l'autre, des préjugés. Les conséquences politiques de ce genre d'analyse sont désastreuses. Les Français qui ne sont pas issus de l'immigration et qui sont confrontés au chômage ou au déclassement ne peuvent pas se «reconnaître» dans ces propos sur les discriminations. La critique principale que je fais à cette approche, c'est que, dans la réalité, les critères isolés n'existent pas, ils sont toujours associés à d'autres. Le critère de classe se conjugue toujours avec d'autres. Zidane est un enfant d'immigré qui est devenu la personnalité préférée des Français. Du coup, les journalistes ne lui ont jamais demandé s'il était pour ou contre la guerre en Irak.

Une fraction des intellectuels juifs a joué un rôle important, me semble-t-il, dans le «revival» de la problématique identitaire?

■ La revendication identitaire a ressurgi à partir des années 1970 chez les personnes dont les parents ont disparu avec la Shoah. Alors que la génération précédente avait eu tendance à privilégier une démarche universaliste, la guerre au Moyen-Orient a radicalisé les positions. Dans mon dernier livre, j'ai insisté sur l'ampleur de l'antisémitisme en France, pour souligner que ses formes actuelles n'ont plus grand-chose à voir avec celles du passé. C'est la même chose dans le cas du «racisme». On ne peut pas mettre tout sur le même plan. Ce «revival» identitaire contribue à l'atomisation des luttes parce que chacun défend son pré carré. C'est aussi pour cela que nous avons créé le «Comité de vigilance sur les usages publics de l'Histoire» (CVUH).

Gérard Noiriel, historien, est directeur d'études à l'École des Hautes Études en Sciences Sociales (EHESS), Paris, auteur d'une vingtaine d'ouvrages, et président du CVUH (Comité de vigilance sur les usages de l'histoire).

Gérard Mauger est directeur de recherches au Centre national de la recherche scientifique (CNRS), Paris.

Die Diskussion um «nationale Identität» in Frankreich

In den letzten Jahren wurde in Frankreich die Debatte um «nationale Identität» mit grosser Intensität geführt. Die Einrichtung der Institutionen der «Cité nationale de l'histoire de l'immigration» und des «Ministère de l'Immigration et de l'Identité nationale» haben dabei nicht nur die Diskussionen unter Politikerinnen und Politikern unterschiedlicher Lager geprägt, sondern auch namhafte Intellektuelle auf den Plan gerufen, die sich kritisch dazu äusserten und ihrem Unmut dadurch Ausdruck gaben, dass sie aus dem wissenschaftlichen Beirat der «Cité nationale de l'histoire de l'immigration» austraten. Sie wollten sich nicht der politischen Ausrichtung, welche durch die Verknüpfung der Themen «Immigration» und «nationale Identität» geschaffen wurde, verpflichten.

Pourriez-vous dire un mot sur ce Comité?

■ La création de ce comité était, pour moi, une manière de concrétiser les propositions que j'avais faites dans mon livre sur les intellectuels. Lancé peu de temps avant le vote de la fameuse loi de février 2005 sur les aspects «positifs» de la colonisation, le CVUH a élargi rapidement son action à d'autres enjeux de mémoire. Nous avons ainsi été amenés à défendre notre collègue Olivier Pétré-Grenouilleaud, menacé d'un procès en justice à la suite de son livre sur la traite négrière, par un groupe parlant au nom des Noirs de France. Nous avons créé le comité pour défendre l'autonomie de la recherche historique, contre toutes les pressions politiques, médiatiques ou autres.

Cet entretien a été publié dans la revue «savoir/agir» 2007/2. Reproduction de l'entretien légèrement raccourci avec l'autorisation de l'éditeur.

Bibliographie

- Gérard Noiriel, Immigration, antisémitisme et racisme en France (XIX^e-XX^e siècles). Discours publics et humiliations privées. Paris: Fayard 2007.
Gérard Noiriel, A quoi sert «l'identité nationale»? Marseille: Agone 2007.
Gérard Noiriel, Le Creuset français. Histoire de l'immigration (XIX^e-XX^e siècle). Paris: Seuil 1988.
Gérard Noiriel, Les Fils maudits de la République. L'avenir des intellectuels en France. Paris: Fayard 2005.
Olivier Pétré-Grenouilleaud, Les traites négrières: Essai d'histoire globale. Paris: Gallimard 2004.

Quando gli albanesi eravamo noi

La feccia del pianeta, questo eravamo. Meglio: così eravamo visti. Non potevamo mandare i figli alle scuole dei bianchi in Louisiana. Ci era vietato l'accesso alle sale d'aspetto di terza classe alla stazione di Basilea. Venivamo martellati da campagne di stampa indecenti contro «questa maledetta razza di assassini». Cercavamo casa schiacciati dalla fama d'essere «sporchi come maiali». Dovevamo tenere nascosti i bambini come Anna Frank perché non ci era permesso portarceli dietro.

Eravamo emarginati dai preti dei paesi d'adozione come cattolici primitivi e un po' pagani. Ci appendevano alle forche nei pubblici linciaggi perché facevamo i crumiri o semplicemente perché eravamo «tutti siciliani».

«Bel paese, brutta gente.» Ce lo siamo tirati dietro per un pezzo, questo modo di dire diffuso in tutta l'Europa e scelto dallo scrittore Claus Gatterer come titolo di un romanzo in cui racconta la diffidenza e l'ostilità dei sud-tirolesi verso gli italiani. Oggi raccontiamo a noi stessi, con patriottica ipocrisia, che eravamo «poveri ma belli», che i nostri nonni erano molto diversi dai curdi o dai cingalesi che sbarcano sulle nostre coste, che ci insediavamo senza creare problemi, che nei paesi di immi-

grazione eravamo ben accolti o ci guadagnavamo comunque subito la stima, il rispetto, l'affetto delle popolazioni locali. Ma non è così.

Storia collettiva

Certo, la nostra storia collettiva di emigranti – cominciata in tempi lontani se è vero che un proverbio del '400 dice che «passeri e fiorentini son per tutto il mondo», che Vasco da Gama incontrava veneziani in quasi tutti i porti dell'India e che Giovanni da Montecorvino trovò nel 1333 un medico milanese a Pechino – è nel complesso positiva. Molto positiva. Basti pensare, per parlare dei soli Stati Uniti, a Filippo Mazzei, che arrivò lì nella seconda metà del Settecento e fu tra gli ispiratori, con la frase «tutti gli uomini sono per natura liberi e indipendenti», della Dichiarazione d'Indipendenza stesa dal suo amico Thomas Jefferson. A Edoardo Ferraro, che durante la guerra civile fu l'unico generale a comandare una divisione composta totalmente da neri liberati. A padre Carlo Mazzucchelli, che nel 1833 predicava tra i pellerossa e per primo mise per iscritto, con un libro di preghiere, la lingua sioux. A Lorenzo Da Ponte, che dopo aver scritto per Mozart i libretti delle *Nozze di Figaro*, del *Don Giovanni* e di *Così fan tutte* e aver fatto mille altri mestieri, finì a New York dove nel 1819, già vecchio, fondò la cattedra di letteratura italiana al Columbia College, destinato a diventare la Columbia University.

In 27 milioni se ne andarono, nel secolo del grande esodo dal 1876 al 1976. E tantissimi fecero davvero fortuna. Come Amedeo Obici, che partì da Le Havre a undici anni e sgobbando come un matto diventò il re delle noccioline americane: «Mister Peanuts». O Giovanni Giol, che dopo aver fatto un sacco di soldi col vino in Argentina rientrò e comprò chilometri di buona terra nel Veneto dando all'immensa azienda agricola il nome di «Mendoza». O Geremia Lunardelli che, come racconta Ulde-rico Bernardi in *Addio Patria*, arrivò in Brasile senza una lira

e finì per affermarsi in pochi anni come il re del caffè carioca, quindi mondiale. O ancora Fiorello La Guardia, che dopo essersi fatto la scorza dura in Arizona (ricordò per tutta la vita l'insulto di un razzista che deridendo gli ambulanti italiani che giravano con l'organetto gli aveva gridato: «Ehi, Fiorello, dov'è la scimmia?») diventò il più popolare dei sindaci di New York. Quelli sì, li ricordiamo. Quelli che ci hanno dato lustro, che ci hanno inorgoglito, che grazie alla serenità guadagnata col raggiungimento del benessere non ci hanno fatto pesare l'ottuso e indecente silenzio dal quale sono sempre stati accompagnati. Gli altri no. Quelli che non ce l'hanno fatta e sopravvivono oggi tra mille difficoltà nelle periferie di San Paolo, Buenos Aires, New York o Melbourne fatichiamo a ricordarli. Abbiamo perduto 27 milioni di padri e di fratelli eppure quasi non ne trovi traccia nei libri di scuola. Erano partiti, fine. Erano la testimonianza di una storica sconfitta, fine. Erano una piaga da nascondere, fine. Soprattutto nell'Italia della retorica risorgimentale, Savoia e fascista.

Un esempio per tutti, il titolo del 27 ottobre 1927 del *Corriere della Sera* sull'affondamento a 90 miglia da Rio de Janeiro di quella che era stata la nave ammiraglia della nostra flotta mercantile, colata a picco col suo carico di poveretti diretti in Sud America. Tre colonne (su nove!) di spalla: «Il *Principessa Mafalda* naufragato al largo del Brasile. Sette navi accorse all'appello - 1200 salvati - Poche decine le vittime». Erano 314, i morti. Ma il numero finì tre giorni dopo in un titolino in neretto corpo 7. A una colonna. E il commento del giornale, che invece di pubblicare il nome delle vittime metteva quello rassicurante dei sopravvissuti(!) tra i quali c'era il futuro «papà» del pandoro Ruggero Bauli, era tutto intonato al maschio eroismo del comandante Simone Gull, che si era inabissato con la sua nave: «Onore navale».

Figli di terza classe

Se ne fotteva, l'Italia, di quei suoi figli di terza classe. Basta estrarre dai cassetti i rapporti consolari, che avevano come unica preoccupazione la brutta figura che ci facevano fare i nostri nonni, i nostri padri, le nostre sorelle perché mendicavano o erano sporchi o facevano chiasso o andavano alla deriva verso i lupanari e la delinquenza. Ricordare il tira e molla interminabile, e concluso solo pochi anni fa, della legge per il voto agli emigrati. Sfogliare le lettere amarissime raccolte in *Merica! Merica!* da Emilio Franzina, come quella di Francesco Sartori: «Non posso mangiare il pane che è duro come un pezzo di ferro e non si bagna. Sono 14 giorni che siamo in Marsiglia: 4 giorni siamo vissuti a nostre spese, 4 giorni ci han passato un franco al giorno. Sono 6 giorni che ci fanno le spese a bordo che vuol dire sul bastimento. Io di questi ho mangiato tre giorni perché non ho denari da mangiare fuori. Si mangia da be-

stie». O rileggere il reportage *Sull'Oceano* e le poesie di Edmondo De Amicis: «Ammonticchiati là come giumenti / sulla gelida prua mossa dai venti / migrano a terre ignote e lontane / laceri e macilentati / varcano i mari per cercar del pane. / Traditi da un mercante menzognero / vanno, oggetto di scherno, allo straniero / bestie da soma, dispreziati iloti / carne da cimitero / vanno a campar d'angoscia in lidi ignoti».

Di tutta la storia della nostra emigrazione abbiamo tenuto solo qualche pezzo. La straordinaria dimostrazione di forza, di bravura e di resistenza dei nostri contadini in Brasile o in Argentina. Le curiosità di città come Nova Milano o Nova Trento, sparse qua e là ma soprattutto negli Usa dove si contano due Napoli, quattro Venezia e Palermo, cinque Roma. Le lacrime per i minatori mandati in Belgio in cambio di 200 chili l'uno di carbone al giorno e morti in tragedie come quella di Marcinelle. I successi di manager alla Lee Jacocca, di politici alla Mario Cuomo, di uno stuolo di attori da Rodolfo Valentino a Robert de Niro, da Ann Bancroft (all'anagrafe Anna Maria Italiano) a Leonardo Di Caprio. La generosità delle rimesse dei veneti e dei friulani che hanno dato il via al miracolo del Nordest. La stima conquistata alla Volkswagen dai capireparto siciliani o calabresi. E su questi pezzi di storia abbiamo costruito l'idea che noi eravamo diversi. Di più: eravamo migliori.

Non è così. Non c'è stereotipo rinfacciato agli immigrati di oggi che non sia già stato rinfacciato, un secolo o solo pochi anni fa, a noi. «Loro» sono clandestini? Lo siamo stati anche noi: a milioni, tanto che i consolati ci raccomandavano di pattugliare meglio i valichi alpini e le coste non per gli arrivi ma per le partenze. «Loro» si accalcano in osceni tuguri in condizioni igieniche rivoltanti? L'abbiamo fatto anche noi, al punto che a New York il prete irlandese Bernard Lynch teorizzava che «gli italiani riescono a stare in uno spazio minore di qualsiasi altro popolo, se si eccettuano, forse, i cinesi». «Loro» vendono le donne? Ce le siamo vendute anche noi, perfino ai bordelli di Porto Said o del Maghreb. Sfruttano i bambini? Noi abbiamo trafficato per decenni coi nostri, cedendoli agli sfruttatori più infami o mettendoli all'asta nei mercati d'oltralpe. Rubano il lavoro ai nostri disoccupati? Noi siamo stati massacrati, con l'accusa di rubare il lavoro agli altri. Importano criminalità? Noi ne abbiamo esportata dappertutto.

Fanno troppi figli rispetto alla media italiana mettendo a rischio i nostri equilibri demografici? Noi spaventavamo allo stesso modo gli altri. Basti leggere i reportage sugli Usa della giorna-

lista Amy Bernardy, i libri sull'Australia di Tito Cecilia o *Brasile per sempre* di Francesca Massarotto. La quale racconta che i nostri emigrati facevano in media 8,25 figli a coppia ma che nel Rio Grande do Sul «ne mettevano al mondo fino a 10, 12 e anche 15 così com'era nelle campagne del Veneto, del Friuli e del Trentino».

«Un sacco di terroristi»

Perfino l'accusa più nuova dopo l'11 settembre, cioè che tra gli immigrati ci sono «un sacco di terroristi», è per noi vecchissima: a seminare il terrore nel mondo, per un paio di decenni, furono i nostri anarchici. Come Mario Buda, un fanatico romagnolo che si faceva chiamare Mike Boda e che il 16 settembre 1920 fece saltare per aria Wall Street fermando il respiro di New York ottant'anni prima di Osama Bin Laden.

Mancava poco a mezzogiorno, la strada davanti allo Stock Exchange, la borsa newyorkese, era piena di gente. Si arrestò un carretto tirato da un cavallo. L'uomo legò le redini a un palo davanti alla banca Morgan & Stanley che nel 2001 sarebbe stata nuovamente colpita dall'attacco alle Torri Gemelle, si sistemò il cappello e s'allontanò senza mostrare fretta. Pochi minuti e Wall Street fu squassata da un'esplosione spaventosa. Quando la polvere si posò e vennero finalmente spenti gli incendi che avevano aggredito tutti gli edifici intorno, furono contati 33 morti, oltre 200 feriti e danni per due milioni di dollari dell'epoca. Il più sanguinoso attentato di tutti i tempi, e lo sarebbe rimasto fino alla strage di Oklahoma City, nella storia degli Stati Uniti.

Rientrato in Italia subito dopo la strage, arrestato e mandato al confino a Lipari, ha raccontato Chiara Milanese su *Diario*, Mario Buda negò fino alla morte di essere stato lui l'uomo «dal forte accento italiano» che aveva lasciato lì quel carretto carico di dinamite. Come negò che fosse italiana la «firma» di tutte le bombe (decine: la più devastante nella sede della polizia di Milwaukee, 10 agenti uccisi) fatte scoppiare in quella violenta stagione americana. Bombe piazzate prima come «risposta preventiva» alle leggi restrizionistiche che stavano per essere varate contro gli stranieri e in particolare le «teste calde», poi come protesta contro il processo a Sacco e Vanzetti. Gli americani al contrario, come dimostra la didascalia alla foto del romagnolo («Mario Buda, l'uomo che fece saltare Wall Street») esposta alla mostra del 1999 *The Italians of New York*, non hanno mai avuto dubbi: ad accendere le micce furono gli anarchici italiani.

E in questa doppia versione dei fatti può essere riassunta tutta la storia dell'emigrazione italiana. Una storia carica di verità e di bugie. In cui non sempre puoi dire chi avesse ragione e chi torto. Eravamo sporchi? Certo, ma furono infami molti ritratti dipinti su di noi. Era vergognoso accusarci di essere tutti mafiosi? Certo, ma non possiamo negare d'aver importato noi negli States la mafia e la camorra. La verità è fatta di più facce. Sfumature. Ambiguità. E se andiamo a ricostruire l'altra metà della nostra storia, si vedrà che l'unica vera e sostanziale differenza tra «noi» allora e gli immigrati in Italia oggi è quasi sempre lo stacco temporale. Noi abbiamo vissuto l'esperienza prima, loro dopo. Punto.

Detto questo, per carità: alla larga dal buonismo, dall'apertura totale delle frontiere, dall'esaltazione scriteriata del *melting pot*, dal rispetto politicamente corretto ma a volte suicida di tutte le culture. Ma alla larga più ancora dal razzismo. Dal fetore insopportabile di xenofobia che monta, monta, monta in una società che ha rimosso una parte del suo passato. Certo, un paese è di chi lo abita, lo ha costruito, lo ha modellato su misura della sua storia, dei suoi costumi, delle sue convinzioni politiche e religiose. Di più: ogni popolo ha il diritto, in linea di principio ed entro certi limiti, di essere padrone in casa propria. E dunque di decidere, per mantenere l'equilibrio a suo parere corretto, se far entrare nuovi ospiti e quanti. Di più ancora: in nome di questo equilibrio e di valori condivisi (la democrazia, il rispetto della donna, la laicità dello stato, l'uguaglianza di tutti gli uomini...) può arrivare perfino a decidere una politica delle quote che privilegi (laicamente) questa o quella componente. In un mondo di diffusa illegalità come il nostro, possono essere invocate anche le impronte digitali, i registri degli arrivi, la sorveglianza assidua delle minoranze a rischio, l'espulsione dei delinquenti, la mano pesante con chi sbaglia.

Combattere la xenofobia

La xenofobia, però, è un'altra cosa. «Ma perché questa parola deve avere un significato negativo?», ha sbuffato testualmente Silvio Berlusconi a *Porta a Porta* nel maggio 2002. Gli risponde il vocabolario *Treccani*: «Xenofobia: sentimento di avversione per gli stranieri e per ciò che è straniero, che si manifesta in atteggiamenti razzistici e azioni di insofferenza e ostilità verso le usanze, la cultura e gli abitanti stessi di altri paesi». Più sbrigativo ancora il significato di xenofobo: «Chi nutre odio o avversione indiscriminata verso tutti gli stranieri».

Nessuna confusione. Una cosa è la legittima scelta di un paese di mantenere la propria dimensione, le proprie regole, i propri equilibri, un'altra giocare sporco sui sentimenti sporchi dicendo come Umberto Bossi che «nei prossimi dieci anni porteranno in Padania 13 o 15 milioni di immigrati, per tenere nella colonia romano-congolese questa maledetta razza padana, razza pura, razza eletta». Una cosa è sbattere fuori quei musulmani che puntano al rovesciamento violento della nostra società, un'altra spargere piscio di maiale sui terreni dove dovrebbe sorgere una moschea. Una cosa irrigidire i controlli sugli albane-

si che ormai rappresentano un detenuto su tre fra gli stranieri rinchiusi nelle carceri italiane, un altro dire che tutti gli albanesi sono ladri o papponi.

Vale per tutti, dall'Australia alla Patagonia. Ma più ancora, dopo decenni di violenze e stereotipi visti dall'altra parte, dovrebbe valere per noi. Che dovremmo ricordare sempre come l'arrivo dei nostri emigrati coi loro fagotti e le donne e i bambini venisse accolto dai razzisti locali: con lo stesso urlo che oggi campeggia sui nostri muri. Lo stesso urlo, la stessa parola. Quella che prende alla pancia rievocando i secoli bui, la grande paura, i barbari, Attila, gli Unni con la carne macerata sotto la sella: l'orda.

Estratto del libro «L'Orda. Quando gli albanesi eravamo noi», Gian Antonio Stella, Milano Edizione Rizzoli: 2002.
Estratto pubblicato con l'accordo dell'Edizione Rizzoli.

Als wir «die Albaner» waren

Das heute vorherrschende Verständnis der italienischen Auswanderungsgeschichte als einer glorreichen Historie verstellt den Blick auf die aktuellen fremdenfeindlichen Tendenzen in Italien. Wohl gab es die Beispiele erfolgreicher Auswanderer, die mittellos in Argentinien, Brasilien oder in den Vereinigten Staaten ankamen und zu Vermögen, politischem Erfolg und kulturellem Ruhm gelangten. Allerdings zeigt ein genauerer Blick in die Geschichte, dass die Mehrheit der italienischen Emigranten keineswegs die Wege des Ruhmes beschreiten konnte. Vielmehr wurden sie oft als Menschen dritter Klasse und als «underdogs» behandelt und hatten mit einem negativen Image zu kämpfen. Der Autor weist darauf hin, dass eine ehrliche Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte auch dazu beitragen könnte, den Umgang mit Menschen, die heute in Italien als Unerwünschte betrachtet werden, anders zu gestalten.



Plädoyer für ein neues «Wir-Gefühl»

Die Diskussion um Integration in Deutschland verfängt sich allzu oft im «Klein-Klein»: Es geht um die Höhe von Moschee-Minarettens oder um Einbürgerungstests, die nach der Zahl der Bundesländer fragen. Der Zugang zu einer gelungenen Integrationspolitik eröffnet sich jedoch nicht über solche Nebensächlichkeiten, sondern nur über einen grundlegenden Bewusstseinswandel: Deutschland benötigt ein «Wir-Gefühl» auf der Grundlage seiner Verfassungswerte. Alles andere würde nur weitere Gräben aufreißen.

Die Debatte in Deutschland – ich bin sicher, auch in anderen europäischen Ländern – zur Integration und Identität ähnelt ein wenig dem Bergsteigen auf den vereisten Hängen des Wallis: Gerade meint man, einen grossen Schritt vorangekommen zu sein, da rutschen die Füße auf dem blanken Untergrund wieder gen Tal. Ein Fortkommen ist so mühsam, und manchmal tritt man längere Zeit auf der Stelle.

Derart verhält es sich auch mit der Debatte um Integration: Glaubt man ein wenig Differenzierung zu verspüren, schlagen einem wieder die unvermeidlichen Begriffe, wie Zwangshe, Ehrenmord, Einbürgerungstest, Parallelgesellschaft und Leitkultur, um die Ohren – Begriffe, die spätestens seit dem 11. September 2001 deutlich die Diskurse über Zuwanderung in Deutschland bestimmen.

Nun ist es richtig, zu überlegen, wie man etwa Zwangsheiraten unterbindet und Ehrenmorde verhindert. Aber man sollte nicht dem Missverständnis aufsitzen, damit eine grundsätzlichere Antwort auf die Frage zu bekommen: Auf welcher Wertegrundlage wollen wir in Deutschland gemeinsam leben? Und gibt es einen solchen für alle Menschen verbindlichen Wertekanon überhaupt? Meiner Meinung nach muss man die Frage mit einem deutlichen «Ja» beantworten. Ja, es gibt einen solchen Wertekanon, der allgemeinverbindlich ist. Aber woraus besteht dieser Wertekanon, woher stammt dieser und wodurch ist er legitimiert?

Interessant ist, dass diese Kernfrage erst richtig in der Öffentlichkeit debattiert wird, seit die ersten Einwanderer in den fünfziger und sechziger Jahren nach Deutschland gekommen sind. Allerdings ist diese Debatte zunächst zögerlich geführt worden, weil man Zuwanderer als «Gastarbeiter» deklariert hat und nicht vorhersehen wollte (konnte schon), dass viele von ihnen dauerhaft bleiben werden. Seit den neunziger Jahren, spätestens aber seit der Jahrtausendwende, vergeht nun kein Tag, an dem die Medien nicht mehr oder minder ausgiebig zu Integrationsthemen berichten – nach meiner Auffassung leider allzu oft am Kern der Sache vorbei.

Die Frage nach dem Kern der Sache

Der Kern der Sache müsste sich vielmehr mit der Frage beschäftigen, welcher Konsens uns alle verbindet bei immer grösser werdender Pluralität der Religionen, Herkunft und politischen Überzeugungen. In Deutschland leben heute schon rund sieben Millionen Ausländer, also fast so viele Menschen wie die Schweiz Einwohner zählt. Zudem haben 15 Millionen Menschen einen Migrationshintergrund. Unter den Religionen ist der Islam mit circa 3,2 Millionen ganz klar der grösste Faktor und als Glaubensgruppe die Nummer drei nach den evangelischen und katholischen Christen. Die meisten Einwanderer stammen aus der Türkei, ein zunehmender Anteil kommt jedoch auch aus anderen Ländern, wie dem Iran, Irak, Syrien, Bosnien und weiteren Staaten. In den Städten haben schon heute über 40 Prozent aller Jugendlichen einen Migrationshintergrund – und man muss kein Augur sein, um zu begreifen, dass Deutschland in Richtung einer fifty-fifty-Gesellschaft steuert: Menschen mit und ohne Migrationshintergrund zu etwa gleichen Teilen.

Dieses Bild ist kein Märchen aus den Träumen irgendwelcher Multikulti-Anhänger: Es ist eine nüchterne Beschreibung der Realitäten. Eine Projektion ins Jahr 2030 zeigt deutlich, dass die Minderheiten von heute die Mehrheiten von morgen sein werden. Insofern war die deutsche Diskussion jahrelang unehrlich, weil sie sich an der Frage abwetzte, ob Deutschland nun ein Einwanderungsland sei oder nicht. Natürlich ist vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung Deutschlands ein Einwanderungsland. Und auf einmal wird deutlich, dass das Weltbild eines ethnisch homogenen Volkes im Falle Deutschlands, das immer Transitstrecke vieler Migrationsbewegungen war, schon immer falsch war, und ganz besonders heutzutage falsch ist. Deutschland ist nicht durch eine gemeinsame Religion zusammengehalten.

Nein, frustriert muss derjenige durch deutsche Städte gehen, der nur Kirchen und Marktplätze als typisch deutsch versteht. Die Pluralität unserer Gesellschaft hat unsere Städte und Dörfer augenscheinlich verändert, und daran müssen wir uns alle, die wir manchmal unter durchaus normalen Anpassungsschwierigkeiten leiden, gewöhnen.

An meiner Heimatstadt Köln möchte ich das verdeutlichen: Alleine im Südwesten der Millionenstadt Köln leben gut 278'000 Menschen aus 100 Nationen auf nur knapp 100 Quadratkilometern. Der Ausländeranteil liegt bei über 16 Prozent, und der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund ist deutlich höher. Die gesellschaftlichen Milieus verdichten sich zu einem einzigartigen bunten Teppich: freiberufliche Softwareentwickler, technische Facharbeiter, die alleinerziehende Mutter und die Germanistikstudentin wohnen nebeneinander.

Ihr Alltag und ihr Dasein werden vor allem durch die sozio-ökonomischen Möglichkeiten bestimmt. Diese Pluralität bezieht sich nicht auf die Fragen des Stils oder des Geschmacks.

Die Grenzen verlaufen keineswegs entlang ethnischer Grenzen, sondern entlang sozialer: Der iranische Chefarzt wohnt neben dem deutschen Anwalt, nicht aber im Haus des iranischen Hilfsarbeiters. «Parallelgesellschaften» existieren also nicht durch ethnische Schichtung, sondern durch soziale. In einem sogenannten «sozialen Brennpunkt» meines Wahlkreises, dem «Kölberg» in Köln-Meschenich, leben über 180 Nationen in nur wenigen Hochhäusern. Sie alle haben weder die «Kultur» noch die Traditionen gemein – sie alle leben dort, weil sie ähnlich einkommensschwach sind.

Hieran misst sich also die Schichtung unserer Gesellschaft. Die Soziologie unterteilt die deutsche Gesellschaft seit den achtziger Jahren in verschiedene Milieus: Das obere Fünftel der westdeutschen Bevölkerung spaltet sich in zwei gleich grosse Milieus, in ein etabliertes mit stärker traditionellen Orientierungen, und in ein intellektuelleres mit stärker sozialen, ökologischen und individualistischen Einstellungsmustern. Im unteren Bereich der gesellschaftlichen Hierarchie lässt sich jeweils circa ein Zehntel der Bevölkerung dem konsum-materialistischen Milieu (Arbeitermilieu) und dem hedonistischen, aufs Hier und Jetzt orientierten Milieu zuordnen. Migranten sind in all diesen Gruppen zu finden, allerdings bewegen sich besonders viele im konsum-materialistischen und im modernen Arbeitermilieu. Ein kleinerer Teil ist dem aufstiegsorientierten Milieu zuzurechnen, einige haben es über Bildung in das liberal-intellektuelle geschafft, aber erst wenige in die etablierten Milieus.

Die Werte und Normen sind in jedem Milieu grundverschieden, und eine sogenannte «deutsche Leitkultur» ist daher zum Scheitern verurteilt. Nun, die Eingangsfeststellung, es gebe einen Wertekonsens, der für alle Milieus Geltung beansprucht, ist aber nach wie vor richtig. Ich komme der Antwort näher: Offensichtlich bedarf eine Demokratie der Überzeugungskraft, damit diese identitätsstiftend ist. Nur, wer sich in sozialer Hinsicht wohlfühlt, nur wer das subjektive Empfinden hat, die deutsche Demokratie sichere den eigenen materiellen Wohlstand, wird im Zweifelsfalle für die Demokratie eintreten. Die qualitative (und nicht-repräsentative) Studie der Universität Leipzig («Ein Blick in die Mitte», Friedrich-Ebert-Stiftung 2008) bestätigt: Demokratie wird nur solange als gut befunden, wie sie individuellen Wohlstand garantiert. Problematisch wird es, wenn Demokratie dieses Versprechen nicht einlösen kann.



Der Kitt des Zusammenhalts

Punkt eins der Antwort auf die Frage, welcher Kitt die deutsche Gesellschaft zusammenhält, ist der soziale Erfolg und die Gerechtigkeit in den Aufstiegs- und Bildungschancen. Es bedarf aber noch mehr, einer echten Identifikation mit dem System, die über das eigene Portemonnaie hinausgeht.

Hier sind die Amerikaner Vorbild: Natürlich erscheinen die Selbstvergewisserungen der Amerikaner, Teil einer Gemeinschaft und Nation zu sein, für Augen der Europäer eher befremdlich. Mich interessiert auch nicht der nationalistische Unterton, der beizeiten in Chauvinismus ausbricht. Aber ich bewundere die Selbstverständlichkeit, mit der alle Amerikaner, auch die Einwanderer, sich als Teil der Gemeinschaft zelebrieren. Dieses Gefühl wird mittels mythisch überhöhter Geschichten über die Gründerväter und den «frontier-Geist» schon in den Schulen gelehrt. Amerika ist nicht attraktiver als Deutschland oder die Schweiz. Die Amerikaner in ihrer Mehrheit empfinden aber eine starke Attraktivität ihres Landes – ein Gefühl, das Europäer für ihr eigenes Land oftmals nicht wärmstens aufbringen können. Amerika ist ein klassisches Einwanderungsland, darum hinkt der Vergleich mit Deutschland:

46

Lale Akgün, geboren 1953 in Istanbul, kam als Neunjährige mit ihrer Familie nach Deutschland. Sie studierte Medizin und Psychologie. Seit 2002 ist sie Bundestagsabgeordnete, befasst sich mit Fragen der Migration und Integration und fungiert als Islampolitische Sprecherin der SPD. Seit 1981 hat sie die deutsche Staatsbürgerschaft und lebt in Köln.

Aber dieses Deutschland, das sich in den vergangenen Jahrzehnten derart stark pluralisiert hat, tut gut daran, sich ein Stückchen vom amerikanischen Traum in dieser Beziehung abzuschauen.

Das einheitliche Band der Amerikaner ist die Verfassung, die trotz aller rassistischen Tendenzen in der Vergangenheit und bis heute ein frühes Vorbild für eine moderne staatliche Verfassung darstellt. Die Werte darin können von allen geteilt werden, egal ob sie hispanischer, afrikanischer, chinesischer, deutscher oder irischer Abstammung sind. Ähnliches ist auch für Deutschland angebracht: Der Politikwissenschaftler Dolf Sternberg hat den Begriff «Verfassungspatriotismus» in die Debatte eingebracht, und Jürgen Habermas hat ihn aufgegriffen. Im Kern meint dieser Begriff das Einhalten unserer verfassungsmässigen Ordnung bei gleichzeitiger Verinnerlichung dieser Werte. Nach dieser Definition verhält sich ein Mensch «verfassungspatriotisch», wenn er sich mit den Grundwerten, die im Grundrechtskatalog unseres Grundgesetzes ganz allgemein formuliert sind, den Verfahren und den Institutionen des Rechtsstaates identifiziert und diese, salopp formuliert, gut findet.

Promuoviamo un nuovo senso di appartenenza

La Germania abbisogna di un senso di appartenenza («Wir-Gefühl») basato sui valori costituzionali se vuole evitare che si scavino sempre nuovi fossati. Sulla base della nozione di «patriottismo costituzionale», l'autrice promuove un nuovo orientamento della formazione identitaria in Germania. Sostanzialmente ciò comporta il rispetto dell'ordine costituzionale mediante la messa a punto di un consenso per quanto concerne i valori costituzionali. Secondo tale definizione, una persona dimostra patriottismo costituzionale identificandosi con il catalogo dei valori fondamentali quali sono generalmente formulati dalla legislazione tedesca, e identificandosi inoltre con le procedure e istituzioni dello Stato di diritto. Questo approccio semplice ma completo consente di conseguire numerosi obiettivi in una volta sola: anzitutto è esclusa l'idea di una «costituzione à la carte» ed è sottolineato l'imperativo per ciascuno di aderire ai valori e alle leggi del Paese. In secondo luogo è esplicitata l'importanza delle persone migranti: in Germania vi sono persone che, pur risiedendovi da 20 e 30 e più anni, continuano a non essere riconosciute come cittadini tedeschi, nemmeno se naturalizzate. Ora, nessuno desidera vivere tutta la vita come un estraneo nel proprio Paese. Il patriottismo costituzionale è pertanto sinonimo di parità.

Mit diesem einfachen, aber umfassenden Ansatz können gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe geschlagen werden: Minderheiteninseln, auf denen manche Muslime etwa eine eigene Stadtteilgerichtsbarkeit errichten, sind dann glasklar abzulehnen. Gleichberechtigung von Mann und Frau – nicht verhandelbar. Negative und positive Religionsfreiheit – nicht verhandelbar. Schulpflicht inklusive Schwimmunterricht für Mädchen und Jungen – nicht verhandelbar. Die Verfassung kann es nicht à la carte geben, das muss die Botschaft sein! Auf der anderen Seite bedeutet das auch Anerkennung der Migranten: Realität in unserem Land ist, dass Zuwanderer auch nach 20, 30 Jahren, die sie hier leben, oftmals immer noch nicht als Deutsche anerkannt werden, wenn sie die Staatsbürgerschaft haben. Kein Mensch hat jedoch Lust, ein Leben lang der Exot zu sein.

Eine neue Auslegung von Assimilation

Dieser Lernprozess ist auf beiden Seiten – bei der einheimischen wie der zugewanderten Bevölkerung – ein Prozess der Assimilation. Assimilation bedeutet dabei keineswegs, die kulturellen Wurzeln zu verleugnen – dies ist ein Schreckgespenst, das unter anderem der türkische Ministerpräsident auf seiner letzten Deutschland-Reise an die Wand gemalt hat («Assimilation ist ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit»). Nein, Assimilation ist natürlich notwendig, wenn die Vorstellungen über Recht und Ordnung anfänglich noch divergieren.

Assimilation ist im Übrigen in vielen Schattierungen denkbar: Der amerikanische Soziologe J. Milton Yinger etwa stellt fest, «dass Assimilation von bescheidensten Anfängen von Interaktion und kulturellem Austausch bis hin zur gründlichen Verschmelzung der Gruppen reichen kann». Ich möchte ergänzen: Jeder Mensch hat die Pflicht, sich soweit anzupassen, dass die

Verfassungswerte respektiert und gelebt werden. Darüber hinaus aber ist es Sache des Einzelnen, wie weit er oder sie sich an die Gepflogenheiten des Landes anpassen möchte. Für Einwanderer ist dieser Verfassungspatriotismus ein Etappenziel des Hineinwachsens in die Gesellschaft. Um ihnen das zu erleichtern, muss die Mehrheitsgesellschaft helfen, indem sie beispielsweise Sprachkurse anbietet. Einbürgerungstests hingegen, die Lexikonwissen abfragen, sind, wenn auch grundsätzlich nicht falsch, untauglich dabei, die Verfassungstreue eines Menschen abzufragen. Entscheidend ist, was im Herzen des Menschen eine Rolle spielt.

Das Wir-Gefühl und das subjektive Empfinden, als Teil dieser Gesellschaft anerkannt zu sein, sind essentiell. Man kann sagen, wer sich als Miteigentümer des Hauses Deutschland fühlt, wird auch in die Renovierung und Instandhaltung des Landes investieren. Und das gilt gleichermassen für Deutschland wie für die Schweiz.

Barbara Honigmann

Ich bin

Frau Schulze wohnte im ersten Stock, und ich wohnte unter dem Dach. Ich war Studentin, und was Frau Schulze für einen Beruf hatte, weiss ich heute noch nicht. Wenn ich an ihrer Tür vorbeilief, hörte ich oft ein merkwürdiges Lärmen dahinter und manchmal eine merkwürdige Stille, und beides kam mir unheimlich vor, und manchmal hatte ich sogar das Gefühl, dass sie hinter der Tür stand und mir auflauerte. Abends und lange bis in die Nacht hörte man sie mit ihrer lauten Stimme durch das ganze Haus schreien und lallen. Ich hatte bald begriffen, dass sie eine Trinkerin war.

Deshalb schlich ich so leise, wie es mir nur irgend möglich war, an ihrer Tür vorbei, mehrmals jeden Tag.

An einem Abend aber riss sie tatsächlich, wie ich es schon immer befürchtet hatte, als ich vorbei schlich, die Tür auf, zerrte mich in ihre Wohnung hinein, mit Gewalt zog sie an mir und schubste und stiess mich, dass ich mich nicht wehren konnte, und brüllte auf mich ein, komm, Anne, komm rein, jetzt kommst du endlich rein, Anne, und dann drückte sie mich auf einen Stuhl in ihrer Küche, und da sah ich und roch den Alkohol, weil Frau Schulze mich gar nicht mehr losliess und heulte und grölte, bis ich endlich sagte: «Was haben Sie denn, was ist denn los?»

Sie schrie immer mehr, warum ich nie gekommen sei, früher, was ich mir denn erlauben würde. «Warum bist du nie wieder zu mir gekommen, Anne?»

Ich sagte, dass ich nicht Anne heisse und nicht Anne sei und dass sie mich wohl mit jemandem verwechseln müsse.

«Aber du bist eine Jüdin, ich habe dich sofort erkannt!»

Ich habe «Ja» gesagt, «ich bin eine Jüdin», sollte ich etwa nein sagen? Deswegen war ich noch lange nicht Anne! Doch nun ahnte ich es schon, woran es lag, dass sie so auf mich einschrie und mich nicht losliess. «Halt die Schnauze, Anne! Halt bloss die Schnauze, wag es nicht, mir zu widersprechen, du bist das undankbarste Geschöpf auf der Erde, und ich hab es immer gewusst.. Jetzt fing auch ich an zu schreien, sie sei ja verrückt und besoffen, und ich sei nicht Anne, sie solle das endlich begreifen, «ich bin es nicht, nein und nochmals nein» und jetzt wolle ich hier weg und hoch in meine Wohnung, und wenn sie mich nicht in Ruhe lasse, würde ich bei nächster Gelegenheit die Polizei holen. Sie hat mich losgelassen, hat weitergeheult, weitergebrüllt, alles mögliche vom Tisch geworfen, so dass ich in Deckung ging, und dann lief ich schnell zur Tür, aber sie holte mich schon ein und wimmerte bloss noch: «Warum hast du dich bloss nie wieder bei mir gemeldet, Anne?» Ich sagte wieder: «Bitte Frau Schulze, seien Sie doch vernünftig, ich bin nicht Anne, und ich weiss auch nicht, wer Anne überhaupt sein soll.» Dann hat sie mich wieder zurück ins Zimmer geschubst, hat Fotoalben, die da schon griffbereit lagen, herausgezerrt, und ich habe lauter Fotos von Frau Schulze und einem kleinen Mädchen gesehen, das tatsächlich ein bisschen so aussah, wie ich als kleines Mädchen auch ausgesehen habe, schwarze Haare, dunkle Augen, dicke Augenbrauen, und Frau Schulze sagte, dass Anne schliesslich bei ihr gelebt und gewohnt hat, und dass sie sich um sie gekümmert habe, in der schlimmen Zeit. Aber dann sei ihre Mutter zurückgekommen, und Anne ist wieder mit ihrer Mutter mitgegangen, die Mutter hat sie abgeholt, hat gesagt, bloss schnell weg von hier, und sonst kein Wort, und die beiden haben nie wieder etwas von sich hören lassen. Ausgeflogen! Weggeflogen! Undankbar! Unverschämt! Nun ahnte ich ungefähr, was das für eine Geschichte gewesen sein musste, und habe Frau Schulze versucht zu erklären, dass Anne ja um einiges älter sein müsste als ich, dass ich erst nach der «schlimmen Zeit» geboren worden bin, und dass sie auch meine Mutter hier im

nicht Anne!

49

Hause schon manchmal gesehen hatte. Aber nachdem ich mich jetzt auf das Thema Anne überhaupt einliess, hörte sie erst recht nicht mehr auf, sie fing sogar erst richtig an und meinte, dass ich doch wenigstens wissen müsse, wo Anne jetzt sei, dass ich sie suchen und finden müsse, ja das müsse ich, und sie zu ihr zurückbringen, da ich auch eine Jüdin sei, wie sie ja sofort bemerkt habe, oder etwa nicht? Und wieder sagte ich: «Ja, natürlich, aber Frau Schulze, bitte verstehen Sie doch!»

Diese Szene hat sich im Laufe der Jahre viele Male wiederholt, obwohl ich jeden Tag versucht habe, lautlos, oder im Gegenteil in deutlicher Begleitung, an ihrer Tür vorbeizugehen. Immer wieder hat sie mich erwischt, hineingezerrt, ihr Drama von Anne vorgespielt und vorgejammert, inzwischen kannte ich auch schon die Höhe- und Wendepunkte der Vorstellung und auch den Moment, an dem sich ihre Gefühle erschöpfen würden und ich entfliehen konnte. Bald spielten wir unsere Rollen wie alte Komödianten, routiniert, ohne uns allzusehr zu verausgaben, und, schon an der Tür, kurz vor dem Abgang bevor ich die Tür zuknallte, war meine Schlussreplik immer dieselbe: «Sie sind verrückt und besoffen, ich habe mit Ihrer Geschichte nichts zu tun, ich kann Ihnen auch nicht helfen, ich bin es nicht, ich bin es nicht, Frau Schulze, ich bin nicht Anne!»

Mit den anderen Leuten im Haus hatte ich auch nicht gerade ein freundliches Verhältnis. Weil ich einen von dem ihren sehr ver-

schiedenen Tagesrhythmus und immer viel Besuch hatte, nannten sie mich Schlampe und Hure und klopfen an die Wände und holten auch manchmal die Polizei, die wir dann hereinbaten und aufforderten, sich doch mit in unsere Runde zu setzen, was sie natürlich nicht tat, aber etwas richtig Abscheuliches oder Kriminelles konnte sie bei uns auch nicht finden.

Mit Frau Schulze hatten die Hausbewohner allerdings auch immer Ärger, weil sie brüllte, tobte, offensichtlich verrückt war und alle beleidigte. Deshalb wurde sie eines Tages zur Schiedskommission beordert, wegen Beleidigung. Und weil sie ihr wirklich eins auswischen wollten, brachten sie als Hauptanklage vor, dass Frau Schulze von mir immer nur als «die Dreckjüdin» gesprochen habe, und das sei ja schliesslich heute verboten. Die Ankläger waren vorher noch zu mir gekommen und hatten mich gefragt, ob das wahr sei, und ich sagte, dass sie mir das nie ins Gesicht gesagt habe, und was sie hinter meinem Rücken sage, wisse ich ja nicht. Nein, ob es wahr sei, dass ich Jüdin bin, und wieder sagte ich, natürlich, das sei wahr. Schliesslich wollte ich ja eine stolze Jüdin sein.

Von diesem Tage an sagte niemand mehr im Haus Schlampe oder Hure zu mir, sie sprachen nämlich überhaupt nicht mehr mit mir, höchstens «guten Tag», verhältnismässig höflich. Frau Schulze wurde zu irgend etwas verurteilt, und wir waren nun beinahe Komplizen geworden. Jedenfalls wurde ich die Rolle, die sie mir in ihrem Drama zugewiesen hatte, nicht mehr los, bis zu dem Tag, an dem ich endlich aus dem Haus auszog und ihr ein letztes Mal versicherte: «Nein, Frau Schulze, ich bin es nicht. Ich bin nicht Anne!»

Abdruck des Textes aus dem Erzählband von Barbara Honigmann, «Damals, dann und danach», erschienen 1999 beim Carl Hanser Verlag, mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

Barbara Honigmann wurde 1949 in Ost-Berlin geboren, wohin ihre Eltern aus dem Exil zurückgekehrt waren. Sie arbeitete als Dramaturgin und Regisseurin. Seit 1984 lebt sie als freie Schriftstellerin in Strassburg und publizierte mehrere Romane.

Schweizer, Fremde und Eingebürgerte

Die Abstimmung vom 1. Juni 2008 über die «Einbürgerungsinitiative» war Anlass für eine öffentliche Debatte rund um Themen wie nationale Identität und Souveränität, direkte Demokratie, Staatsbürgerschaft, kulturelle Zugehörigkeit, politische Rechte und soziale Teilhabe unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen. Dabei zeigt sich, dass zwei identitätspolitisch relevante Ebenen eng miteinander verzahnt sind bzw. sich überlagern. Einerseits geht es um die Frage der Einbürgerungswilligen, ihrer Herkunft und ihrer Selektion, andererseits um die Frage des Verfahrens und seiner Legitimität, bei der sich direkte Demokratie und das Prinzip politisch-administrativer Delegation entgegenstehen. Der Artikel gibt Einblick in die ersten Ergebnisse einer aktuellen Fallstudie zu dieser Thematik.

In den zeitgenössischen Debatten um gesellschaftliche Zugehörigkeit spiegeln sich Kräfteverhältnisse und Machtbeziehungen, die prototypisch im Akt der Grenzziehung selbst zum Ausdruck kommen: Wer eine Gruppe benennt, beteiligt sich massgeblich am gesellschaftlichen Konstruktionsprozess eben dieser Gruppe.

Als sozial konstruierte, historisch durchgesetzte und kulturell definierte Muster sind Identitäten immer auch ein Produkt gesellschaftlichen Ordners und Klassifizierens. Sie werden erst durch Diskurse geschaffen, repräsentiert und legitimiert. Sobald eine postulierte Grenze zwischen Drinnen und Draussen, «Wir» und «Andere» auch von jenen aufgegriffen und verwendet wird, die hierbei kategorisiert und klassifiziert werden, hat sich diese willkürlich «in die Welt gesetzte» gesellschaftliche Zuschreibung durchgesetzt und gerät zum «common sense of one's place». Hierbei wird nachhaltig Macht ausgeübt und Wirklichkeit aktiv gestaltet. Die gegenwärtig zu beobachtende Ethnisierung und Kulturalisierung gesellschaftlicher Debatten spiegelt sich auch in der anhaltenden Konjunktur des Begriffs der «Identität» wieder.

Wie die Definition von Zugehörigkeit selbst ist auch der Prozess ihrer wissenschaftlichen Beschreibung Teil gesellschaftlicher Ordnungspolitik und Machtausübung: Der heute verbreitete Begriff der Identitätspolitik etablierte sich im Gefolge der «neuen sozialen Bewegungen» (z. B. Bürgerrechtsbewegung, Frauenbewegung) zuerst in den USA. Neben der Forderung nach gleichen sozialen Rechten haben diese Gruppen vor allem ihren marginalen gesellschaftlichen Status gemein, der zum Ausgangspunkt ihrer politischen Mobilisierungsarbeit wird. Im politischen wie im philosophischen Diskurs bekommt der Begriff schon bald einen negativen Beiklang, weil er Festschreibungen auf spezifische Wesenszüge enthält. Davon unbelastet wird das Konzept der Identitätspolitik im Sinne einer «Politik der Anerkennung» im Rahmen einer breiteren Multikulturalismus-Debatte Anfang der 1990er-Jahre nach Europa importiert. Die inhaltliche Besetzung des Begriffs erfolgt hier situativ in Anpassung an die aktuellen politischen Fragen: Während «Identitätspolitik» mit Perspektive auf die europäische Einheit besonders innerhalb der EU als Möglichkeit gesehen wird, an der eigenen Geschichte zu arbeiten und/oder konstruktiv eine

gemeinsame Identität zu prägen, wird das Konzept in der Diskussion um den neueren Rechtspopulismus eher als gezielte politische Strategie der Abgrenzung gegen andere verstanden.

Einbürgerung und Identität

Gegen die Vorlagen zur erleichterten Einbürgerung im Jahre 2004 verwendete die Abstimmungswerbung den Begriff der «Masseneinbürgerung». Damit wurde ein sehr alter Topos eingesetzt, um Ängste zu schüren – die Angst vor der «Masse». Damit entspann sich auch eine Auseinandersetzung darum, welche Legitimation statistische Darstellungen beanspruchen können, die angeblich zeigten, die Schweiz werde von Einbürgerungsgesuchten überschwemmt. Freilich, diese Debatten finden auf einem unsicher werdenden Terrain statt; denn auch die vermeintliche Klarheit statistischer Objekte basiert auf einer Vielzahl von Annahmen, die in den Darstellungen selbst nicht sichtbar sind. Beispiel hierfür ist das Auftauchen neuer Begrifflichkeiten wie «Migrationshintergrund», «Eingebürgerte» oder «Secondos» in der öffentlichen Debatte. Es scheint, dass das Konstrukt «Bevölkerung» sich schon seit längerem zunehmend als klassifikatorisch instabil erweist. Die semantische und statistische Verflüssigung zentraler staatspolitischer Konzepte wie dem «des Ausländers» führt auch zu neuen Möglichkeiten, sie diskursiv zu besetzen, beschwört neue Kämpfe um Repräsentationen und Identitäten.

Begriffs- und Klassifikationspolitik

Mit Blick auf die Abstimmung vom 1. Juni 2008 kann das diskursive Deutungsangebot an gesellschaftlichen Identitäten rekonstruiert werden. In einem ersten Schritt wird aus der Perspektive der jeweiligen Positionen und Stellungnahmen von Parteien und anderen Akteuren im Diskurs ein «Inventar» der Identitätskategorisierungen und -typisierungen, gleichsam ein Glossar von sog. «mots pour dire l'identité», erstellt. Während sich die im Rahmen des Forschungsprojekts noch zu erarbeitende Gesamtanalyse auf eine umfassendere Materialsammlung erstrecken wird, beschränken wir hier unseren Blick auf einen kleinen, aber prominenten Teil des Diskursfeldes: auf die Perspektive der SVP, die besonders prägnant in deren Website zur «Einbürgerungsinitiative» zum Ausdruck kommt. Dort treten in der Rubrik *Darum geht es*¹ exemplarisch einige der zentralen Kategorien der Identitätspolitik der SVP hervor.²

Unterschiedliche Typen von Personen und Personengruppen werden genannt: *Schweizerinnen* und *Schweizer*, *Bürgerinnen* und *Bürger*, es wird in der *wir*-Form und von *uns* gesprochen, ferner gibt es *Eingebürgerte aus dem Balkan und der Türkei* so-

wie aus verschiedenen anderen Teilen der Welt, *Kriminelle* und *Sozialhilfemissbraucher*, *Ausländer*, *Asylsuchende* und *vorläufig Aufgenommene*; zudem ist die Rede von der *ständigen ausländischen Wohnbevölkerung*, von *eingebürgerten Ausländern* und vom *Volk*.

Diese unterschiedlichen Typen lassen sich entlang der Bedeutungs- und Kontrastdimensionen «Recht zur politischen Mitbestimmung» und «Herkunft» in drei Gruppen gliedern: Da ist erstens das *Volk*, die *Schweizer Bürgerinnen und Bürger*, die mit *uns* resp. *wir* als Schweizer Stimmberechtigte angesprochen werden. Zweitens gibt es die *Ausländer*, die sich aus den *Asylsuchenden*, den *vorläufig Aufgenommenen* und der *ständigen ausländischen Wohnbevölkerung* zusammensetzen und die alle weder politische Mitbestimmungsrechte haben, noch aus der Schweiz «stammen». Und schliesslich zieht sich durch alle Texte hindurch eine dritte Kategorie: die der *eingebürgerten Ausländer*. Neben den Eingebürgerten, die nach unterschiedlichen Herkunftsregionen ausgewiesen werden, umfasst diese Gruppe auch die ihr zugeschriebenen *Kriminellen* und *Sozialhilfemissbraucher*. Deutlich zeichnen sich nicht nur zwei Gruppen ab, das *Volk* und die *Ausländer*, sondern zusätzlich die dritte Gruppe der *eingebürgerten Ausländer*, welche an der «semantischen Schnittmenge» der oben erwähnten Dimensionen liegen: Sie können politisch mitentscheiden, bleiben aber *Ausländer*.

Eingebürgerte werden unter einer besonderen Perspektive dargestellt: Zum einen wird auf die Sozialhilfemissbraucher und die Kriminellen hingewiesen, welche nicht mehr aus der Schweiz ausgewiesen werden können. Im Text besonders hervorgehoben werden zum andern diejenigen *aus dem Balkan und der Türkei*. Schliesslich wird im Anschluss an diese Kategorie festgehalten, dass *ein grosser Teil davon Moslems* sind

¹ Eigene Hervorhebungen werden in Anführungszeichen gesetzt, während Inhalte aus dem empirischen Material kursiv geschrieben werden.

² Weitere Akteure werden im Verlauf der Forschung ebenfalls unter die Lupe genommen.

und damit *aus uns fremden Kulturkreisen stammen. Kriminelle, Sozialhilfemissbraucher* und Eingebürgerte aus dem Balkan und der Türkei rücken so in eine semantische Nähe, werden gleichsam zu einer einzigen Figur.

Diese zugespitzte, problematisierende Schilderung geht mit der Nicht-Erwähnung verschiedener Aspekte einher: Erstens fällt auf, dass andere Attribute entlang der verwendeten Kontrastdimensionen (Kriminalität, Sozialhilfemissbrauch) fehlen: Es wird in den untersuchten Texten nirgends auf «nicht-kriminelle» oder «anständige» Eingebürgerte hingewiesen oder auf solche, die mit ihren Steuern den Schweizer Staat und seine Sozialhilfe finanzieren anstatt dieser *zur Last zu fallen*. Zweitens werden in Bezug auf die Herkunft Attribute erwähnt, die auf religiöse und kulturelle Fremdheit hindeuten; auch hier fehlen Attribute, die auf «kulturelle Nähe» oder «religiöse Gemeinsamkeiten» hindeuten würden. Drittens werden diese negativ und fremd konnotierten Attribute bei Schweizerinnen und Schweizern nicht erwähnt.

Bemerkenswert ist auch die Alltagsferne der Darstellung. Während in Zeitungsinseraten immer wieder Bezug auf konkrete kriminelle Handlungen von kurz vor der Einbürgerung stehenden Ausländern oder bereits Eingebürgerten hingewiesen wird, fehlt ein Bezug zu konkreten Ereignissen; zu solchen Ereignissen,

die als *kriminell* bewertet werden, aber auch zu solchen, die etwa als «beispielhaft» für «gelingendes Zusammenleben» gelten könnten. Ebenso fehlt ein spezifischer Bezug zu konkreten Praktiken des Alltagslebens, die darauf hindeuten könnten, weshalb denn *Moslems* oder *die kulturelle Fremdheit* im Alltag *zum Problem* werden könnten. Die problematisierende Charakterisierung der *eingebürgerten Ausländer* wird als etwas Abstraktes, für sich selbst Sprechendes postuliert.

Schliesslich wird auch nicht erklärt, wie das Resultat einer gelungenen Einbürgerung auszusehen hat oder was es braucht, um eine *Schweizerin* oder ein *Schweizer* zu sein resp. zu werden. Die vorwiegend verwendeten Etikettierungen *Kulturkreis*, *Religion*, *Kriminalität* und *Sozialhilfemissbrauch* eröffnen mögliche, aber nicht ausgesprochene Merkmale, was denn *Schweizer* und *Schweizerinnen* ausmacht. Mit Blick auf die Vielfalt an Sprachen und kulturellen Praktiken in der Schweiz verbleibt letztlich nur eine diffuse Vorstellung einer wie auch immer ausschenden, «nicht-muslimischen», «gesetzestreu» und «arbeitsamen» «Schweizer Eigenart» oder eines «Schweizerzertums». Darin, dass nicht ausdrücklich gesagt wird, was die Schweizer ausmacht bzw. was die Eingebürgerten im Alltag möglicherweise «fremd» erscheinen lässt, liegt also die Kraft dieser Argumentation. Die Figur des *eingebürgerten Ausländers* wird als generelles Problem- und Misstrauensmoment dargestellt.

Bildpolitik

Im Gegensatz zur Alltagsferne und der Unklarheit der Klassifikationen wirkt die eingesetzte Bildersprache relativ klar. Bilder besitzen den Vorteil, dass sie Präsenz schaffen, Vorstellungsräume, ohne dass diese begriffslogisch aufgelöst werden müssten, zum Beispiel über das Zeigen des schlimmen «Anderen»: verbildlicht als «schwarze Schäfchen», martialischer als Messer zückende Kriminelle oder in Form gierig zugreifender Hände. Diese Form der Verbildlichung von Differenz entlastet von der Schwierigkeit, Identität angesichts einer kom-

Franz Schultheis, Professor an der Universität St. Gallen leitet eine Forschungsgruppe, welche die Konstituierung von Diskursfeldern zum Thema Identitätspolitik aus sozialwissenschaftlicher Perspektive untersucht. Am Projekt beteiligt sind Florian Elliker und Patricia Holder (Universität St. Gallen), Arnaud Frauenfelder (Universität Genf) und Felix Keller (Universität Zürich).

plexen Gesellschaft überhaupt positiv zu bestimmen. Es ist deshalb bezeichnend, dass jene Partei, die am nachhaltigsten die helvetische Nationalgemeinschaft in Szene setzt, auch die einzige Partei ist, die über ein eigenes Bildprogramm verfügt. Sie besetzt geschickt ein vernachlässigtes Terrain: die Sichtbarkeit im öffentlichen Raum. Über Strategien visueller Performanz mittels Inseraten, vor allem aber mittels Plakaten verschafft sie sich eine für die Schweiz neuartige Form von Sichtbarkeit.

Noch vor einigen Jahren wurden beispielsweise Plakate als undienliches Mittel der politischen Propaganda betrachtet. Diese leere Stelle hat die SVP geschickt für ihr Bildprogramm und die visuelle Stilisierung ihrer Identität, die gleichzeitig die nationale Identität sein soll, genutzt. Sie greift dabei tief in die Motenkiste politischer Ikonographie, versieht die politischen Ikonen – etwa Tiere, Dolchstösse, zugreifende Hände – mit ihren eigenen Bedeutungsinhalten und markiert sie mit einer eigenen Ästhetik aus klaren Farben und karikaturenhafter, ja kinderbuchartiger Verniedlichung (Schäffchen, Ziegenbock Zottel). Sie setzt damit die «moralisch gerechte» Schweiz ins Bild, die geprellt wird von anonymen Kräften: der Justiz, den zahllosen Fremden, der politischen Klasse. Der verniedlichende, comicartige Stil der Bilder ermöglicht es so der Partei, «gefährliche» Bedeutungshorizonte gleichzeitig zu artikulieren wie in der Schwebe zu halten, ohne dass dies strafrechtlich fixierbar wäre: Mehr noch, die Bilder als «rassistisch» zu bezeichnen, schlägt unversehens auf den Anklagenden zurück, der den entsprechenden Gehalt erst (über-)interpretieren muss und sich damit potentiell angreifbar macht. Die Bilder fungieren dabei eigentlich als «symbolische Fallen»: Jede Kritik an diesen multipliziert zugleich ihre Präsenz. Die politischen Gegner stehen also vor der Wahl, das Terrain der Bildpolitik ganz der SVP zu überlassen oder es zu kritisieren, was aber immer heisst, es noch nachhaltiger in die Köpfe zu bringen. Die Partei kann hierbei stets Harmlosigkeit zelebrieren: *Das Plakat zeigt halt, was wir befürchten*. Völlig entgegen der Erwartungen hat die SVP nun aber bei der vorliegenden Abstimmung ein schon verwendetes Plakat ins Spiel gebracht. Was bedeutet nun dies für die Bildpolitik im Hinblick auf die Identitätspolitik, wie sie im Vorfeld der Abstimmung zum Zuge kam?

Des Suisses, des étrangers et des naturalisés

La votation du 1er juin 2008 relative à l'initiative «Pour des naturalisations démocratiques» a fourni matière à débats sur des sujets tels que l'identité nationale et la souveraineté, la démocratie directe, la nationalité, l'appartenance culturelle, les droits politiques et la participation sociale de divers groupes de la population. Ce qui est particulièrement intéressant, c'est que pour cette votation, deux niveaux significatifs en matière de politique identitaire étaient imbriqués, respectivement se chevauchaient. Il s'agit d'une part de la question des candidats à la naturalisation, de leur origine et de leur sélection, d'autre part de la question de la procédure et de sa légitimité et ici, la démocratie directe et le principe de la délégation politico-administrative s'opposent.

Das Janusgesicht der Identitätspolitik

Dieser erste Einblick in ein laufendes Forschungsprojekt führt die wachsende Komplexität identitätspolitischer Fragen vor Augen. Hierbei erscheint v. a. das klassische Problem von «in group – out group» in einem neuen Licht. Wie die Debatten um die Einbürgerungspolitik verdeutlichen, griffen die Befürworter einer exklusiven Identitätspolitik systematisch zu einer Strategie des Misstrauens Stiftens, um ihren Forderungen Nachdruck zu geben. Interessanterweise verstärkten sich hierbei zwei Motive des Misstrauens wechselseitig: einerseits gegenüber den nach dem Schweizer Pass gierenden Massen von Fremden im eigenen Land, andererseits gegenüber der «entfremdeten» politischen Klasse in Bern. Die auf Vertrauen als Strategie der Unsicherheitsbewältigung setzenden Gegner hingegen waren da viel zurückhaltender, entwickelten keine eigene Bildpolitik und nur ansatzweise erkennbare identitätspolitische Gegendiskurse. Misstrauen scheint dank seiner stärkeren sozialpsychologischen Plausibilität besser für politische Anliegen nutzbar zu sein als Vertrauen.

Weitere Informationen: www.sfs.unisg.ch

53

Wir sind längst angekommen!

Alle reden über den «Migrationshintergrund» und vergessen dabei, was eigentlich im Vordergrund steht. In diesem Sinne plädiert Hilal Sezgin in ihrem Essay für mehr Selbstverständlichkeit.

Bis vor wenigen Jahren war ich einfach nur Deutsche. Seit neuestem habe ich «Migrationshintergrund». Früher konnte ich bei Rot über die Ampel gehen, und keiner, der nicht gerade ein Kind zu erziehen suchte, hätte sich etwas dabei gedacht. Wenn ich heute bei Rot losmarschiere (weit und breit weder Kind noch Auto in Sicht), kann es passieren, dass ein Kollege scherzt und rügt: «Na, hör mal, wir sind hier nicht in Istanbul!»

Verpflichtungen

Neulich sollte ich einen Kommentar über die Türkei und Europa schreiben. Es fiel mir nicht leicht. Für mich persönlich bedeutet die EU nämlich nichts absolut Erstrebenswertes. Wenn ich an die EU denke, muss ich an Einfuhrzölle denken, die die wohlhabenden Länder der Nordhalbkugel bevorzugen, an Verzögerungen beim Schuldenerlass und an Leichen, die vor Spaniens Küsten treiben. So geht das aber nicht, wenn man Migrationshintergrund hat und dieser türkisch ist: Man muss eine «türkisch» gefärbte Meinung zum EU-Beitritt haben, die noch dazu dem in Deutschland vorherrschenden Bild der EU schmeichelt: EU ist klasse, «wir» wollen hinein. An diese und weitere Verpflichtungen, die ein Migrationshintergrund mit sich bringt, muss man sich erst gewöhnen. Nun ist ja die Mig-

ration meines Vaters, ein volles Jahrzehnt vor meiner Geburt, nicht plötzlich über mich gekommen, insofern hatte ich den Hintergrund schon vorher. Aber wie es sich für einen Hintergrund gehört, blieb er eben dort und war nicht ständig präsent. Das Wort selbst gab es noch lange nicht.

Bevor sich jetzt die Feinde der Political Correctness die Hände reiben: Gegen das Wort als solches ist nichts zu sagen. Einen Migrationshintergrund zu besitzen, ist deutlich angenehmer, als gehänselt zu werden, dass man ein Gastarbeiterkind sei. Was ich nie war. Was ich aber während meiner Schulzeit, in den siebziger Jahren, hin und wieder zu hören bekam: Kümmeltürke, Knoblauchfresser. Vielleicht deshalb wurde Knoblauch in meiner Familie weiträumig gemieden. Dennoch wurde ich den Knoblauchgeruch, den meine Mitschüler wahrzunehmen meinten, erst los, als ich aufs Gymnasium kam. An der Uni war dann auch mit Kümmel Schluss. Schliesslich der Eintritt in die Berufstätigkeit: Alles Gewürz war Vergangenheit. Denn das Gastarbeiterische hatte etwas mit Klassen zu tun, mit Mangel an Bildung, mit der Unsicherheit, welche Gabel man zu benutzen hat, wenn im Restaurant ein glibberiges Quadrat serviert wird, das sich «Seeteufel in Aspik» nennt. Das Gastarbeiterische konnte man abstreifen, indem man die Leiter der Leistungsgesellschaft hochkletterte. Kletter, kletter, wie es sich für Deutsche gehört, und plötzlich: Achtung, eine Durchsage für Zwischengeschoss Nummer drei, aufgrund aktueller Vorkommnisse haben wir den Parcours geändert, willkommen auf der Ebene Migrationshintergrund.

Vom Gastarbeiter zum Migrationshintergründer

Migrationshintergrund haben, so betrachtet, eigentlich alle Leute, denn wir alle leben vor dem jahrhundertealten Hintergrund ständiger Migration. Als Einheimischer sieht man sich bloss nicht so. Auch ist zu bezweifeln, dass man bei einem aus den USA stammenden Biochemiker oder einem französischen

Kleinunternehmer von einem Migrationshintergrund spricht. Im täglichen Sprachgebrauch wird der Hintergrund der Migration doch viel häufiger ein ungünstiger, ein ungebildeter, südlicher, archaischer, beinahe schon barbarischer, kurz und gut, ein islamischer Hintergrund sein. Von der Unterschicht zur Religionsgemeinschaft: Wer gestern ein türkischer «Gastarbeiter» war, wird heute als «Muslim» adressiert. Gleichzeitig wird der Islam in Deutschland immer häufiger mit etwas potenziell Gewalttätigem in Zusammenhang gebracht. Und das, obwohl wir braven Muslime wie verrückt versuchen, unserer Umgebung das Gute an dieser Religion zu erklären, selbst wenn wir selbst gar nicht (mehr) glauben! Auch von deutschen Autoren wurden selten mehr aufklärerische Bücher zum Thema Islam geschrieben, und selten waren die Ressentiments stärker als heute. Sogar als die Türken ihr Lager vor Wien verliessen, stürzten sich die Wiener begeistert auf die Hinterlassenschaften, bestaunten Blumen und Papageien, teilten Zelte und kostbare Stoffe unter sich auf. Janitscharische Militärmusik, «türkische» Theaterstücke, Turbane kamen in Mode; drei Mal liess sich Madame de Pompadour als Sultansfrau porträtieren, und Jane Austen trug eine «mameluckische» Mütze mit Halbmond, der eine Feder hielt. Und heute? Ein einziges Kopftuch reicht aus, Behörden zu alarmieren. Auf der Strasse, in den Wohnzimmern verhält es sich nicht anders. Laut einer Untersuchung des Instituts für interdisziplinäre Friedens- und Konfliktforschung verneinen drei Viertel aller Befragten die Aussage «Die muslimische Kultur passt durchaus in unsere westliche Welt». Das Allensbach-Institut stellte die Bürger des Berliner Bezirks Pankow vor ein Gedankenexperiment: «Einmal angenommen, in einer deutschen Grossstadt soll in einem Stadtviertel eine Moschee gebaut werden. Die Behörden haben dem Bau zugestimmt, aber die Bevölkerung in dem Stadtviertel ist dagegen. Wie ist Ihre Meinung: Sollte man die Moschee bauen, auch wenn die Bevölkerung dagegen ist, oder sollte man auf den Bau verzichten?» Drei Viertel meinten, man solle darauf verzichten. Erschreckend? Ja. Und nein: Die Antwortenden haben ja Recht gehabt! Wenn nur die Behörden, nicht aber die Bevölkerung eine Moschee bauen wollen, kann man es auch bleiben lassen. Aber: Sind wir hier lebenden Muslime etwa kein Teil der Bevölkerung? Soll nur die Mehrheit entscheiden?

Der Antagonismus zwischen «uns» und «ihnen» gewinnt an Fahrt; mit Aufklärungsarbeit allein lässt er sich nicht bremsen. Noch mehr Informationen zum Koran, noch mehr Beteuerungen, dass nicht nur das Christentum eine Religion des Friedens sei. Könnte man nicht, schlug neulich der Zuhörer einer Podiumsdiskussion vor, in der Zeitung unten rechts ein Kästchen einrichten, in dem jeden Tag ein, zwei Sätze Positives über den islamischen Kulturraum berichteten? Alles, bloss das nicht!

Hilal Sezgin ist studierte Philosophin und schreibt für diverse deutsche Zeitungen. Sie hat mehrere Bücher, unter anderem zur «wirklichen Wirklichkeit» der neuen türkischen Generation in Deutschland publiziert.

Nous sommes arrivés il y a bien longtemps!

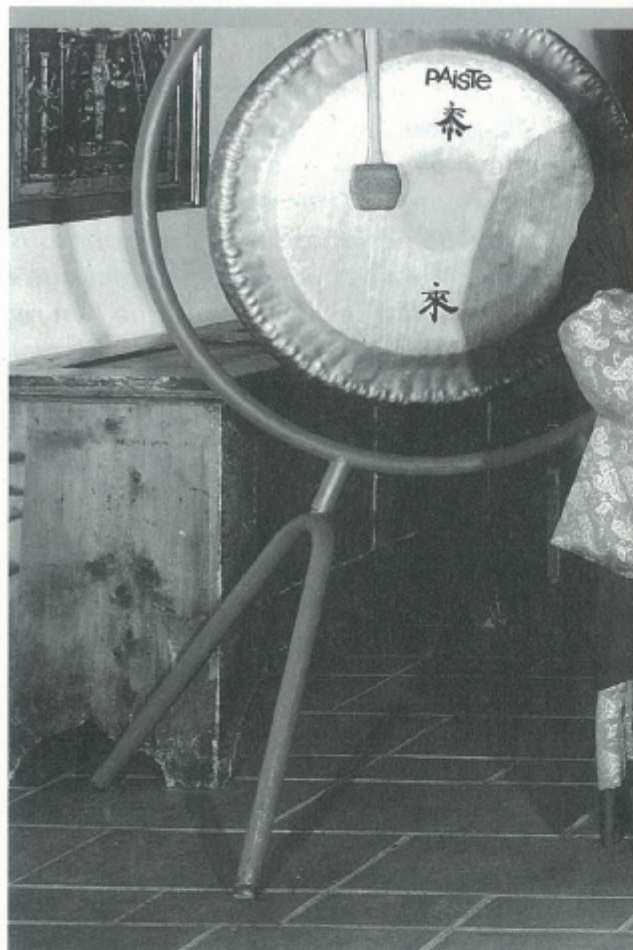
Dans son essai, Hila Sezgin éclaire le concept à la mode de «contexte migratoire». Elle relève de manière critique – mais sans toutefois rejeter totalement cette notion – que la nouvelle désignation de «personnes issues d'un contexte migratoire» s'applique essentiellement à ces personnes que l'on regroupait autrefois sous le terme de «travailleurs migrants». Pourtant, il devrait moins être question d'attribuer des étiquettes que de prendre tout simplement ce qui va de soi.

Nichts würde den Eindruck, dass es sich bei den «Fremdlingen» um «Barbaren» handelt, besser bestätigen als Sätze wie «Im Koran gibt es zahlreiche Verse, die den Frauen viele Rechte zubilligen. Und immer wieder hat der Prophet Mohammed für Gewaltlosigkeit zwischen Eheleuten plädiert.» (Vor jedermanns innerem Auge erstünde eine lange Reihe misshandelter Orientalinnen, denen der Koran zwar viele, aber eben nicht gleiche Rechte zubillige.)

Heute, hier, in der deutschen Einwanderungsgesellschaft, ist es das Motiv des «Fremdlings» selbst, das uns Migrationshintergründlern das Leben schwer macht. Nach dem Prinzip des Fremdlings werden die einen schulischen Gewalttäter von den anderen geschieden, sind die einen, nicht aber die anderen von Ausweisung bedroht; der Fremdling muss arbeiten, um sich Brot und Aufenthalt erst zu verdienen, und als fremd wird er angesehen, auch wenn die Lebenszeit voll harter Arbeit hinter ihm liegt.

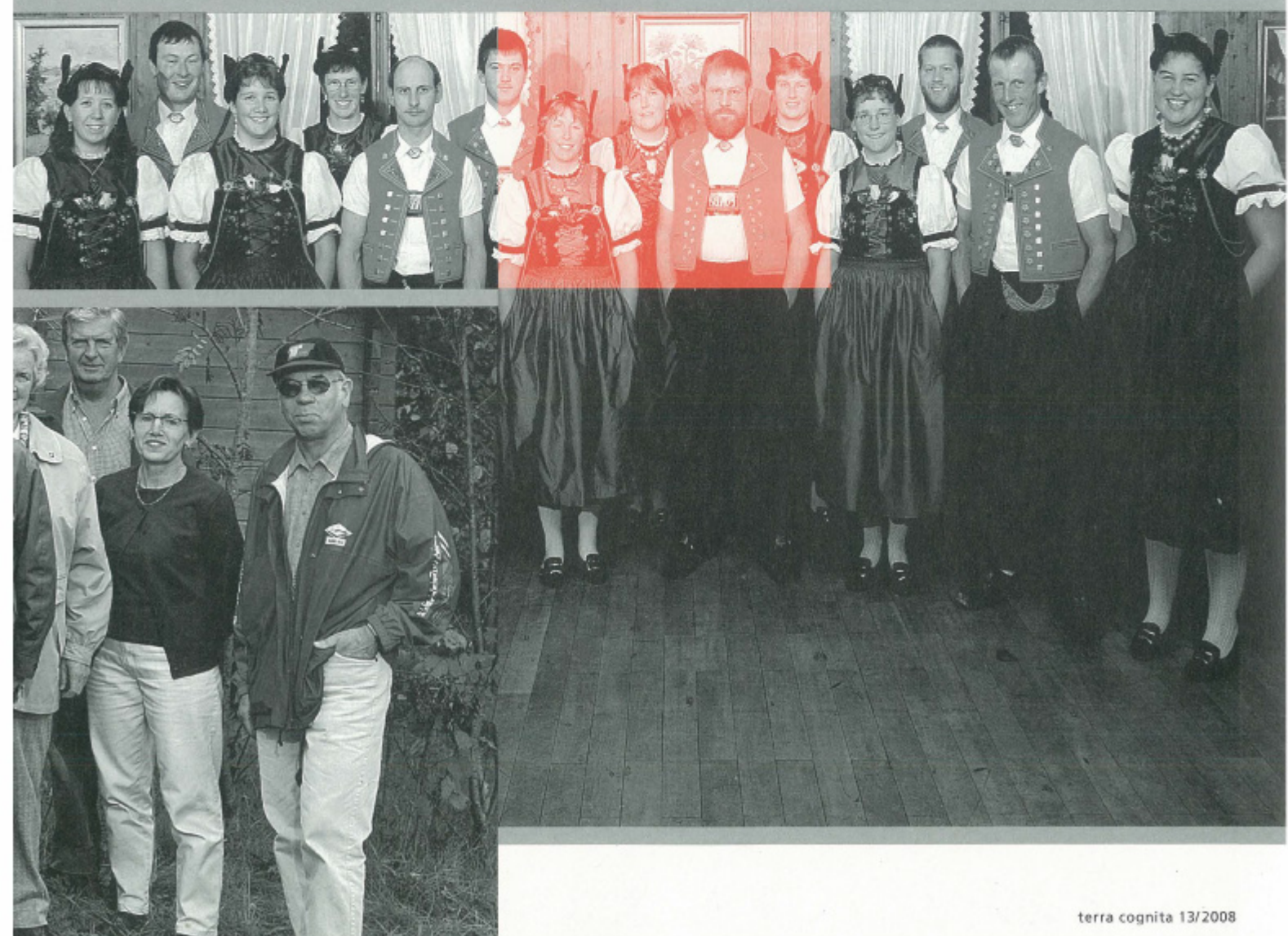
Mehr Selbstverständlichkeit

Im allgemeinen Morast der Debatte um Integration und Parallelgesellschaft versinkt der einzelne Mensch, ist nur als potenzieller Härtefall sichtbar, wird sein individuelles Ringen um Liebe, Gesundheit, Aufrichtigkeit und Frohsinn zu Schall und Rauch. Woran es am meisten mangelt, ist nicht Information, sondern Selbstverständlichkeit. Gegenseitige Vertrautheit. Nicht Migrations-, sondern Lebenshintergrund. All dies herzustellen, ist auch eine Aufgabe derer, die heute schreiben. Ob Reportage, Erzählung oder Roman, ob wahr oder erfunden, autobiografisch oder abgelauscht: Lasst uns Geschichten erzählen. Über die sommerlich-staubigen Strassen von Berlin und Istanbul, über Kühlschränke voll hartgekochter Ostereier und über Melonengärten, über verschwitzte Freundschaften zwischen Kaugummi kauenden Mädchen und geheimnisvolle Vorfälle bei den Kimbern Nordjütlands und über Begegnungen einer muslimischen Vegetarierin mit ihrem ersten Seeteufel in Aspiq.





57



«Expats», «Secondos» ou migrants?

La différence entre le «natif» et l'«étranger» est l'une de celles qui structurent profondément notre vision de la réalité. Peut-être parce que, comme tous les primates, nous sommes une espèce fondamentalement sociale et que nous organisons le monde entre ceux qui sont «comme nous», et ceux qui «ne sont pas comme nous».

La méfiance vis-à-vis de l'étranger est un des traits que l'on retrouve peu ou prou dans toutes les sociétés, surtout lorsqu'elles sont constituées par des réseaux plutôt denses et multiplexes. L'étranger, c'est aussi celui qui ne parle pas comme nous. Qui a un accent. C'est vrai pour les migrants comme pour le Neuchâtelois en Valais ou la Péruvienne à Genève. La manière de parler constitue une part de l'identité, mais de celle attribuée par autrui, et non pas forcément celle revendiquée par la personne elle-même.

Tous les migrants ne sont pas logés à la même enseigne. Selon l'endroit du monde qu'on a quitté «provisoirement», on ne sera pas un migrant mais un expatrié, un «expat» comme on dit familièrement. Quels sont les traits qui distinguent le migrant de l'expat?

D'après la définition du Petit Robert, les migrants sont des «travailleurs originaires d'une région peu développée, s'expatriant pour trouver du travail ou un travail mieux rémunéré». Un ex-

pat, lui, «a quitté sa patrie ou en a été chassé. Un salarié expatrié exerce son activité professionnelle à l'étranger». On voit quels sont les traits essentiels qui distinguent les deux catégories: les migrants (pauvres) sont sans travail et peu formés; les expats (riches) sont bien formés et doivent migrer pour leur travail.

On est migrant aux yeux d'une population autochtone. Autrement dit, le terme de migrant est plutôt une désignation que les autres vous attribuent et que vous n'avez pas choisie. Il en va autrement avec l'expat, qui est davantage une autonymie («Je suis expat à Londres, à Hanoi-Vietnam, en Autriche...»). Le point de vue est cette fois celui de celle ou de celui qui a quitté sa région d'origine pour l'étranger.

Perception différente de la migration

Le pouvoir de se nommer «expat» va souvent de pair avec celui de continuer à parler sa propre langue. On n'attendra pas des expats qu'ils apprennent prioritairement la langue de la région d'accueil. Un ingénieur français en Algérie n'apprendra pas l'arabe car toutes les personnes qu'il rencontrera dans sa vie professionnelle et sociale lui parleront français. De même, un cadre australien d'une multinationale à Genève pourra, s'il le désire, vivre sereinement avec son anglais. Généralement, les personnes qu'il rencontre convergeront spontanément vers sa langue, d'autant plus si celle-ci jouit d'un prestige international qui rejaillit sur celle ou celui qui peut la parler. Il en va de même avec les «Romands de Berne», expats dans leur propre pays, qui peuvent en grande partie, s'ils le désirent, continuer de vivre en parlant français dans la capitale germanophone.

Il n'en va pas de même avec les migrants. Les pays d'accueil attendent d'eux aujourd'hui qu'ils s'intègrent, notamment en apprenant la langue du lieu, même s'ils parlent, en plus de leur

première langue, une seconde langue internationale comme l'anglais. Les migrants doivent apprendre la langue locale s'ils veulent avoir une chance d'obtenir un permis de séjour longue durée.

Pourtant, adopter la langue de la région d'accueil n'est pas toujours ressenti comme un besoin, comme le montre cet ouvrier kabyle, installé en France depuis plusieurs années. Il est interrogé par sa nièce, étudiante à l'université, qui vit également en France avec sa famille. La conversation se passe en tamazight (berbère): «Est-ce que tu parles français avec mon père quelquefois?» lui demande-t-elle. L'oncle lui fait répéter la question deux fois, tant elle lui paraît bizarre! «Tu veux que je lui dise quoi à ton père avec mon français et lui avec son français? On est venu d'Arabie pour gagner notre pain, pas pour parler français.» L'intervieweuse insiste: «Mais pour comprendre les Français, au travail, quand même, il faut parler français!» L'oncle a alors cette réponse: «Le matin je vais à sept heures à l'usine, c'est pas pour parler tamazight ou français, c'est pour travailler. Après je rentre chez moi...» Il ne finit pas sa phrase, mais éclate de rire en faisant comprendre à l'entourage présent toute l'incongruité qu'il y aurait à parler une autre langue que le tamazight ou l'arabe avec son frère et sa famille.

Une nouvelle approche par la deuxième génération

Cette deuxième génération – «G2» dans le jargon des chercheurs en sciences humaines et sociales qui planchent sur différents aspects des phénomènes migratoires – est identifiée en Suisse par le terme de *secondos*, forme mi-italienne (*secondi*), mi-espagnole (*segundos*). Ce terme symbolise dans la langue même une dimension essentielle de cette deuxième génération: la revendication d'une identité composite, où le mélange des langues et des cultures acquiert des connotations positives.

Le terme de *secondos* est revendiqué par les personnes concernées. Le fait que plusieurs enfants de familles espagnoles et italiennes venues s'établir en Suisse dans les années 60-70 aient connu une forte mobilité sociale ascendante explique la diffusion de cette appellation. La mobilité sociale de plusieurs de ces «G2» n'est d'ailleurs pas sans rapport avec le pouvoir d'«autodénomination» et de revendication d'une identité propre: il est plus facile de revendiquer une identité originale lorsqu'on a un statut socioprofessionnel satisfaisant, voire élevé.

Die verschiedenen Bezeichnungen für Menschen, die in unser Land migriert sind, sagen einiges darüber aus, wie sie von der Gesellschaft wahrgenommen werden. Nachdem der Begriff «Ausländer» etwas aus der Mode gekommen ist, ist häufig von «Migranten» die Rede. Schaut man genauer hin, wer damit gemeint ist, sind es Menschen, die sozial eher schlecht gestellt sind und die, um als integriert zu gelten, die lokale Sprache erlernen müssen. Eine neuerdings immer wichtiger werdende Kategorie von Ausländern sind die so genannten «Expats». Sie sind hoch qualifiziert, nehmen wichtige Posten in der Wirtschaft ein und verkehren in der Regel in ihren eigenen Zirkeln. Besondere Integrationsleistungen werden von ihnen nicht erwartet. Im Gegensatz zu den Migranten bezeichnen sie sich selbst häufig ebenfalls als Expats. Ähnlich verhält es sich mit den Secondos, die eine zunächst auf sie zugeschnittene eher pejorative Bezeichnung positiv besetzt haben.

59

Cette affirmation positive d'une identité mixte, mêlée, se signale souvent par un changement d'attitude face à des comportements langagiers généralement stigmatisés, où les langues alternent et se mélangent, comme ici avec l'italien et le dialecte alémanique: «Perché meinsch che se tu ti mangi emmentaler o se tu ti mangi una fontina isch au en unterschied, oder? schlussendlich è sempre dentro li pero il gusto isch andersch?» (Franceschini, Rita, 2007, Code-Switching. In: terra cognita 10: 44-47).

Mélanger les langues, c'est montrer avec fierté que l'on est bi/plurilingue et bi/pluriculturel. Les *secondos* démontrent que l'intégration n'est pas un processus qui peut se mesurer sur une seule génération, mais qu'il prend un certain temps. Généralement, le répertoire linguistique des familles migrantes se modifie complètement en trois générations. La difficulté à trouver des adolescents «G3» (enfants des «G2») parlant la langue de leurs grands parents révèle la puissance socialisante des comportements langagiers valorisés dans la société d'accueil. Etre *secondos* aujourd'hui, c'est aussi attacher de l'importance à l'apprentissage des langues étrangères qui ouvrent les portes de notre monde globalisé (langues nationales, anglais, espagnol...) Les *secondos* ont souvent le bon profil pour devenir de futurs *expats*!

Marinette Matthey est sociolinguiste et professeure à l'Université Stendhal Grenoble 3 (Laboratoire LIDILEM). Dans le cadre d'un projet PNR 56, elle étudie la transmission de la langue d'origine de familles migrantes espagnoles et italiennes à Bâle et à Genève (www.pnr56.ch).

Wie Behörden Identitäten prüfen

Ethnologisch, soziologisch oder psychologisch: «Identität» hat ganz unterschiedliche Bedeutungen. Im administrativen Bereich wurde der Begriff formalisiert: Anhand verbindlicher Kriterien definieren und prüfen die einen die Identität der anderen. Diese ist massgebend sowohl für den Zugang zu Ressourcen und Territorien, als auch für die Abschiebung unerwünschter Personen. Anhand der Identität entscheiden Behörden über Privilegierung und Stigmatisierung. Identität ist ein Gut, um das gerungen wird.

Schon im Mittelalter und in der frühen Neuzeit gab es Pässe. Diese enthielten jedoch oftmals keine Hinweise, die einen Rückschluss auf die Identität ihrer Träger zugelassen hätten. Es handelte sich vielmehr um obrigkeitliche Passierscheine, welche die Durchquerung eines Territoriums erleichterten. Zur Identifikation der Person dienten vielmehr Kleidung, Narben, Muttermale oder andere besondere Erkennungszeichen. Die Mitgliedschaft zu einer Familie, einer Dorf- oder Religionsgemeinschaft, einer Zunft, einem Stand oder einer Gilde wurde nicht mit einem Pass, sondern aufgrund von spezifischem Wissen unter Beweis gestellt. Ein eindruckliches Beispiel für diese frühen Identifizierungsmethoden liefert die Geschichte des französischen Bauern Martin Guerre, der 1548 spurlos verschwand. Acht Jahre später tauchte im Dorf ein Mann auf, der sich als der Vermisste ausgab. Durch sein ähnliches Aussehen und durch detaillierte Kenntnisse überzeugte er die Ehefrau und einen Grossteil der Dorfbewohner. Als der wahre Martin Guerre zurückkehrte, flog die Täuschung auf. Das Double wurde öffentlich hingerichtet.

Seit dem Mittelalter wurde die Bevölkerung in kirchlichen Geburts-, Tauf-, Heirats- und Sterberegistern erfasst. Mit der Säkularisierung ging nicht nur die Registrierung, sondern auch die so genannte Armenpflege an weltliche Institutionen über. Bettelordnungen wiesen die Verantwortung jenem Gemeinwesen zu, aus dem die Armen stammten. Im 17. und 18. Jahrhundert fanden im deutschsprachigen Raum Heimatscheine Verbreitung. Sie erleichterten sowohl die Reise durch ein Gebiet als auch die Niederlassung an einem neuen Ort. Heimatscheine waren Garantiescheine und verpflichteten die Gemeinden, für verarmte Heimatberechtigte aufzukommen. Nur ein privilegierter Teil der Bevölkerung war im Besitz von Heimatscheinen, viele Arme waren heimatlos. Personen ohne Heimatschein wurden zuweilen geduldet, oftmals aber vertrieben oder in so genannten «Bettelfuhren» ausgeschafft.

Eine der ersten Herausforderungen, welche sich dem schweizerischen Bundesstaat nach seiner Gründung stellten, war die Ausdehnung von Heimatrechten auf das gesamte Staatsvolk. Nicht alle Gemeinden waren erfreut über die durch den Bund angeordnete Aufnahme dieser oftmals in ärmlichen Verhältnissen lebenden Bevölkerung. Bürgergemeinden, die ihren Besitz und ihr Ansehen in Gefahr sahen, lösten den Konflikt, indem sie armen Berggemeinden eine Abgeltung entrichteten, wenn sie bereit waren, Armengenosse an ihrer Stelle aufzunehmen, oder indem sie unerwünschten Heimatberechtigten die Auswanderung nach Amerika finanzierten.

Die Gewährung von Rechten war verbunden mit Disziplinierungsmassnahmen. Zahllose Dekrete sollten die mobile Bevölkerung zur Sesshaftigkeit bewegen. Ordnung, Stabilität und Arbeit waren staatlich geförderte Tugenden; Arme wurden in Arbeitsanstalten eingewiesen. Um diesen zu entgehen, zogen viele als Hausierer und Handwerker durchs Land. Ihnen stellten die kantonalen Polizeibehörden Hausierpatente aus. Anhand der darin vermerkten Angaben bezüglich Heimatort, Grösse, Geburtsjahr, Haarfarbe, Augenbrauen, Bart, Stirne, Augen, Nase, Mund, Kinn, Gesichtsform und anderer besonderer Zeichen konnten Beamte die Wandersleute identifizieren und sie einer Gemeinde zuordnen. Wohlhabende Reisende mit festem Domizil mussten sich dagegen kaum staatlichen Pass- und Visumsauflagen unterziehen.

Während des Ersten Weltkriegs änderte sich die Situation. Die Sicherheit der Aussengrenzen trat in den Vordergrund. 1915 wurde der erste einheitliche Schweizer Pass eingeführt. Im Rahmen von Sondervollmachten erliess der Bundesrat zwei Jahre später die erste Notverordnung über die Kontrolle der Ausländer. Staatliche Grenzposten wurden errichtet, wo Beamte Ausweispapiere kontrollierten und entschieden, wer einreisen durfte. Neben der Überwachung der Grenzen wurde auch die Kontrolle der Ausländer im Landesinnern verstärkt. Die Kantone wurden beauftragt, spezielle Fremdenpolizeistellen zu schaffen.

Die Wiege moderner Identifizierungsmethoden

Die zumeist im forensischen Zusammenhängen entwickelten Identifizierungsverfahren fanden im ausgehenden 19. Jahrhundert auch Verwendung im administrativen Kontext. Mit dem Aufkommen wohlfahrtstaatlicher Einrichtungen verstärkte sich das behördliche Bestreben nach zuverlässigen Instrumenten der Registrierung und Identifizierung. Aufgrund systematischer Datensammlungen und amtlich beglaubigter Identitätspapiere konnten Behörden nun in Erfahrung bringen, ob eine Person jene war, die zu sein sie vorgab und ob sie bestimmte Ansprüche rechtmässig geltend machte. Immer effizienter funktionierende Kontrollapparate strukturierten individuelle und kollektive Identitäten.

Mit der Erfindung der Fotografie stand den Behörden eine neue Technologie zur Verfügung, welche schon bald Eingang ins Repertoire der Dokumentation von Identitäten fand. So machte Carl Durheim 1852 und 1853 im Auftrag der Schweizer Regierung Fahndungsaufnahmen von aufgegriffenen Heimatlosen. Das fotografische Konterfei war zuverlässiger als die steckbriefliche Beschreibung, wies aber auch Schwächen auf. Fotografien auf Identitätspapieren konnten ausgewechselt werden. Zudem konnte eine Person ihr Aussehen verändern.

Die Daktiloskopie brachte demgegenüber unverkennbare Vorteile. Dieses biometrische Verfahren leitet Identität her aus den unverwechselbaren anatomischen Merkmalen, den «Minutien» des Fingerabdrucks. In den 1880er-Jahren entwickelte der Brite Francis Galton ein Klassifizierungssystem, welches das daktiloskopische Verfahren für die Kriminalistik anwendbar machte. Zur gleichen Zeit arbeitete Alphonse Bertillon in Frankreich an einem anthropometrischen Verfahren zur Identifizierung von Straftätern. Bei der sogenannten «Bertillonage» wurden spezifische Körperdimensionen (Körperlänge, Sitzhöhe, Länge und Breite des rechten Ohrs, Länge des linken Fusses etc.) gemessen und auf Karteikarten festgehalten. Bertillon ergänzte seine Karten mit Fotografien und entwickelte ein Klassifizierungssystem, mit dem er Wiederholungstäter mit geringem Risiko einer Verwechslung ausfindig machen konnte.

Mit dem daktiloskopischen Verfahren konnten Karteikarten mit wenig Aufwand erstellt werden. Zudem war die Fehlerquote bei der Identifizierung gering. Dafür konnten Karteikarten mit dem anthropometrischen Verfahren Bertillons einfacher multipliziert werden. Das Verfahren erwies sich darüber hinaus einfacher in der Handhabung. Viele europäische Länder, so auch die Schweiz, setzten deshalb auf die Bertillonage. Der Erfolg der Daktiloskopie war jedoch nicht aufzuhalten. Als erstes

Land führte Argentinien im Jahr 1896 dieses System ein. Nach der Jahrhundertwende übernahmen zahlreiche andere Länder diese Klassifizierungs- und Identifizierungsmethode.

Über das Trennen von Erwünschtem und Unerwünschtem

Die Identität ist im Bereich der Migration von grosser Bedeutung. Asylsuchende sind verpflichtet, ihre Reisepapiere an den Empfangsstellen abzugeben. Sie werden fotografiert, ihnen werden Fingerabdrücke abgenommen. Mit der Registrierung wird ein nummeriertes Dossier angelegt. Wer sich nicht ausweisen und das Fehlen von Papieren nicht glaubhaft begründen kann, erhält einen Nichteintretensentscheid. Personen, welche die Asylanforderungen nicht erfüllen, werden weggewiesen. Das Bundesamt für Migration klärt die Herkunft der Personen und beschafft wenn nötig Ersatzpapiere. Eine Vielzahl von Mitarbeitenden kümmert sich um den Informationsaustausch mit den Kantonen, den Kontakt zu Erstaufenthaltsstaaten oder den Herkunftsländern und um die Organisation von freiwilligen und unfreiwilligen Rückreisen.

Das Dispositiv zur Abwehr unerwünschter Personen wurde im 20. Jahrhundert verfeinert und ergänzt. 1997 wurde beim damaligen Bundesamt für Flüchtlinge eine spezielle Sektion geschaffen, die ermittelt, in welchem geografischen Raum eine papierlose Person aufgewachsen bzw. in welchem kulturellen und sprachlichem Umfeld sie sozialisiert worden ist. Wenn die Behörden im Hinblick auf die Herkunft Zweifel hegen, oder wenn es um die Rückschaffung von Personen geht, die keinem Land zugeordnet werden können, werden Personen via Telefon zu verschiedenen Lebensbereichen befragt. Die Gespräche werden durch Experten in der ganzen Welt evaluiert. Zwar liefert das Gutachten keine Anhaltspunkte über die Nationalität, es fördert jedoch Hinweise über die Herkunft zutage.

Ist eine Person minderjährig, dann gelten für sie im Hinblick auf die Identitätsfeststellung als auch auf die Rückschaffung andere Bedingungen als für Erwachsene. So werden Fingerab-

drücke von Kindern unter 14 Jahren in der Regel nicht erfasst. Die Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen sieht vor, dass Minderjährige nur in ihr Herkunftsland zurückgeschickt werden können, wenn sie dort menschenwürdig empfangen und untergebracht werden. Zweifeln die Behörden am angegebenen Alter, dann können sie ein Knochen-Gutachten anordnen, welches Rückschlüsse auf das Alter erlaubt. Zwar ist die Methode ungenau, doch ermöglicht sie es den Behörden, die Minderjährigkeit ausschliessen zu können.

Quo vadis?

Die Fingerabdrücke der Asylsuchenden werden mit den bereits gespeicherten Daten im automatischen Fingerabdruck-Identifikationssystem AFIS verglichen. So wird geprüft, ob die Person in der Schweiz bereits ein Asylgesuch gestellt hat, was in der Regel einen Nichteintretensentscheid zur Folge hat. Seit 2001 werden im AFIS-System auch Fingerabdrücke von Personen gespeichert, die illegal die Grenze übertreten oder die gefälschte Papiere mit sich führen. Zudem sind darin die Fingerabdruckdaten von 22 Auslandsvertretungen enthalten, welche im Visumsverfahren Fingerabdrücke erheben. Der Vergleich der Fingerabdrücke erfolgt in einem automatisierten Verfahren. Die daraus hervorgehenden daktiloskopischen Historien zeigen auf, wann die Person wo und unter welchem Namen bereits verzeichnet worden ist. Damit kann die Asylgeschichte auf Widersprüche hin geprüft werden. Mit Blick auf eine Rückschaffung können Fingerabdrücke auch mit Daten anderer Staaten verglichen werden.

Neue Möglichkeiten der Identifizierung ergeben sich aus dem Beitritt der Schweiz zu den Abkommen von Schengen und Dublin: Fingerabdrücke von Asylsuchenden können mit EURO-DAC abgeglichen werden. Zudem hat die Schweiz neu Zugriff auf das Informationssystem SIS. 90 Prozent der im SIS verzeichneten Personen sind Angehörige aus Drittstaaten, die an der Einreise in die EU gehindert beziehungsweise daraus entfernt werden sollen. Die Abkommen öffnen der Polizei und dem Grenzschutzkorps Zugang zu den Daten aller Mitgliedstaaten des Schengen-Raums. Mit SIS II, der erweiterten Datenbank, wird in wenigen Jahren ein supranationales Fahndungsinstrument zur Verfügung stehen, das auch biometrische Daten enthalten wird. Im neuen Visa-Informationssystem VIS werden künftig die digitalen Fingerabdrücke von Personen gespeichert, die ein Visum für den Schengenraum beantragen.

Parallel zur Daktiloskopie wurden auch Verfahren mit «genetischen Fingerabdrücken» weiterentwickelt. Seit dem Jahr 2000 verfügt die Schweiz über das zentrale DNA-Profil-Infor-

Il concetto di «identità» varia a seconda del punto di vista: etnologico, sociologico o psicologico. Sul piano amministrativo si assiste a una formalizzazione per la quale gli uni definiscono e verificano l'identità degli altri in base a criteri vincolanti. I documenti d'identità sono come le ombre delle persone; ne comprovano l'identità, che è determinante sia per l'accesso a risorse e territori sia per l'allontanamento di persone indesiderate. In base all'identità, le autorità decidono se privilegiare o stigmatizzare una determinata persona. La crescente sofisticazione dei metodi d'identificazione nel corso degli anni è dimostrata anche dagli sviluppi legati all'adesione della Svizzera a Schengen e Dublino.

mationssystem CODIS, dessen Daten der Verbrechensbekämpfung dienen. Auch Migrationsbehörden setzen heute Methoden ein, welche sich am Erbgut orientieren: Bestehen bei Drittstaatsangehörigen im Hinblick auf die Abstammung Zweifel, dann kann im Familiennachzugsverfahren im Einverständnis mit den Betroffenen ein DNA-Test angeordnet werden. Die Kosten von 1400 Franken müssen die Betroffenen selbst tragen. Eine parlamentarische Initiative, die für den Familiennachzug von Staatsangehörigen aus «problematischen» Drittstaaten zwingend DNA-Profile zur Überprüfung der Identität und der Abstammung fordert, wurde vom Parlament noch nicht behandelt.

Neuer Wein in alten Schläuchen

Die obrigkeitliche Kontrolle der Bevölkerung ist ein zentrales Anliegen aller Regierungen. Wohlfahrtsstaaten nutzen die Kontrollmöglichkeiten unter anderem zur Steuerung des Zugangs zu Rechten und Ressourcen. Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass die zur Verfügung stehenden Identifizierungsmethoden kontinuierlich verfeinert wurden. Voraussetzung war die Entwicklung der technischen Möglichkeiten, die es erlaubten, bereichsübergreifend grosse Mengen von Personendaten zu speichern und systematisch miteinander zu vergleichen. Die Kriterien zur Identifizierung wurden immer spezifischer: Die Merkmale waren erst auf dem Körper (Kleidung), später wurden sie Teil des Körpers (Minutien) und rückten schliesslich in den Körper (DNA). Wurde Identität zunächst über amtlich beglaubigte Papiere – die niemals fälschungssicher waren – vermittelt, leitete sie sich später direkt vom Körper ab. Heute reichen der Abdruck des Fingers oder ein Hautpartikel, um eine Person zu identifizieren.

Identifizierungsmethoden, die zunächst mit Blick auf die Verbrechensbekämpfung entwickelt wurden, fanden immer auch Anwendung im Kontext der Migration. Die Linie zwischen Eigenen und dem Fremden hat sich jedoch im Laufe der Zeit verschoben. Während sich Fremdheit zunächst entlang der Differenz zwischen Niedergelassenen und nicht-sesshaften Heimatlosen und später zwischen In- und Ausländern definierte, so rückt das Fremde heute zunehmend an die Aussengrenzen der Europäischen Union bzw. an die Aussengrenzen des Schengen-Raums. Für Angehörige aus sogenannten Drittstaaten bestehen zahlreiche Pass- und Visumsauflagen. Nur wer mit ausgewiesenen Qualifikationen oder ausreichenden finanziellen Mitteln ausgestattet ist, kann damit rechnen, dass ihm dauerhaft Zugang gewährt wird. Andernfalls muss er mit einer Rückschaffung rechnen. So viel hat sich eigentlich seit der Zeit der Bettelfahren nicht geändert.

Glossar

AFIS	Automatisiertes Fingerabdruckidentifizierungssystem
CODIS	Combined DNA Index System
DNA	Desoxyribonukleinsäure; (Biomolekül mit Erbinformationen des Trägers)
EURODAC	Automatisches Fingerabdruck-Identifikationssystem im Asylbereich der EU
RIPOL	Recherches informatisées de la police (automatisiertes Fahndungssystem der Schweiz)
SIS	Schengener Informationssystem
SIS II	Schengener Informationssystem mit ergänzten Angaben zur inneren Sicherheit (in Planung)
VIS	Visa-Informationssystem

Literatur

- Bauman, Zygmunt, Verworfenen Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne. Hamburg: Hamburger Edition 2005.
- Gayot de Pitaval, François, Unerhörte Kriminalfälle. Eine Sammlung berühmter und merkwürdiger Kriminalfälle. Paderborn: Voltmedia 2005.
- Meier, Thomas, Wolfensberger, Rolf, «Eine Heimat und doch keine»: Heimatlose und Nicht-Sesshafte in der Schweiz, (16.-19. Jahrhundert). Zürich: Chronos 1998.

Beruhigende Fernsehsendungen

Lunga storia di convivenza

Un chantier

Das Eigene lässt sich oft einfacher über die Negativfolie des Fremden definieren. Was jedoch wird geantwortet, wenn gefragt wird, was denn «schweizerische Identität» ausmache, was «schweizerisch» bedeute? terra cognita hat eine Umfrage bei Persönlichkeiten aus der Schweiz gestartet und folgende Aussagen erhalten, die in alphabetischer Reihenfolge der Autoren wiedergegeben werden. Sie zeigen auf, wie viele «Schweizen» es gibt.

Il est souvent plus aisé de définir la propre identité à travers ce qu'on perçoit de négatif chez l'étranger. Mais que répondre à la demande «que constitue l'identité suisse» ou «que signifie être suisse»? terra cognita a effectué une enquête auprès de personnalités suisses et collecté les déclarations ci-après, classées par ordre alphabétique selon les auteurs. Ces déclarations montrent bien toute la multiplicité de l'identité suisse.

Spesso è più facile definire la propria identità per contrapposizione rispetto a identità che ci appaiono come estranee. Ma come rispondere alla domanda «cosa comporta l'identità svizzera» o «cosa significa svizzero»? terra cognita ha svolto un'inchiesta presso diverse personalità elvetiche, che hanno dato le risposte riportate qui di seguito in ordine alfabetico per autore. Da queste risposte emerge tutta la molteplicità dell'identità svizzera.

Un chantier permanent. Aujourd'hui plus que jamais on ne peut cerner de manière précise l'identité suisse. Un projet comme celui de la Suisse populaire, qui a été engendré dans l'entre-deux-guerres et a été déterminant pendant des décennies en matière de politique culturelle, est aujourd'hui simplement impensable. Et maintenant? Je pense que nous devons remplacer l'«être» par un «faire». En effet, l'identité est aujourd'hui un chantier permanent pour lequel il n'existe plus aucun plan. Ce qui nous rassemble, c'est la volonté de travailler à des projets communs en faisant prévaloir la tolérance et la générosité ainsi que d'accepter «l'autre» dans sa différence au lieu de sa ressemblance. On pourrait le formuler ainsi: la notion de peuple qui se cache derrière le terme d'identité a fait place à celui de diversité. Une diversité allant de pair avec la tolérance, de sorte qu'il y a de la place pour toi, pour moi, pour le voisin.

Mario Annoni, Président Pro Helvetia

Diese wunderbaren Fernsehsendungen. Das hiesige Fernsehprogramm reflektiert das Tempo im Land. Es scheint alles ein wenig langsam, und ist dabei doch hocheffektiv. Wie Schweizer Uhren. Kein Volk, das permanent auf den Tischen tanzt, und das lebenslustig mit den Händen wackelt beim Reden. Doch so sorgsam, wie sie sich ihr Fernsehprogramm ansehen und dabei zugucken, wie andere Schweizer Karten spielen, ist das Leben hier. Man hilft Leuten noch auf die Füße, die umgefallen sind. Ist der Keller voll Wasser, kommt die Feuerwehr und pumpt ihn leer. Auch das war im Fernsehen zu betrachten. Schweizer, die aus überschwemmten Häusern gerettet wurden. Und dann die Achseln zuckten und sagten: «Naja, dann müssen wir halt warten, bis es wieder trocken ist.» Wenn es trocken ist, werden die Schweizer wieder in ihre Häuser zurückkehren. Sie werden den Fernseher anschalten und sich die Liveübertragung eines Hubschraubers anse-

permanent

hen, der ruhig über ihr schönes Land gleitet. Sie werden einschlafen und keine Angst haben, dass sie morgen ins Gefängnis müssen, weil sie eine wirre politische Meinung haben oder einer Religion oder Rasse angehören, die sich von der ihrer Nachbarn unterscheidet. Sie werden schlafen und träumen und aufwachen und dann ist ein neuer Tag, den es zu leben lohnt, weil es wieder diese wunderbaren Fernsehsendungen geben wird!

Sibylle Berg, Schriftstellerin

Bewahrer und Erfinder. Wir leben in einer reichhaltigen Vielfalt und wissen kaum etwas voneinander. Oder wussten Sie, dass Puter die älteste Schweizer Sprache ist, die nur in der Schweiz gesprochen wird? Wir Schweizer, ein Volk der Bewahrerinnen. Noch heute setzen wir oft das Wort Integration mit Assimilation gleich. Obwohl bereits über 10 Prozent der in der Schweiz Lebenden eine andere Sprache sprechen als die vier Landessprachen. Als Volk von Erfindern dürfte uns die Neugier an anderen Kulturen nicht so schwer fallen, oder?

Urs Cadruvi, Generalsekretär Lia Rumantscha

Une expérience commune de la recherche du consensus. Dans la plupart des pays, l'identité nationale se nourrit d'une expérience historique commune, de traditions, d'une langue commune, d'une culture partagée. Notre pays n'a ni langue commune, ni tradition commune, ni le plus souvent une histoire commune. Où est donc notre identité nationale? Sur quoi repose-t-elle?

Tout bien considéré, ce qui unit les Suisses et les Suissesses le plus profondément est une conviction nourrie par l'expérience historique que le bien-vivre commun réside dans la recherche de solutions consensuelles et pragmatiques. A mon sens, ce qui fonde l'identité nationale, c'est la conviction que le vivre-ensemble doit être bâti sur: 1. La recherche d'un compromis

constructif qui prend en compte la diversité des êtres et des intérêts. 2. Une ouverture volontariste envers l'autre, celui qui est différent par la langue ou par son origine ou ses intérêts. 3. Un effort d'intégration continu, tenace et efficace. L'identité de la Suisse trouverait sa source dans une culture, une méthode pour vivre ensemble, plutôt que dans l'essence, la personnalité profonde et immuable du pays.

*Pascal Couchepin, Président de la Confédération
(Extrait de l'allocution lors du 38^e Symposium
de Saint-Gall, le 15 mai 2008)*

Etre Suisse: à découvrir! L'identité suisse m'apparaît comme une forme, parmi d'autres, d'exister ensemble comme communauté humaine, souveraine par son histoire et ses choix politiques.

Un beau pays étonnant de diversité cependant, avec ses qualités, ses caractéristiques et ses défauts. Dans la langue française, on dit «manger ou boire en suisse» pour «manger ou boire tout seul» ou «en cachette»!

Etre suisse est un sujet de débat incessant et passionné, un Swiss made aux contours parfois insoupçonnés, à découvrir toujours!

Thomas Facchinetti,

Délégué cantonal aux étrangers, Neuchâtel

L'identité suisse? Elle est complexe, en proie à des courants contradictoires, presque insaisissable. Il y a bien sûr les clichés habituels: la neutralité, la propreté, la qualité suisse – dont un parti a fait son slogan –, le «made in Switzerland», plus glorieux que le «made in China». Et puis, il y a la face noire: les dérives d'un patriotisme exacerbé, qui prône le repli sur soi, la fermeture face à l'étranger, la montée de l'intolérance. Comme fille de diplomate, j'ai tendance à poser un regard «étranger» sur mon pays. Ces différents qualificatifs se superposent, s'entrechoquent dans ma tête. Et si l'identité suisse n'existait tout simplement pas?

Valérie de Graffenried, Journaliste, Le Temps

Genetisch identisch. Haben wir wirklich verinnerlicht, dass wir genetisch identisch sind mit der aktuellen Ausgabe der Species Mensch? Das könnte doch so manche Aufregtheit beruhigen und das Grübeln über die Benennung, Kategorisierung, Etikettierung von Unterschieden weitgehend erübrigen. Und wer gerne was Besonderes oder gar ein Sonderfall ist? Denen sei es gegönnt, wenn es ihnen hilft, ein bisschen tapferer durchs Leben zu kommen. Woran wir ja auch wieder alle knapsen...

Gerda Hauck, Präsidentin Haus der Religionen

Meine zweite Heimat. Mein Bild der Schweiz vor meiner Einreise: Berge, Schokolade, Sackmesser, Luxusuhren, Banken, Wilhelm Tell. Mein Bild der Schweiz heute, dreissig Jahre danach: Berge, Schoggi, und Banken sind in meiner Wahrnehmung zwar immer noch präsent, viel geläufiger sind aber Begriffe wie Föderalismus, direkte Demokratie, Offenheit, lösungsorientierte Politikkultur. Ein Land mit traditionellen Werten und ausgeprägtem Innovationspotenzial, vielseitig und multikulturell. Die Schweiz, meine zweite Heimat.

Fiammetta Jahreiss, Präsidentin des Zürcher Stadtparlaments

Persönliches ABC. Was macht die Schweiz schweizerisch? Mein persönliches ABC der Schweiz: Alpen, Biberli, CH, Demokratie, Eiger, Föderalismus, gewissenhaft, Heimat, Integration, jodeln, Konkordanz, liberal, Matterhorn, neutral, Ordnung, pünktlich, Qualität, Raclette, sicher, Traditionen, unvergleichbar, Vielfalt, Wirtschaft, xenophil, Ybrig, zuverlässig.

Karin Keller-Sutter, Regierungsrätin Kanton St. Gallen

Enjeux identitaires. Petit pays niché au centre de l'Europe, imprégné au minimum de trois cultures européennes majeures, la Suisse est ouverte au monde et pourtant non intégrée à l'UE. Epargnée lors des dernières guerres, elle a réussi à développer son savoir-faire économique et scientifique.

Notre démocratie directe permet à chaque génération de redéfinir les grandes options nationales, à façonner assurances, formations, sécurité et cultures dans le respect des divergences.

Christiane Langenberger, Présidente Nouvelle Société Helvétique

Selbstverantwortung und Lebensqualität. Als Schweizer habe ich die Möglichkeit, die zentralen Bereiche meines Lebens selber zu gestalten: sei dies im Rahmen von Abstimmungen und Wahlen an der Urne, sei dies durch die freie Wahl des Wohn- und Arbeitsortes oder meiner Versicherungen. Selbstverantwortung und Eigeninitiative sind wertvolle Güter, die ich gerne nutze. Dadurch entstehen sichere Zukunftsperspektiven, die heute und künftig für die Schweiz stehen: hohe Lebensqualität und Sicherheit, gutes Arbeitsumfeld, Sensibilität für die nachhaltige Entwicklung, Verlässlichkeit.

Johannes Matyassy, Chef Präsenz Schweiz

Eine noch zu gestaltende Zukunft. Der erste Gedanke: In diesem Land regieren Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit. Das schätze ich. Der zweite: In diesem Land regieren Bürgerinnen und Bürger, dank direkter Demokratie. Darauf bin ich stolz. Und der dritte Gedanke: Dieses Land hat seine Zukunft noch vor sich – multikulturell und bildungshungrig und wie es ist. Darauf freue ich mich! Doch das ist der letzte Gedanke: In diesem Land bleibt noch viel zu tun bis zur tatsächlichen Chancen- und Lohnungleichheit der Geschlechter. Dafür setze ich mich ein.

Carolina Müller-Möhl, Unternehmerin

Dictionnaire suisse. La Suisse est un dictionnaire à quatre entrées (allemand, français, italien et romanche) et à vingt-six sorties (ZH, VS, ZG, VD, UR, TI, TG, SZ, SO, SH, SG, OW, NW, NE, LU, JU, GR, GL, GE, FR, BS, BL, BE, AR, AI, AG), que consultent seulement Dieu et le Diable, dans le but de comprendre pourquoi le mot «suisse» est traduisible dans aucune langue de l'Enfer et du Paradis. Les Suisses, ils sont les enlumineurs patentés de ce dictionnaire, ils puisent leur savoir partout au monde: bisous malins.

Marius Daniel Popescu, Ecrivain

Ein unschweizerisches Gedicht über «schweizerisch».

Es gibt in der Schweiz nichts was nichts schweizerisch wäre, somit fehlt mir stein von herz
ein matthorn kleines schweizerisches splitter stein
von meinen ausländischen herz das sobald ich innerhalb der schweiz mich aufhalte

deises markenzeihen der schweizerischen ausstrahle
und alle meine trännen in der schweiz ausgeweint erträgen sich leichter

weil sie mit der konsens der zugehörigkeit ausgeweint wurden
in einen erhobenen zustand der neutralität zu anderen trännen.
Meine kroatische liebe einzige liebe welche in ihren blüten zeit über Rhein schwebte

und fast deutsch wurde
dauerte vier Jahre wegen Rotationsprinzips.

Es wundert mich das mir meine schweizertum nicht übel genommen wird ?!

Dragica Rajčić, Schritstellerin

Ämtli, Alinghi und Betty Bossi. Gipfeli, Kafi, Kantönli und Ämtli. Wohnbaugenossenschaftsversammlungen und private Krankenkassen. Landessender Beromünster und Nordkorea. Freier Blick aufs Mittelmeer und Alinghi in Valencia. Stiller Has und Lautes Wasser. Politologen und die Suche nach Opposition. Das Grosse I der Gleichstellung. Betty Bossi als Fantasiegestalt. Integrationsvereinbarungen und Spanischkurse in Spanien für ausgewanderte Schweizer erteilt durch zurückgekehrte Emigranten. Zürich lebt und der «combat des reines».

Roberto Rodriguez, Co-Präsident Secondas Plus

Heimat. Die Schweiz bedeutet für mich Heimat, sich wohl fühlen, geborgen – behütet sein!

Typisch schweizerisch ist Pünktlichkeit, Höflichkeit. Ferner gehören zur Schweiz Berge, Uhren, Würste und Schoggi, halt den Schweizer Franken darf man auch nicht vergessen!

Sarah-Jane, Sängerin

Diversité vécue. La caractéristique «suisse»? La diversité des paysages, des populations, des activités, des institutions. Ça tient ensemble. Des centaines de milliers de gens venus d'ailleurs, comme 3 de mes 4 grands-parents. Ils contribuent à la prospérité économique du pays, à l'inventivité intellectuelle, scientifique, industrielle et artistique, en combinaison avec les personnes dont les racines suisses remontent à des générations. Le défi de la modernisation. La fin du Sonderfall? L'Union européenne, un jour?

Patricia Schulz,

Directrice du Bureau de l'Egalité entre femmes et hommes

Rispettare i mille equilibri. Questo nostro paese si regge su mille e mille sottili equilibri. Essere svizzero significa saperli rispettare.

Marco Solari, Direttore festival di Locarno

Lunga storia di convivenza. Quattro culture diverse, ma che si rispettano vicendevolmente e che sempre, quando ce n'è bisogno, sono pronte ad aiutarsi e a sostenersi. Quattro culture unite saldamente, che si ritrovano in valori comuni fondamentali, quali la democrazia diretta, il rispetto dei diritti dell'individuo e il federalismo. Questa lunga storia di convivenza nella multiculturalità ha permesso alla Svizzera di essere un paese aperto, tollerante e pronto ad affrontare le sfide del futuro. Interpreto dunque la Svizzera come simbolo esemplare di un'unità sostanziale.

Carla Spezial, Sindaco di Locarno

Knorrig seine Gefühle und Ideen verteidigen. Durch die historische Vergangenheit unseres Landes hat sich die Eigenschaft «schweizerisch» entwickelt. Das heisst für mich, nicht brüskieren, nicht verletzen, sich nicht selbst an die Spitze stellen, nicht bluffen, sondern eher auf Understatement machen. Sich aber auch nicht von fremden Ideen überrennen zu lassen, etwas knorrig seine Gefühle und Ideen verteidigen, um dann vielleicht einen fairen Kompromiss zu schliessen.

Emil Steinberger, Kabarettist

«schweizerisch». Eine Definition von «schweizerisch» ist deshalb schwierig, weil die Schweiz eine Nation ist, die sich nicht als solche bezeichnet. Es ist ein Land, das zwischen lokaler Ebene und internationalem Umfeld einen paradoxen Nationalisierungsprozess aufweist. Ebenso paradox ist das Schweizer Verhältnis zu den Ausländern: Das Land bietet sozusagen ein offenes Haus für Gäste, aber nicht für Dauermieter. So betrachtete sich die Schweiz zur Zeit des Zweiten Weltkriegs nicht als Asyl- sondern als Transitland. In der Nachkriegszeit waren Fremdarbeiter als Saisoniers willkommen, aber nicht als Niedergelassene. Und doch weist die Schweiz bis heute ein ius soli zurück, weil – so die Bundesbehörden 1952 – die Bevölkerung ansonsten wegen der starken Zu- und Wegwanderung zu wenig stabil wäre.

Brigitte Studer, Professorin für Zeitgeschichte

Die Sache aller. Wieso fragt man sich in der Schweiz so oft, was die Schweiz ausmache? Weil so viel dem Austausch mit anderen, auch der Einwanderung, zuzuschreiben ist? Weil wir meinen, etwas Spezielles sein zu müssen? Wie auch immer – wenn unsere Identität nie so ganz gesichert ist, müsste sie doch auch anpassungsfähig und gestaltbar sein. Dass einem die eigene Umgebung nicht gleichgültig ist, dass man mitredet, reklamiert und sich um etwas kümmert – ist nicht gerade auch das etwas Schweizerisches, das ungesichert und zu pflegen ist?

Christoph Wehrli, Redaktor Neue Zürcher Zeitung

«Noi» e «loro»: cominciare a parlarci

Parlare di identità nazionale è operazione difficile, in generale, e lo è da subito, a partire dalla scelta della definizione. Tra le tante che ho rintracciato quella più calzante per illustrare il concetto potrebbe essere la seguente: «La percezione di un popolo di costituire un'entità definita e distinguibile da altre». Ma anche no, perché leggendola sono stato assalito da potenti dubbi sulla mia, di identità...

Devo confessare che quando qualche «connazionale» mi chiede delle mie origini, con orgoglio rispondo «sono siciliano», identificandomi così immediatamente con la mia regione di provenienza che è anche un'isola, che è anche un piccolo continente. Mi sento diverso da «loro», pur parlando la medesima lingua, pur cantando le stesse canzoni, pur pensando – ancora come «loro» – che sport è sinonimo di calcio... Solitamente accade invece che ponendo la stessa domanda ad un italiano della penisola egli risponda indicando la grande città o il capoluogo di provincia più vicini. E' una prima, sostanziale, diversificazione: esistono dunque almeno due tipi di italiani, quelli con una prevalente identità regionale e gli altri. Ma dedurre che tra questi ultimi la componente prevalente sia quella nazionale è azzardo grave, è errore da evitare.

Una identità magmatica

L'Italia è difatti il Paese dei campanili, degli ottomila comuni, delle non so quante frazioni. Andare a ritrovare l'identità nazionale – la stessa – in mezzo ad una valle dell'Alto Adige come del resto tra le spiagge della Calabria jonica, che distano tra loro centinaia di chilometri (con migliaia di altre valli e di altre spiagge in mezzo) è, quanto meno, improbabile. L'Italia è troppo lunga e troppo stretta, troppo giovane e troppo disomogenea, e gli italiani non si conoscono così tanto, spesso non hanno rapporti di alcun genere con i connazionali di altre zone, ancora oggi. O meglio, non ci sono contatti «alla pari»: il settentrionale che va al sud lo fa quasi esclusivamente per trascorrervi le vacanze pasquali o quelle estive; il meridionale che va al nord ci emigra, per cercare lavoro. Tolta forse la macroregione della Pianura Padana, dove l'orografia stessa agevola i contatti, gli italiani si conoscono per sentito dire. Siamo un popolo che si studia tramite i media, che si riconosce ormai in un'unica lingua nazionale, ma in cui prevalgono i dialetti.

La nostra identità si può definire magmatica, non esiste ancora ma si percepisce in via di formazione. Temo perenne... Questo magma prende consistenza in circostanze speciali e abbastanza disparate. Ad esempio quando una squadra nazionale (di qualsiasi sport) vince un campionato del mondo. A tale proposito mi viene alla mente il sussulto di... identità nazionale di quando un paio di anni fa gli azzurri del calcio vinsero avventurosamente i mondiali in Germania. Un'altra circostanza che sicuramente concorre a farci sentire «popolo» è quella, dolorosa, delle calamità naturali. La più remota delle quali in epoca unitaria – e abbastanza sconosciuta – fu il maremoto di Messina e Reggio Calabria del 1908, che servì, se non altro, a cominciare a far conoscere fra di loro gli italiani, a creare quella solidarietà di Patria che in mezzo alle mille inefficienze dello Stato (allora monarchico) si percepì. Qualche anno dopo, la Prima Guerra Mondiale rappresentò un'altra di queste tragiche chance: stretti nelle trincee, lombardi, sardi e marchigiani ebbero modo di convivere e di «conmorire», se si potesse dire. Ebbero modo di conoscersi e capirsi.

«Noi» e «loro» gli extracomunitari

Ma oggi cosa ci unisce? Sicuramente, come già accennato, la lingua, tramite la quale possiamo intenderci; certamente la gastronomia, pur nelle diversità; probabilmente un certo modo di essere, difficile da spiegare; possibilmente, ancora, la religione cattolica; e poi la televisione, con qualche controindicazione. Fu soprattutto grazie a questo formidabile veicolo che a partire dall'estate del 1991 infatti l'Italia subì una vera e propria invasione di clandestini dall'Albania. Era successo che da anni, al di là dell'Adriatico, erano in grado di ricevere i programmi delle nostre tv dai quali trapelava un mondo meraviglioso: il sogno italiano. Al dissolversi del regime comunista migliaia di cittadini di quel Paese non ebbero remore ad affrontare il mare per raggiungere la terra promessa italiana, ma si trovarono davanti nient'altro che...l'Italia. Da allora parole come «scafista», «clandestino», extracomunitario, «irregolare», sono entrate nel nostro lessico comune. Sono termini fastidiosi con i quali non abbiamo ancora imparato a fare i conti pur dovendoci confrontare con essi in ogni momento, perché l'onda degli sbarchi clandestini sulle coste italiane è diventata maremoto – come quello del 1908 – e ormai uno smisurato esercito di disperati provenienti da decine di paesi dell'Africa e dell'Asia spinge per entrare in Europa dalla porta stretta (e lunga) dell'Italia. E' un fenomeno epocale, che dovrebbe essere affrontato con intelligenza e, perché no, anche con furbizia.

Nel Paese esistono diversi approcci al problema, si va dalla comprensione ad oltranza alla intolleranza più cieca. C'è chi afferma che è indispensabile integrare queste persone e chi è invece deciso a non farsi «contaminare» da nuove culture. Ma queste «contaminazioni» sono così pericolose? Rischiano di farci perdere la nostra (ancorché incostante) «identità»? Sono domande sul tappeto da tempo.

La storia ci offre degli esempi di società multietniche, tipo quella che si ebbe durante il Regno normanno di Sicilia ad opera di Ruggero II (personaggio straordinario, abbastanza trascurato dalla storiografia) durante il quale si raggiunse un sincretismo perfetto tra le varie culture che lo componevano. Sono casi isolati? Forse, ma è obbligatorio prenderne spunto, perché nel futuro non vedo molte alternative alla società multietnica, è un processo che appare inarrestabile.

Massimo Puleo collabora con il quotidiano «La Repubblica» per le redazioni di Palermo e Napoli. Siciliano, eclettico, si è da poco trasferito a Bologna dove sta vivendo in prima persona l'esperienza dell'integrazione, pur come cittadino italiano in Italia.

«Wir» und die «andern»: Eine neue gemeinsame Identität aufbauen

Über nationale Identität zu sprechen und dazu eine Definition zu liefern, ist eine schwierige Angelegenheit. Italienerinnen und Italiener identifizieren sich zunächst einmal mit ihrer Herkunftsregion. Fragt man sich, was Italien denn eine, kommen stereotype Antworten, aber vor allem, dass «man» sich von den «andern» unterscheide. Die kürzlich erfolgten Wahlen haben dies besonders deutlich vor Augen geführt: Es war von hartem Durchgreifen, von Nulltoleranz gegenüber den «Illegalen» die Rede. Solche Haltungen widersprechen dem Integrationsgedanken, denn dieser ist unausweichlich, will man sich mit den Realitäten Italiens seriös auseinandersetzen. Dass das nicht einfach ist, ist allen klar. Aber es ist eine Notwendigkeit im Interesse der Bürgerinnen und Bürger sowie des sozialen Zusammenhalts des Landes.

69

Tutto ciò risulta maledettamente difficile quando la cronaca ci fornisce di continuo episodi di criminalità compiuti da extracomunitari – o ad essi attribuiti – che alimentano in noi diffidenza ed astio, a volte fino alla negazione dell'altro. Le recenti elezioni nel nostro Paese sono state giocate e vinte (e perse) molto sull'onda emotiva di questi fatti: l'ha spuntata la destra, proclamando fermezza d'intenti, «linea dura», «tolleranza zero» verso gli extracomunitari irregolari. Non è una buona notizia. Ma non lo sarebbe stata neanche la vittoria di una sinistra molle, tollerante senza ritegno e un po' lassista. Sono speranzoso che alla fine prevalga il buon senso e che i nostri uomini politici sappiano trovare un approccio intelligente alla complessa questione, ascoltando le istanze di chi ha voce in capitolo e di chi ragiona col cervello.

Ciò che dovremmo fare è venirci incontro reciprocamente, «noi» e «loro». «Noi» sforzandoci di eliminare il naturale atteggiamento di chiusura che si ha verso il diverso, offrendo una chance per integrarsi nella nostra società; «loro», impegnandosi – pur nel rispetto delle diversità – a diventare cittadini del paese in cui vivono (e non soltanto che li ospita). Si tratta, in sintesi, di costruire una nuova identità comune, necessariamente un po' allargata. Se qualcuno mi chiedesse come farlo non saprei dare una risposta chiara: risponderei che intanto dovremmo cominciare a parlarci. Oppure cambierei discorso.

Mikhaïl Chichkine

Le cheveu de

Darius et Parysatis avaient deux fils. L'aîné s'appelait Artaxerxès et le cadet Cyrus.

Les entretiens commencent à huit heures du matin. Tout le monde est encore à moitié endormi, renfrogné, le visage chiffonné – les employés, les interprètes, les policiers et les réfugiés. Ou plutôt ceux qui cherchent à obtenir le statut de réfugié et qui ne sont pour l'instant que des GS. C'est comme ça qu'on les appelle ici. *Gesuchsteller*.

On fait entrer le premier. Prénom. Nom de famille.

Date de naissance. Lèvres épaisses. Boutonneux. A manifestement plus de seize ans.

Question: Exposez brièvement les raisons pour lesquelles vous demandez l'asile en Suisse.

Réponse: J'étais dans un orphelinat depuis l'âge de dix ans. J'ai été violé par le directeur. J'ai fugué. À l'arrêt des cars, j'ai fait connaissance avec des chauffeurs qui conduisent des camions à l'étranger. Et il y en a un qui m'a fait passer la frontière.

Question: Pourquoi n'avez-vous pas porté plainte contre votre directeur à la police?

Réponse: Ils m'auraient tué.

Question: Qui «ils»?

Réponse: Mais ils sont tous de mèche, là-bas. Notre directeur me faisait monter dans sa voiture avec un autre gars et deux filles et il nous emmenait dans une datcha. Pas la sienne, chez quelqu'un d'autre, je ne sais pas qui. Ils étaient tous là, les supérieurs et le chef de la milice aussi. Ils se soûlaient et nous forçaient à boire. Et après, chacun allait avec un des gamins dans une chambre. C'était une grande datcha.

Question: Vous avez indiqué toutes les raisons pour lesquelles vous demandez l'asile?

Réponse: Oui.

Question: Décrivez votre itinéraire. À partir de quel pays et à quel endroit avez-vous franchi la frontière suisse?

Réponse: Je ne sais pas. J'étais dans le camion, caché derrière des cartons. On m'avait donné deux bouteilles en plastique: une avec de l'eau, l'autre pour l'urine, et je ne pouvais sortir que la nuit. Ils m'ont fait descendre ici, au coin de la rue, je ne sais même pas comment s'appelle cette ville, et ils m'ont dit où aller pour me rendre.

Question: Avez-vous eu des activités politiques ou religieuses?

Réponse: Non.

Question: Avez-vous déjà été inculpé ou mis en examen?

Réponse: Non.

Question: Acceptez-vous de vous soumettre à une expertise pour déterminer votre âge à partir de votre tissu osseux?

Réponse: Comment?

Pendant la pause, on peut boire un café dans la pièce réservée aux interprètes. Elle donne de l'autre côté, sur un chantier: on construit un nouveau bâtiment pour y installer le centre d'accueil des réfugiés.

À chaque instant, le gobelet en plastique blanc s'embrace entre les doigts et la pièce entière est illuminée par les gerbes d'étincelles d'un chalumeau: un soudeur travaille juste sous la fenêtre.

Il n'y a personne. Cela donne dix minutes de répit pour lire tranquillement.

Donc, Darius et Parysatis avaient deux fils. L'aîné s'appelait Artaxerxès et le cadet Cyrus. Quand Darius tomba malade et sentit que sa fin était proche, il les fit tous deux venir. L'aîné se trouvait auprès de lui, quant à Cyrus, Darius l'envoya chercher dans la province où il l'avait nommé satrape.

Les pages du livre s'embrasent aussi à la lumière du chalumeau.

Cela fait mal aux yeux: après chaque éclair, la page devient toute noire.

On a beau fermer les paupières, l'éclat de la lumière les traverse. La porte s'entrouvre et Peter passe la tête dans l'entrebâillement. *Herr Fischer:* Le maître des destinées. Il fait un clin d'oeil pour prévenir qu'il faut y aller. Lui aussi est illuminé par un éclair, comme s'il était photographié au flash. Et le voici à jamais figé dans cette attitude, un oeil à demi fermé.

Question: Vous comprenez l'interprète?

Réponse: Oui.

Question: Votre nom de famille?

Réponse: ***

Question: Prénom?

Réponse: ***

Question: Quel âge avez-vous?

Réponse: Seize ans.

Question: Vous avez un passeport ou une autre pièce d'identité?

Réponse: Non

Question: Vous devez avoir un extrait de naissance. Où est-il?

Réponse: Il a brûlé. Tout a brûlé. On a mis le feu à notre maison.

Question: Comment s'appelle votre père?

Vénus

71

Réponse: ***. Il est mort depuis longtemps, je ne me souviens pas du tout de lui.

Question: De quoi est-il mort?

Réponse: Je ne sais pas. Il était très malade. Il buvait.

Question: Veuillez préciser le prénom, le nom de famille et le nom de jeune fille de votre mère.

Réponse: ***. Je ne connais pas son nom de jeune fille. Elle a été tuée.

Question: Qui a tué votre mère, quand et dans quelles circonstances?

Réponse: Les Tchétchènes.

Question: Quand?

Réponse: Cet été, au mois d'août.

Question: À quelle date?

Réponse: Je ne me souviens plus de la date exacte. Le dix-neuf, je crois, ou peut-être le vingt. Je ne sais plus.

Question: Comment a-t-elle été tuée?

Réponse: Ils lui ont tiré dessus.

Question: Quel est le nom de votre dernier lieu de résidence avant votre départ?

Réponse: ***. C'est un petit village à côté de Chali.

Question: Donnez l'adresse exacte: le nom de la rue, le numéro de la maison.

Réponse: Il n'y a pas d'adresse, là-bas, juste une rue et notre maison. Mais elle n'existe plus. Elle a brûlé. Et il ne reste rien non plus du village.

Question: Vous avez des parents en Russie? Des frères? Des sœurs?

Réponse: J'avais un frère. C'était l'aîné. Il a été tué.

Question: Qui a tué votre frère, quand et dans quelles circonstances?

Réponse: Les Tchétchènes. En même temps que ma mère. Ils ont été tués ensemble.

Question: Vous avez d'autres parents en Russie?

Réponse: Non, je n'ai personne d'autre.

Question: Vous avez des parents dans des pays tiers?

Réponse: Non.

Question: En Suisse?

Réponse: Non.

Question: Votre appartenance nationale?

Réponse: Russe.

Question: Votre confession?

Réponse: Comment?

Question: Votre religion?

Réponse: Croyant.

Question: Orthodoxe?

Réponse: Oui. Je n'avais pas compris la question.

Question: Indiquez brièvement les raisons pour lesquelles vous demandez le statut de réfugié en Suisse.

Réponse: Les Tchétchènes venaient tout le temps chez nous pour dire à mon frère d'aller avec eux dans la montagne se battre contre les Russes. Sinon, ils menaçaient de le tuer. Ma mère le cachait. Ce jour-là, en arrivant à la maison, j'ai entendu des cris par la fenêtre ouverte. J'ai couru me mettre dans des buissons près de la grange et j'ai vu les Tchétchènes à l'intérieur qui frappaient mon frère à coups de crosse. Ils étaient plusieurs, et ils avaient tous des mitraillettes. Je ne voyais pas mon frère, il était déjà par terre. Alors ma mère s'est jetée sur eux avec un couteau. Un couteau de cuisine, celui qui servait à éplucher les pommes de terre. L'un d'eux l'a repoussée contre le mur, lui a pointé sa kalachnikov sur la tête et a tiré à bout portant. Après cela ils ont bu, ils ont arrosé la maison d'essence avec un bidon et ils ont mis le feu. Ils sont restés autour à la regarder brûler. Mon frère était encore vivant, je l'entendais crier. J'avais peur qu'ils me voient et qu'ils me tuent aussi.

Question: Ne vous arrêtez pas, racontez ce qui s'est passé ensuite.

Réponse: Ensuite ils sont partis. Et moi je suis resté là jusqu'à la nuit. Je ne savais pas quoi faire ni où aller. Finalement j'ai marché jusqu'à un poste russe sur la route de Chali. Je pensais que les soldats pourraient m'aider. Mais eux-mêmes ont peur de tout le monde et ils m'ont chassé. Je voulais leur expliquer ce qui s'était passé, mais ils ont tiré en l'air pour me faire partir. Alors j'ai passé la nuit dehors dans une maison en ruine. Et après je suis passé en Russie. Et de là je suis venu ici. Je ne veux pas vivre là-bas.

Question: Vous avez indiqué toutes les raisons pour lesquelles vous demandez le statut de réfugié?

Réponse: Oui.

Question: Décrivez votre itinéraire. Par quels pays êtes-vous passé et quels moyens de transport avez-vous utilisés?

Réponse: Ça dépend. Des trains de banlieue, des trains. J'ai traversé la Biélorussie, la Pologne, l'Allemagne.

Question: Vous aviez de quoi acheter des billets?

Réponse: Bien sûr que non. Je circulais en douce. J'évitais les contrôleurs. En Biélorussie je me suis fait prendre et jeter du train en marche. Heureusement qu'il allait lentement et qu'il y avait un remblai. J'ai eu de la chance en tombant, je ne me suis rien cassé. Je me suis juste fendu la peau de la jambe sur du ver-

Mikhaïl Chichkine est né en 1961 à Moscou où il a étudié l'anglais et l'allemand à la Haute Ecole Pédagogique. Il a été enseignant, puis traducteur et interprète. Installé à Zurich depuis 1995, il est aujourd'hui écrivain indépendant. Il collabore régulièrement à la Neue Zürcher Zeitung.

re brisé. Ici, vous voyez. J'ai passé la nuit à la gare et une femme m'a donné un pansement.

Question: Quels papiers avez-vous montrés pour franchir les frontières?

Réponse: Aucun. Je suis passé à pied, de nuit.

Question: Où et de quelle façon avez-vous franchi la frontière de la Suisse?

Réponse: Ici, à... comment ça s'appelle, déjà?

Question: Kreutzlingen.

Réponse: Oui, c'est ça. Je suis passé tout simplement devant la police. Ils ne vérifient que les voitures.

Question: Quels étaient vos moyens d'existence?

Réponse: Aucun.

Question: Qu'est-ce que cela signifie? Vous voliez?

Réponse: Ça dépend. Parfois oui. Qu'est-ce que je pouvais faire d'autre? Il faut bien manger.

Question: Aviez-vous des activités politiques ou religieuses?

Réponse: Non.

Question: Avez-vous déjà été placé en garde à vue ou mis en examen?

Réponse: Non.

Question: Avez-vous demandé le statut de réfugié dans d'autres pays?

Réponse: Non.

Question: Avez-vous un représentant juridique en Suisse?

Réponse: Non.

Tout le monde se tait pendant que l'imprimante sort le procès-verbal.

Le garçon tripote ses ongles noirs et rongés. Son blouson et son jean sale sentent le tabac et l'urine.

Le buste rejeté en arrière, Peter se balance sur sa chaise en regardant par la fenêtre. Dehors, des oiseaux font la course avec un avion.

Je dessine dans mon bloc-notes des croix et des carrés que je recoupe en diagonale et que je passe au crayon pour faire un motif en relief.

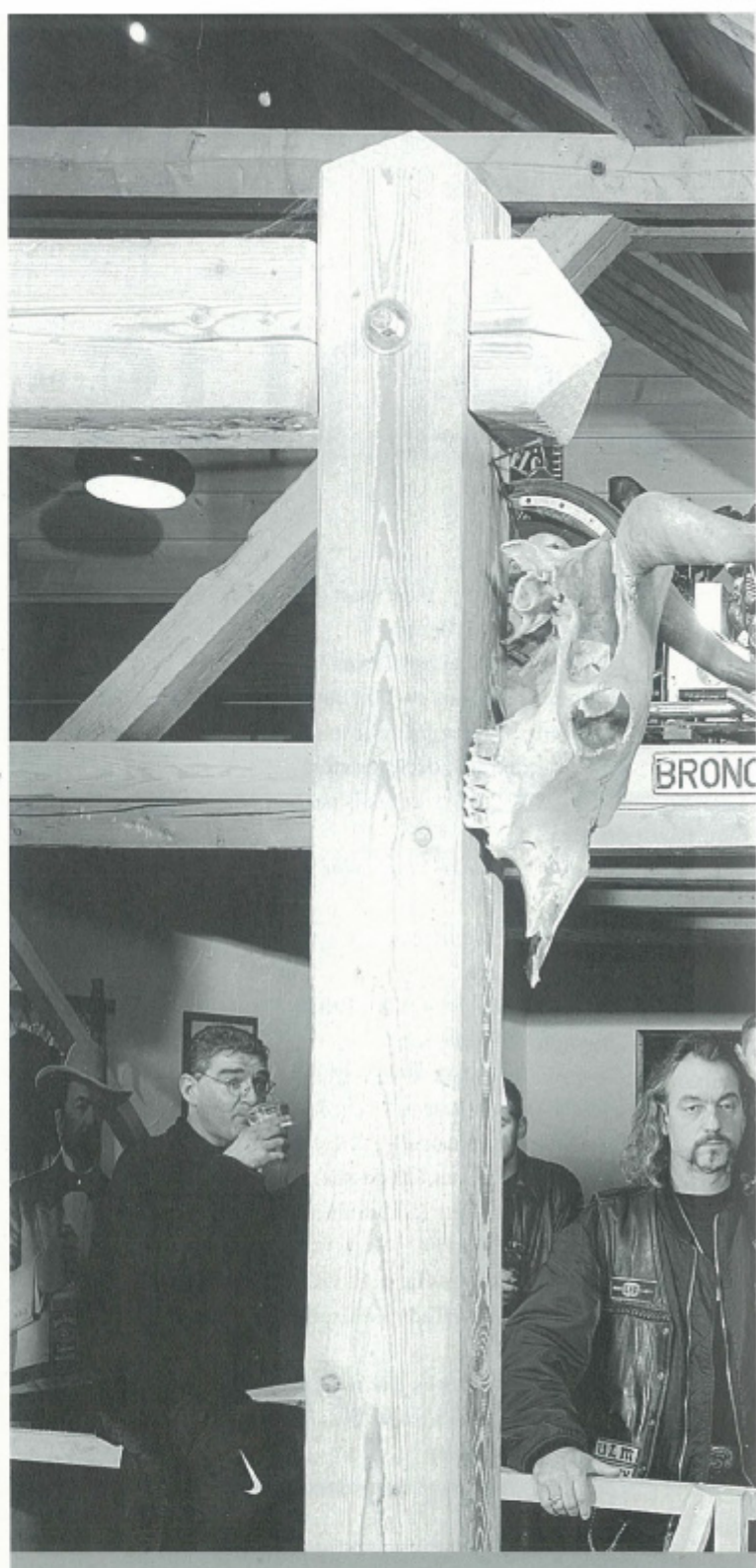
Les murs sont couverts de photos: le maître des destinées est un passionné de pêche. Le voici en Alaska, tenant par les ouïes un énorme poisson; plus loin, une vue des Caraïbes avec un gros hameçon dépassant d'un énorme gosier.

Au-dessus de ma tête est accrochée une carte du monde. Toute piquetée d'épingles à têtes multicolores. Celles à tête noire sont plantées dans l'Afrique, celles à tête jaune dans l'Asie. Les têtes blanches sont au-dessus des Balkans, de la Biélorussie, de l'Ukraine, de la Moldavie, de la Russie, du Caucase. À la fin de cet entretien, cela en fera une de plus.

Acupuncture.

L'imprimante s'arrête et cligne de son oeil rouge. Il n'y a plus de papier.

Extrait du livre «Le cheveu de Vénus», Mikhaïl Chichkine, 2007, Editions Fayard, Paris. Passages publiés avec l'accord des Editions Fayard.





Des travailleurs sans identité?

Les «clandestins» sont des travailleurs migrants sans titre de séjour. En ce sens ils représentent une sous-catégorie – la plus fragilisée et exploitée – de la main-d'œuvre immigrée. Cependant, leur identité ne se résume pas à cette absence de statut.

Les «clandestins», les «sans-papiers». Ceux qu'on appelle ainsi sont des travailleurs migrants qui vivent et travaillent dans les pays riches sans que leur statut soit reconnu. En Suisse, ils sont des dizaines de milliers dans cette situation. La présence d'importants contingents de migrants ne possédant pas d'autorisation de séjour est une triste réalité dans tous les pays d'Europe occidentale. Sujet de débats passionnés, elle est souvent présentée comme une fatalité qui «tombe» sur les pays occidentaux, indépendamment de leur volonté: ils devraient subir la pression, pour ne pas dire l'invasion, des «miséreux du monde». La réalité est un peu plus complexe.

Dynamique des mouvements migratoires

L'immigré est un produit social. Dans le sens commun l'immigré doit être étranger dans le sens profond, être «autre». C'est un travailleur pauvre, peu qualifié qui occupe les derniers niveaux dans la société d'accueil. Dans ce sens, les «clandestins» ou «sans-papiers» symbolisent l'essence même de la catégorie «immigré». Ils sont des «immigrants totaux», ils repré-

sentent le degré le plus élevé de «l'immigré» (Delgado 2003). Cette construction sert à masquer le fait que si l'immigré clandestin arrive dans le pays d'accueil, ce n'est pas tant à cause de la misère régnant dans son pays d'origine mais plutôt à cause des besoins de notre économie, besoins de disposer d'une armée de réserve de travailleurs disposés à travailler dans n'importe quoi et à bas prix. Assujettis, flexibles, corvéables à volonté et... sans droits.

Les changements survenus dans la structure des familles ont amené de nouveaux besoins, particulièrement en matière d'aide au foyer: garde d'enfants, de personnes âgées et travaux ménagers. Or, l'offre sur le marché autochtone est largement insuffisante et trop coûteuse. Une demande accrue de personnel de maison s'est développée et c'est en bonne partie des femmes sans-papiers qui vont satisfaire ce besoin. D'autre part, les secteurs économiques qui ont traditionnellement fait appel aux travailleurs saisonniers commencent à rencontrer des difficultés à recruter la main-d'œuvre dont ils ont besoin et engagent de plus en plus des travailleurs clandestins représentant une main-d'œuvre avantagée sur plusieurs aspects: bon marché, flexible à souhait, très précarisée.

A ces besoins des pays capitalistes avancés, il faut ajouter l'introduction, dans les pays d'émigration, de modèles consuméristes sans rapport avec le niveau des salaires locaux. Ainsi, nous pouvons affirmer, en suivant Alejandro Portes, que «l'émigration actuelle est le fruit de deux forces liées entre elles qui puisent leur source dans la dynamique de l'expansion capitaliste elle-même: d'abord les besoins des pays riches en main-d'œuvre bon marché et facilement renouvelable, ensuite la pénétration des pays périphériques par les investissements productifs, les modèles consuméristes et la culture populaire des sociétés avancées».

La réalité des «sans-papiers» montre ainsi dans notre société la subsistance de formes d'inégalité sociale qu'on croyait révoquées. En théorie, ces migrants devraient pour le moins bénéficier des droits fondamentaux tels que stipulés dans les conventions internationales, dans la Constitution fédérale ou dans certaines lois nationales. Mais dans la pratique, ils sont exclus de la plupart de ces droits.

Leur seule urgence: travailler et se loger

La vie d'un «sans-papiers» est un combat quotidien. Il y a d'abord un ensemble de règles à connaître pour réduire au minimum les risques d'un contrôle policier. Il faut ensuite établir un réseau afin de savoir où s'adresser en cas de problème ou d'urgence. Enfin, il y a la perpétuelle recherche d'un travail – meilleur ou complémentaire – et d'un logement.

La plupart des migrants en situation irrégulière ont un travail, condition première de leur séjour, unique ressource pour vivre. Dès leur arrivée, ils doivent se procurer une activité pour assurer leur survie, commencer à rembourser les dettes du voyage et aider le reste de la famille restée au pays.

La presque totalité des femmes travaillent dans l'économie domestique. Les jeunes filles sont parfois engagées comme «filles au pair» avec des salaires très bas et sont souvent surexploitées – ce qui fait parler d'un esclavage moderne. Par contre, les femmes qui travaillent à l'heure dans plusieurs ménages doivent continuellement jongler entre les différents horaires et leurs éventuelles charges de famille. En outre, elles sont toujours à la recherche de nouveaux employeurs, soit pour compléter le revenu, soit pour remplacer un travail qui s'arrête.

Pour les hommes, la recherche de travail est un peu plus difficile. Là aussi, l'aide offerte par le réseau est fondamentale. Une bonne partie d'entre eux travaillent dans l'hôtellerie. Un autre domaine d'activité est celui des petits services: distributions, nettoyage, etc. Leur travail est un peu plus stable que celui des femmes et un peu mieux rémunéré.

Le logement représente un autre grand souci des «sans-papiers». Ils habitent presque tous dans de petits appartements en sous-location. Ils partagent à plusieurs la même chambre. Ce sont généralement des familles déjà installées qui vont partager leur logement avec les nouveaux-venus, et les connaissances parmi la population locale sont souvent mobilisées pour obtenir un nouveau logement et surtout pour fonctionner comme prête-nom pour la signature du bail à loyer.

Leur seul capital: les réseaux sociaux

Les groupes développent des stratégies d'entraide et de survie. La plus courante est l'utilisation intensive du «capital social»: la famille, la communauté, la population locale solidaire. La famille est la première ressource qui sera mobilisée. A l'arrivée, elle permet l'accès à un logement ou à un travail mais, plus généralement, la famille élargie intervient à tous les niveaux de difficultés. C'est la famille qui introduit les nouveaux arrivés et les initie aux us et coutumes du pays d'accueil, qui donne les renseignements pratiques sur les possibilités offertes et les dangers encourus, qui met le migrant en contact avec le réseau communautaire. Selon les besoins, elle fait un prêt d'argent, accompagne le nouveau-venu dans ses démarches, etc. D'autre part, une bonne partie de la vie sociale des «sans-papiers», sinon la seule, s'effectue à l'intérieur de la famille.

L'importance des réseaux communautaires pour les migrants en général est connue. Or, ces réseaux jouent un rôle encore plus important dans les conditions de vie des migrants en situation irrégulière. D'une certaine façon, la communauté nationale intervient à l'instar d'une famille élargie qui doit préserver la survie de ses membres. Le groupe mettra en commun ses ressources pour faire avancer un idéal commun: une installation réussie dans le pays d'immigration et une amélioration croissante du niveau de vie et de la position sociale de la communauté dans la société d'accueil.

L'importance de ces réseaux sociaux est fondamentale pour l'installation du migrant et la réussite de son projet migratoire.

Les «sans-papiers» arrivant sans avoir un réseau familial ou communautaire sur place auront très peu de possibilités de s'implanter.

Enfin, le rôle du groupe communautaire est aussi très important pour l'élargissement ultérieur du réseau social de l'immigré. En effet, à travers le réseau communautaire, le migrant peut plus facilement accéder au tissu associatif, aux réseaux solidaires et à une quantité importante de personnes de la société

d'accueil, qui peuvent lui venir en aide ou le conseiller devant les nombreux problèmes qui se présentent. Ce «troisième cercle» de solidarité, plus que dans la première phase d'installation, est vital pour la réussite ultérieure du projet migratoire.

Un double mouvement identitaire

Il est indéniable que le «problème» des «clandestins» est devenu, ces dernières années, un des grands débats de notre société. Ce phénomène, auparavant inexistant, est aujourd'hui visible. Personne ne peut actuellement nier la présence en Suisse d'un nombre important de travailleurs étrangers sans permis de séjour.

La plupart des «sans-papiers» vivent dans une lutte quotidienne pour garantir leur survie matérielle et celle de leur famille restée au pays, pour éviter d'être arrêtés ou expulsés, pour s'adapter et s'intégrer à la société d'accueil. Toujours avec l'espoir d'arriver un jour à régulariser leur situation, afin de pouvoir vivre comme des citoyens à part entière.

76



L'aspect le plus hypocrite et cynique de la situation actuelle est que, de fait, la présence de ces migrants irréguliers est tolérée et leur force de travail utilisée sans qu'on leur reconnaisse le minimum de droits ni qu'on leur accorde un minimum de dignité. Les simples appellations «clandestins», «sans-papiers» nient toute identité à ces migrants en les renvoyant à leur manque de statut officiel. Les «sans-papiers» seraient ainsi des «faux migrants».

Cependant, les «sans-papiers» se situent dans un double mouvement. A la fois ils luttent pour se faire reconnaître en tant que personnes, non pas simplement de la main-d'œuvre provenant d'un pays et d'une culture spécifique. On peut citer par exemple l'orgueil des clandestins équatoriens ou boliviens quand ils peuvent présenter leurs danses et obtenir les premiers prix lors des cortèges du Carnaval de Lausanne, ou encore la remise en question des termes «sans-papiers» ou «clandestins» pour les définir: à ces appellations ils répondent en utilisant le terme de «travailleurs sans statut légal». Mais en même temps, une nouvelle identité collective est née et se développe. Dans les mouvements de défense qui les regroupent, c'est en effet cette identité imposée qui est reprise à leur compte et utilisée comme moyen de revendication. Ainsi, ce qui était à la base la négation de leur identité se transforme en une identité de lutte.

Senza documenti – senza identità?

I lavoratori privi di documenti («sans-papiers») o clandestini costituiscono un fenomeno migratorio relativamente nuovo e certamente importante nei Paesi occidentali. Questi migranti senza statuto legale occupano spesso i posti meno retribuiti e più precari. Le donne lavorano sovente nel settore dell'economia domestica, mentre gli uomini sono attivi soprattutto nel settore alberghiero o delle pulizie. Queste persone rispondono a un bisogno delle nostre società sviluppate: il bisogno cioè di manodopera a basso costo e facilmente sfruttabile. Rispondono nel contempo al bisogno delle società d'emigrazione in cerca di un livello di vita impossibile da raggiungere sul posto. La riuscita del progetto migratorio di queste persone dipende in gran parte dalla rete sociale e familiare che riusciranno a mobilitare nella società ospite. La loro identità segue un doppio movimento: la rimessa in questione dell'appellazione di «clandestino» e la rivendicazione della cultura d'origine da un lato, e il desiderio di trasformare l'identità di «sans-papiers» in un'identità di lotta dall'altro.

Bibliographie

- Delgado, Manuel, 2002, Quién puede ser «inmigrante» en la ciudad? In: Delgado, M. et al., Exclusión social y diversidad cultural, Donostia - San Sebastián, Tercera Prensa, 9-23.
- Portes, Alejandro, 1999, La mondialisation par le bas. L'émergence des communautés transnationales. In: Actes de la recherche en sciences sociales 129: 15-25.
- Valli, Marcelo, 2003, Les migrants sans permis de séjour à Lausanne. Lausanne, Ville de Lausanne.
- Valli, Marcelo, 2007, Les Latino-américains «sans-papiers» à Lausanne. L'insertion cachée. In: Claudio Bolzman et al. (éds), La Suisse au rythme Latino. Dynamiques migratoires des Latino-américains: logiques d'action, vie quotidienne, pistes d'interventions dans les domaines du social et de la santé, Genève, Editions IES. 185-200.



Marcelo Valli est anthropologue et chercheur. Il travaille pour le Service social de la ville de Lausanne et a des mandats d'enseignement et de recherche pour les HES.

«Zwischen Stuhl und Bank» oder «global kids»?

Jugendliche mit Migrationshintergrund sind nicht wehrlose Opfer, und sie leiden nicht an «Identitätsdiffusionen» im Sinne verinnerlichter Kulturkonflikte. Sie sind aktiv gestaltende Individuen, die ihre Lebensperspektiven jedoch unter Verhältnissen sozialer Ungleichheit entwickeln und realisieren müssen.

Fatum: *«Ich bin ein sehr lustiger Mensch. Also ich bin ein sehr ehrlicher Mensch. Ich bin nicht ein Mensch der hintenrum spricht, nicht einer, der über andere Leute Scheisse erzählt. Ich bin einfach, ja ein lustiger und lieber Mensch. Mit mir kann man sprechen, lachen und weinen, alles Mögliche.»*

Edona: *«Ich bin spontan, hilfsbereit... und lernfreudig. Also, ein lebensfroher Mensch einfach. Also ich bin wirklich dankbar für alles, was ich habe. Ich bin froh um alles, was ich habe, und alles Weitere, das tue ich mir selber erarbeiten.»*

Gezim: *«Ich bin... ich denke mal, intelligent. Nett. Hilfsbereit. Ich denke mal, ich weiss nicht, was die anderen sagen, aber ich selber sage halt mal romantisch. Weil, ich sage ja, ich liebe die Sterne und den Abend und so.»*

Die Selbstbeschreibungen serbischer und kosovo-albanischer Jugendlicher, die ohne nationale und ethnische Kategorien und Zuschreibungen auskommen, zeigen vor allem eines: Die Jugendlichen sehen sich als Menschen mit ihren je eigenen

Eigenschaften und Qualitäten und wollen auch so wahrgenommen werden. Ein solch unbefangener Blick auf junge Menschen mit Migrationsgeschichte scheint gegenwärtig allerdings eher selten.

Vom Opfer des Kulturkonflikts zum «global kid»

Der wissenschaftliche Blick auf Jugendliche mit Migrationshintergrund war lange Zeit dominiert von der Annahme einer «Identitätsdiffusion», unter der die Jugendlichen – als Folge des Aufwachsens zwischen unterschiedlichen Kulturen – zu leiden hätten. Es war dies eine Sichtweise, nach welcher der allseits konstatierte Kulturkonflikt gewissermassen ins Innenleben der Jugendlichen «importiert» wurde (Mecheril 2003:17). Auch wenn sich im öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurs die Vorstellung eines Kultur- und damit auch Identitätskonfliktes bei Jugendlichen hartnäckig hält, so schieben sich heute doch vermehrt optimistischere Sichtweisen von Jugendlichen ausländischer Herkunft und ihrer Lebenssituation in den Vordergrund: Die Jugendlichen seien nicht wehrlose Opfer ihrer Situation, sondern im Gegenteil Vorreiterinnen und Vorreiter eines «neuen» Typus Mensch, der im Zuge der Globalisierung zunehmend mit Heterogenität und Vielfalt leben müsse. Kinder von Migrantinnen und Migranten zeigten als «global kids» vor, wie solche Herausforderungen erfolgreich zu bestehen seien (z.B. Herzka 2004).

Diese Verschiebung der Interpretationen weg vom passiv leidenden Individuum hin zu einer aktiven, mit den unterschiedlichsten sozialen Zugehörigkeiten konstruktiv umgehenden Person erlaubt es nicht nur, ein essentialistisches Verständnis von Kultur zu überwinden. Sie ermöglicht es auch, von der verbreiteten Defizitorientierung wegzukommen und die Ressourcen der Jugendlichen mit Migrationsgeschichte und ihre je eigenen Strategien ins Zentrum zu stellen.

Diese starke Fokussierung auf das selbstgestaltende Individuum läuft allerdings Gefahr, die gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsverhältnisse aus dem Blick zu verlieren. Generell scheint es, als pendle die Sichtweise von Jugendlichen mit Migrationsgeschichte manchmal etwas gar unvermittelt zwischen zwei Polen hin und her: Mal werden Individuen als wehrlose Opfer widriger Umstände konzipiert und ihre Möglichkeiten aktiven Handelns damit ausgeblendet, mal werden diese Möglichkeiten so hoch bewertet, dass Zwänge gesellschaftlicher Ungleichheiten aus dem Blick geraten. Individuelles Handeln, die Suche nach Zugehörigkeit und Anerkennung, nach befriedigenden Selbst- und Weltbezügen im Übergang ins Erwachsenenalter findet jedoch nicht im luftleeren Raum statt. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen setzen je nach sozialer Schicht und nationaler Herkunft unterschiedliche Grenzen und Hindernisse.

Soziale Ungleichheit

Verhältnisse sozialer Ungleichheiten zu vernachlässigen, wenn von Jugend, Migration und Identität die Rede ist, verbietet schon ein Blick auf die Statistiken und empirischen Studien zur sozialen Stellung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Zwar gibt es Secondas und Secondos, die im Bildungs- und Berufssystem überdurchschnittlich erfolgreich sind. Gleichzeitig sind Jugendliche mit Migrationshintergrund aber auch unter den Personen mit niedrigsten (oder gar fehlenden) Bildungsabschlüssen deutlich übervertreten. Ausländische Jugendliche – und vor allem Mädchen – haben im Schnitt geringere Ansprüche an ihre Bildung und korrigieren diese im Bildungsverlauf zunehmend «nach unten» (Hupka/Stalder 2004).

Die empirischen Muster verlangen nach Erklärungen, die nicht bei einem einfachen und einseitigen Struktur- oder Individuumsdenken stehen bleiben. Es gilt, die Verschränkung von individuellem Handeln und gesellschaftlichen Bedingungen zu untersuchen und damit auch den subtilen Mechanismen sozialer Ungleichheit Beachtung zu schenken. Um sich diesen zu nähern und sie fassen zu können, erweisen sich Ansätze als fruchtbar, welche sich für die Konstruktionsprozesse von Identität im Kontext ungleicher Machtverhältnisse interessieren: Sie zeigen auf, wie anspruchsvoll es unter Bedingungen gesellschaftlicher Ungleichheit und Stigmatisierung ist, in Interaktion mit anderen befriedigende Selbst- und Weltbezüge auszuhandeln, auf deren Basis sich Lebensperspektiven entwickeln und realisieren lassen.

Wenn Anerkennung verwehrt wird

Die lebensgeschichtlichen Erzählungen der Jugendlichen in Emmen geben Einblick in den Erfahrungsraum und in die Strategien von jungen Menschen, die als Jugendliche serbischer, kosovo-albanischer oder portugiesischer Herkunft mit sozialer Ungleichheit und Stigmatisierung konfrontiert sind. Sie lassen beispielhaft erkennen, wie nicht nur der erschwerte Zutritt zu

Bildungs- und Berufschancen, sondern auch die Vorenthaltung sozialer Zugehörigkeit und Anerkennung individuelle Gestaltungsräume beschneiden kann.

Die jungen Frauen und Männer aus Emmen stören sich vehement daran, wenn sie durch andere pauschalisierend und abwertend auf ihre nationale Herkunft reduziert werden. Sie möchten als Individuen mit ihren je eigenen Schwächen und Stärken wahrgenommen und anerkannt werden. Die Jugendlichen suchen Akzeptanz über ihre eigenen Kreise hinaus: Sie wollen von «der Gesellschaft», die ihnen oft in Form einer anonymen Öffentlichkeit, als Welt der «Etablierten», entgegentritt, anerkannt sein. Im Zusammenhang mit der Suche nach einem Ausbildungsplatz, die den Jugendlichen meist grosse Sorgen bereitet, erhält dieses Bedürfnis besondere Dringlichkeit: Denn letztlich sind es auch Etablierte, die darüber entscheiden, wer Zutritt zum Bildungs- und Berufssystem erhält.

Das Bedürfnis nach Anerkennung über das nahe soziale Umfeld hinaus zeigt sich nicht zuletzt an der Vehemenz, mit der sich die Jugendlichen über das negative Image Emmens in der Öffentlichkeit wehren. Sie empfinden es als zutiefst ungerecht, wenn ihre Gemeinde, in der sie sich wohl fühlen, nicht die Anerkennung erhält, die sie ihrer Meinung nach verdient, und wenn entsprechend auch sie als «Emmerin» oder «Emmer» (zusätzlich) abgestempelt werden. Umso mehr wird es geschätzt, wenn positive Reaktionen über die eigene(n) Gruppe(n) hinaus erfolgen. In diesem Zusammenhang ist jener junge kosovo-albanische Mann zu nennen, der seit zwei Jahren arbeits- und lehrstellenlos ist und nun, kreativ seine herkunfts-spezifischen Ressourcen nutzend, damit angefangen hat, gemeinsam mit ein paar Kollegen Balkan-Hip-Hop zu spielen: Stolz berichtet er über ein Konzert, das er auf einem öffentlichen Platz inmitten der Stadt geben konnte – und wo er für sein musikalisches Wirken Applaus von «allen», auch von Mitgliedern der etablierten Gesellschaft, erhielt.

Ein serbischer Jugendlicher, der über mehrere Freundeskreise verfügt, erzählt, wie er immer gerne anonym im Internet chattet und auf diese Weise neue Leute auch ausserhalb seiner bisherigen sozialen Kontexte kennen gelernt habe. Bis er «es» eines Tages wissen wollte und (bewusst) wagte, sich als Serbe zu erkennen zu geben – worauf er massiv beschimpft wurde und die Kontakte abrupt abgebrochen wurden. «Sie kennen mich nicht, sie wissen nicht einmal, wie ich bin und kennen mein Verhalten nicht», ärgert sich der junge Mann. Ihm wurde die Chance verwehrt, sich weiterhin in die Interaktion mit anderen einzubringen und in diesem Austausch seine Selbst- und Weltbezüge auszuhandeln und weiterzuentwickeln. Die Arena dazu wurde ihm entzogen.

Der schmale Grat zwischen konstruktivem Umgang und Rückzug

Die Lebensgeschichten zeigen, wie die Jugendlichen eine Vielzahl von Strategien erlernt und entwickelt haben, um mit erfahrener Stigmatisierung und Diskriminierung umzugehen. Doch der Grat zwischen kreativem Umgang mit äusseren Bedingungen und Rückzug ist schmal. So zeigt sich manchmal im Kleinen, wie die Strategien der Jugendlichen subtilen (Selbst-)Einschränkungen des Handlungsraums Vorschub leisten: Etwa, wenn ein serbisches Mädchen erzählt, dass es im Gegensatz zu seinen Mitschülerinnen nie einen selbstgebackenen Geburtstagskuchen mit in die Schule gebracht habe, aus Angst, die anderen würden sich über den «Jugo-Kuchen» lustig machen, so wie es das bei einem anderen Kind einmal erlebt habe. Oder wenn ein kosovo-albanisches Mädchen sagt, es gehe eigentlich nie in «Schweizer Diskos», weil es sich dort «einfach unwohl» fühle. Und wie ist zu deuten, dass der überwiegende Teil der Jugendlichen sagt, sie wollten Zeit ihres Lebens in Emmen bleiben? Inwiefern bedeutet dies eine (Selbst-)Einschränkung des eigenen Handlungsspielraums? Und wann liegt gerade in diesem Bekenntnis zur lokalen Zugehörigkeit ein Ausdruck selbstbewussten Umgangs mit den Bedingungen einer globalisierten Gesellschaft?

Die Art und Weise, wie Jugendliche ihre Erfahrungen von Ausgrenzung und Abwertung deuten und verarbeiten, ist sozial vermittelt und geprägt von den «lokalen Zugehörigkeiten» der Jugendlichen in Gleichaltrigenkontexte (Mecheril und Hofarth 2006). Sie ist ausserdem in hohem Masse davon abhängig, ob die Jugendlichen zum entscheidenden Zeitpunkt – wie etwa bei der Suche nach einer Lehrstelle – die Chance erhalten, ihre Ziele zu verwirklichen. Wird ihnen «trotz» ihrer Herkunft eine Chance gewährt, so dürften Erfahrungen wie das Lächerlichmachen des «Jugo-Kuchens» über die Zeit zu unbedeutenden Episoden verblassen. Wird ihnen der Zugang zu Lebenschancen aber wiederholt verwehrt, so können sich Stigmatisierungserfahrungen so verdichten, dass sie die eigenen Handlungsspielräume als zunehmend eingeschränkt erscheinen lassen. Der nicht mitgebrachte Geburtstagskuchen kann so mehr mit den statistisch ausgewiesenen eingeschränkten Bildungszielen von ausländischen Jugendlichen zu tun haben, als man auf den ersten Blick glauben könnte.

Vermehrt Aufmerksamkeit zu schenken wäre in Zukunft der komplexen Beziehung zwischen Jugendlichen mit Migrationshintergrund und ihren Eltern. Vera King hat gezeigt, wie am-

bivalent der Ablösungsprozess zwischen Kindern und Eltern im Migrationskontext ist. In den Erzählungen der Jugendlichen in Emmen kommt zum Ausdruck, welche zentrale Bedeutung die Familie im Leben der Jugendlichen spielt – fast unisono bezeichnen die Jugendlichen die Familie als «das Wichtigste» in ihrem Leben. Hier ist der Ort, wo sie Anerkennung und Zugehörigkeit erleben können als das, was sie sind, wo sie bei Rückschlägen emotionalen Halt suchen und finden. Die Funktion der Familie als Schutzraum einerseits und die Tatsache, dass die gesellschaftliche Stigmatisierung oft gerade die eigenen «ausländischen Eltern» trifft, andererseits schafft ausserordentlich schwierige Konstellationen für die adoleszenten Ablösungsprozesse und damit für die kritische Auseinandersetzung der Kinder mit ihren Eltern. Diese jedoch ist eine wesentliche Bedingung für den Entwurf neuer, eigener Lebensperspektiven.

Die Verweigerung der Anerkennung als Individuum mit je eigenen Qualitäten, der verwehrt Zutritt zu Arenen der Auseinandersetzung von Selbst- und Weltbezügen, die hoch ambivalente Loslösung von elterlichen Lebensentwürfen in der Adoleszenz: Es sind dies Hindernisse, die die Jugendlichen mit Migrationsgeschichte im Übergang zum Erwachsenenalter zusätzlich zu allfälliger ökonomischer Schlechterstellung und faktischer Diskriminierung zu bewältigen haben. Die jungen Frauen und Männer zeigen dabei viel Gestaltungs- und Durchhaltewillen, denn eines wollen sie alle: sich ihre Zukunft «gerne gut aufbauen». Dies und die skizzierten Hindernisse gilt es im Auge zu behalten, um sowohl Momente des Erfolgs als auch solche des Scheiterns im Leben von Jugendlichen angemessen deuten zu können.

80

Eva Mey ist promovierte Soziologin und Projektleiterin an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Sie forscht seit mehreren Jahren in den Bereichen Migration, Jugend, Soziale Ungleichheit und Sozialstaat.



Die Zitate der Jugendlichen stammen aus der E.M.M.E.N. Studie (vgl. www.hslu.ch/cmmen), die gemeinsam mit Miriam Rorato als Langzeitstudie weitergeführt wird.

Literatur

- Elias, Norbert, Scotson, John, L., 1990/1965, Etablierte und Aussenseiter. Zur Theorie von Etablierten-Aussenseiter-Beziehungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving, 1988/1963, Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt: Suhrkamp.
- Herzka, Stefan, 2004, Die Neue Identität. In: Burkard, Eva, Russo, Genny (Hg.), *global_kids.ch. Die Kinder der Immigranten in der Schweiz*. Zürich: Limmat-Verlag. 167-174.
- Hupka, Sandra, Stalder, Barbara E., 2004, Achtung Gender. Ausbildungsverhalten von Mädchen und jungen Frauen: Trends und Tipps. Schweizerische Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten.
- King, Vera, 2006, Ungleiche Karrieren. In: King, Vera; Koller, Hans-Christoph (Hg.), *Adoleszenz – Migration – Bildung. Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. 27 - 46.
- Mecheril, Paul, 2003, Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit. Münster: Waxmann.
- Mecheril, Paul, Hoffarth, Britta, 2006, Adoleszenz und Migration. Zur Bedeutung von Zugehörigkeitsordnungen. In: King, Vera, Koller, Hans-Christoph (Hg.), *Adoleszenz – Migration – Bildung. Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. 221-240.
- Mey, Eva, Die zweite Generation: Etablierte oder Aussenseiter? Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. (2003, gemeinsam mit Anne Juhasz).
- Mey, Eva; Rorato, Miriam; Voll, Peter, 2005, Die soziale Stellung der zweiten Generation. Analysen zur schulischen und beruflichen Integration der zweiten Ausländergeneration. In: *Eidgenössische Volkszählung 2000*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik. 61-152.

La thématisation de l'identité dans le contexte de la jeunesse et de la migration a longtemps été imprégnée de l'idée que, face aux cultures en conflit, les jeunes issus de la migration étaient des victimes sans défense face aux «diffusions identitaires». Les approches actuelles y opposent les possibilités de l'individu qui s'est lui-même façonné et qui, en tant que «global kid», sait faire face aux réalités divergentes d'un monde globalisé. Elles risquent toutefois de négliger les restrictions de la liberté d'action de l'individu liées à des situations d'inégalités sociales. Le présent article se penche sur les conditions dans lesquelles s'élabore un cadre de référence face à soi-même et au monde pour les jeunes victimes d'inégalités de traitement social et de stigmatisation. Ainsi de subtils mécanismes entrent en jeu; ils pourraient mener à une limitation de marge de manœuvre individuelle des jeunes et à la reproduction d'inégalités sociales.



Tradition oder Neo-Traditionalisierungen?

Vermeintlich traditionelles Verhalten von Migrantinnen und Migranten entpuppt sich bei genauerer Betrachtung nicht als importierte «Kultur» aus dem Herkunftsdorf, sondern als Anpassung an den Migrationskontext, als moderne Ausdrucksform in traditionellem Gewande. Sind Personen oder Gruppen von pauschalisierenden Zuschreibungen und (auferlegter und praktizierter) Ausgrenzung betroffen, so verstärken sich solche Neo-Traditionalisierungen vor allem auf zwei Ebenen: in der Religiosität und in den Geschlechterbeziehungen.

Zur Zeit häufen sich Medienberichte zu schockierenden Themen wie Zwangsehe, die sich als Tabubrüche gegen den politisch korrekten Kulturrelativismus und das Gutmenschentum präsentieren, indem sie «kulturelle Rückständigkeit» und «archaische Parallelwelten» anprangern. Auch wenn die Journalisten durchaus um Differenziertheit bemüht sind, so ist zumindest der Titel grob pauschalisierend (vgl. etwa «Der Mann schlägt, die Muslima schweigt», Tagesanzeiger vom 31.5.2008). Auf dem Büchermarkt ist ein regelrechter Boom der Gattung Betroffenheits- und Opferliteratur zu verzeichnen. Es sind Biographien, die zwar personenbezogen sind, sich aber

kaum um Detailtreue kümmern, Inszenierungen in einem dramatischen Dreieck von Opfer, Täter und westlicher Zivilisation als Retter (Beck-Gernsheim 2007, Abu-Lughod 2002). Gemeinsam sind dem stereotypisierenden Aufdeckungsjournalismus, der Betroffenheitsliteratur und vielen aktivistischen Bewegungen, aber auch den kritisierten kulturellrelativistischen Haltungen, dass sie ein starres und zeitloses Kulturkonzept ins Zentrum stellen. «Kultur» wird zum Akteur, individuelle und familiäre Handlungsweisen als Reaktion auf sozioökonomische Veränderungen haben kaum Platz. Dieser mediale Grundton verstärkt die Ausgrenzung der Betroffenen.

Frömmigkeit im Internet

Eine Minderheit von muslimischen (vor allem männlichen) Jugendlichen sucht in dieser unsicheren Situation Halt in neuen Glaubensformen. Ihre Suche führt sie ins Internet, wo islamische Fundamentalisten der neo-salafistischen Bewegung einen einfachen, angeblich reinen und urtümlichen Islam predigen, der ähnlich ausschliesslich ist wie die Lehren gewisser evangelikaler Prediger. Ein zur Zeit sehr wirksamer Internetprediger ist der Deutsche Abu Hamsa Salahudin Pierre Vogel, 1978 in der Nähe von Köln geboren, ehemaliger Profiboxer und 2001 zum Islam konvertiert. Gemäss eigenen Angaben in der Internetplattform «Einladung zum Paradies» studiert er seit 2001 an der Universität Umm al-Qura in Mekka. Pierre Vogel war vor einigen Monaten in Basel, eingeladen von einem türkischen Gymnasiasten. Die Moschee war brechend voll, anwesend waren vor allem männliche Jugendliche, aber auch ältere Männer und junge Frauen. Viele kamen aus Neugierde. Vogel, gekleidet in ein schlichtes langes Gewand, predigte sehr medienwirksam in einer lockeren Mischung aus Deutsch mit Kölner Akzent und arabischen Koranzitaten. Der Anlass wurde auf Video aufgezeichnet, im Frauensaal sahen wir die Übertragung. Er rief nicht zu Hass und Gewalt auf, sondern zu einem sittsamen Leben: vorbildliches Verhalten, kein Alkohol, kein Tabak, kein vorehelicher Geschlechtsverkehr. Lieber früh die Richtige, den Richtigen heiraten. Und keine unnötigen interreligiösen Kontakte. Die wahre Religion sei die islamische.

Dass der Dschihadismus, der sich als islamisch bezeichnende Terrorismus, der gleichen Methode von ursprünglicher Inszenierung mittels modernster und hochwirksamer Medientechnologie bedient, nicht als eine traditionelle, sondern als eine moderne globalisierte Richtung des Islams zu bezeichnen ist, haben Navid Kermani und Olivier Roy schlüssig aufgezeigt.

Im «Einladungsvideo» der Internetplattform «Die wahre Religion» heisst es: «Sei glücklich und zufrieden, wenn du ein Fremder in deiner Familie geworden bist. Weil du den Islam richtig praktizierst.» Die Gefahr dieser Websites mit ihrer simplen Unterteilung in «Gläubige» und «Ungläubige» liegt in der Aufforderung zu einer ausschliesslichen Frömmigkeit, die kurzfristig identitätsstärkend wirken mag, aber die Konfrontation mit der eigenen Familie und der Umgebung in Kauf nimmt und keine Brücken zur Mehrheitsgesellschaft anbietet. Dies entspricht der klassischen Funktionsweise einer Sekte. Anders ausgedrückt: Diese entlokalisierte Form des Glaubens ermöglicht den Jugendlichen zumindest vorübergehend die Abgrenzung sowohl von den (ungebildeten) Eltern als auch von der Mehrheitsgesellschaft, die als abweisend empfunden wird. Das «Uncoole», das hierzulande einer übersteigerten Frömmigkeit anhaftet, wird wettgemacht durch eine aktive Haltung gegen die erlebte Demütigung als Muslim und möglicherweise auch durch den Kick, ins Visier des Verfassungsschutzes zu geraten. Um Kränkungen zu überwinden, welche diese jungen Männer erleben, bräuchte es Gesprächspartner, auch zu Fragen von Religion und Glauben, damit sie der Isolierung und Radikalität des Internets nicht ausgeliefert sind und sich mit anderen Sichtweisen auseinandersetzen können.

Hijab, die moderne Variante des Kopftuchs

Auch die zunehmende Verbreitung des Hijab, jener Variante des Kopftuchs, die im Tragen eines den Haaransatz bedeckenden schlauchartigen Unterkopftuchs und eines auf verschiedene Arten geschlungenen oft farbigen Überkopftuchs besteht, ist eine moderne Erscheinung. Seit der Mitte der 1970er-Jahre ist der Hijab in der muslimischen Welt zu einem Symbol der jungen, urbanen und gut ausgebildeten Musliminnen geworden, zum Teil in Abgrenzung von den sowohl religiös als auch beruflich wenig gebildeten Müttern. Auf zahlreichen Websites werden Hijabs in modischen Varianten zum Kauf angeboten und Hinweise zum richtigen Tragen gegeben. Bei einer 2006 von der «Gesellschaft Schweiz islamische Welt» durchgeführten Internetumfrage zur Situation von Musliminnen im deutschsprachigen Raum antworteten 232 Frauen, mehrheitlich aus Deutschland, zu gut 80 Prozent unter 40-jährig. Aus den Rückmeldungen ergab sich, dass 76 Prozent der in Deutschland und 45 Prozent in der Schweiz Wohnhaften ständig den Hijab tragen; die meisten verfügen über die deutsche oder Schweizer Staatsbürgerschaft, viele Konvertitinnen sind dabei, und die grösste Berufsgruppe (knapp 30 Prozent) sind Studentinnen.

Auf fundamentalistischen Websites wird im Zusammenhang mit dem Kopftuch moralischer Druck ausgeübt und zu elterlichem Ungehorsam aufgerufen: Auf YouTube ist ein Video zu sehen, das «Die 10 Ausreden von Frauen, die keinen Hijab tragen» benennt. Eine «Ausrede» lautet: «Meine Mutter hindert mich daran, wenn ich nicht gehorche, dann komme ich ins Feuer.» Antwort: «Gott zu gehorchen ist wichtiger als der elterliche Gehorsam.»

Kopftuchträgerinnen ecken seit dem 11. September und während bestimmten Abstimmungen stärker in der Öffentlichkeit an. Tragen sie das Kopftuch dennoch, so drücken sie unterschiedliche Botschaften aus. Es kann Gewohnheit sein, Glaubensbekenntnis, Ausdruck von Protest, genauso wie das bewusste Nichttragen einen Protest beinhaltet. Sowohl die Gleichsetzung von Kopftuch mit Unterdrückung als auch von Kopftuch mit Unabhängigkeit greift zu kurz. Den vielfältigen Gründen ist demnach Rechnung zu tragen. Von Bedeutung ist dabei, dass nicht das Kopftuch an sich im Zentrum der Auseinandersetzungen steht, sondern dass es darum gehen muss, dass das Tragen oder Nichttragen unter weniger Druck, von welcher Seite auch immer, von Frauen selbst entschieden werden kann.

Eheschliessung in der Diaspora

In meiner universitären Veranstaltung zum Thema Zwangsehe kommt die Diskussion auf sogenannte Importbräute. Ein Gast, die 21-jährige Jusstudentin Serife, kurdische Alevitin und in Baselland aufgewachsen, wirft etwas zögerlich ein: «Was ist denn so schlecht daran, dass man jemanden heiraten will, den man kennt?» Diese Aussage irritiert, weil sie der Assoziationskette Importbräute – Zwangsehe – Heirat unter Fremden widerspricht. Sie meint die gesellschaftliche Fremdheit, der man ausweichen will. Ihre Familie lebt verstreut in mehreren europäischen Ländern. Das väterliche Dorf in der türkischen Mittelmeerregion hat sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Fast alle jüngeren Menschen haben es verlassen. Heirat und Familiennachzug ist sowohl für Frauen als auch für Männer die letzte Möglichkeit, ins Ausland zu migrieren. Serife meint, es sei für sie wohl einfacher und für ihre Eltern schöner, wenn sie später einmal einen Kurden heirate. Aber ein Fremder sei vielleicht interessanter, ihre Eltern würden sie nicht zwingen. Von der Schliessung von Zwangsehen während der Sommerferien im Dorf hat sie noch nie etwas mitbekommen. Gerade Eltern in der Emigration wünschen sich für ihre Kinder Vertrautheit in der Ehe, und viele Junge teilen diese Sehnsucht. Die Eltern kennen ihr Kind am besten, sie wissen, was ihm gut tut, sagt Serife. Die gleiche Aussage höre ich auch von tamilischen Eltern. Dass in Serifes Familie eine Cousine einen «Moslem» (einen türkischen Sunniten) und ein Cousin eine

gläubige katholische Spanierin geheiratet haben, dass es anfangs familiäre Widerstände gab, nun aber alle zufrieden sind, gehört auch zur familiären Heiratschronik.

Eine quantitative Studie aus Deutschland bestätigt diese Positionierung von Serife: Fast 80 Prozent der befragten jungen Türcinnen lehnen eine von Verwandten arrangierte Ehe für sich ab, die meisten möchten aber innerhalb der Herkunftskultur heiraten, allerdings mit modifizierten Ehekonzepten (Westphal 2007: 132). Arrangiert werden erste Treffen von potentiellen Eheleuten. Was daraus wird, ist offen. Anzumerken ist, dass fromme Muslime Zwangsehe als unislamisch ablehnen, die Eheleute müssen zustimmen, der Vater auch. Die oft schwierige Frage ist, ob Schweigen als Zustimmung interpretiert und inwiefern Zwang ausgeübt wird. Das Ausmass von Zwangsehen in der Schweiz ist nach wie vor schwer einzuschätzen.

Ungeklärte Geschlechterrollen hier und dort

Die Veränderung der Geschlechterrollen auf Grund von Modernisierungsprozessen und Migration löst Verunsicherung aus, für Frauen und für Männer. Wie diese gemeistert werden kann, ob mehr Freiräume oder mehr Zwänge entstehen, hängt von vielen Faktoren ab: unter anderen vom Aufenthaltsstatus und der eigenen Einstellung zum Bleiben bzw. den Perspektiven in der Aufnahmegesellschaft, von der Qualität der sozialen Netze und vom Bildungsgrad. Auch in der Mehrheitsgesellschaft sind die Geschlechterrollen oft nicht geklärt, Ambivalenzen und Unsicherheit sind auch hier vorhanden. Monika Schrötle kommt in einer gross angelegten vergleichenden Untersuchung zum Schluss, dass die polare Zuordnung modern=emanzipiert=deutsch und traditionell=rückständig=türkisch nicht gerechtfertigt ist. «Weder lebt die Mehrheit der Frauen türkischer Herkunft in einer extrem traditionellen und gewaltbelasteten, noch die Mehrheit der Frauen deutscher Herkunft in einer modernen, gewaltfreien, durch gleichwertige Aufgabenteilung geprägten Paarbeziehung.» Auch in der Schweiz geht die Einteilung in «Wir Emanzipierte» und «die patriarchalen Fremden», die gern auch von Personen und Gruppierungen vorgenommen wird, die noch 1971 gegen das Frauenstimmrecht waren, nicht auf.

Mehr Gelassenheit in der Öffentlichkeit, präziserer Blick in der Nähe

Die zitierten Studien kommen zum Schluss, dass Pauschalisierungen und das unterschwellige oder explizite Aussprechen eines Generalverdachts gegenüber ethno-nationalen oder reli-

Lilo Roost Vischer ist Lehrbeauftragte für Angewandte Ethnologie mit Schwerpunkt Integrationsfragen, Religionsbeauftragte von «Integration Basel» und Leiterin des Runden Tisches der Religionen beider Basel.

giösen Gruppen den Betroffenen wenig nützen und die angeschuldigten Gruppen zusätzlich belasten. Ausgrenzung verstärkt den Rückzug in geschlossene religiöse und familiäre Sphären, die zur Stabilisierung der Identität beitragen können, langfristig aber massive Konflikte bewirken. Nötig ist eine Entpolarisierung und mehr Gelassenheit in der öffentlichen Diskussion, damit junge Menschen, ob mit oder ohne Migrationshintergrund, genügend Raum haben, um eigene Rollenbilder zu finden und tragfähige Identitäten zu entwickeln.

Gleichzeitig benötigen wir einen präziseren und konsequenteren Blick auf reale Konflikte, deren Ursachen und Handlungsbedarf, und zwar aus der Nähe, im sozialen Umfeld (ja, Eltern und weitere Verwandte sind in die Pflicht zu nehmen) und bei den zuständigen Institutionen. Es braucht professionell Handelnde mit Problembewusstsein, beratend und intervenierend, die nicht in die Falle fiktiver kultureller, religiöser und geschlechterbezogener Zuschreibungen tappen, sondern im Umgang mit sozialer und kultureller Heterogenität geübt sind.

Literatur

- Beck-Gernsheim, Elisabeth, 2007, Die türkische Braut und andere Opfergeschichten. In: Beck, Ulrich (Hg.), *Generation Global. Ein Crashkurs*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 152-166.
- Abu-Lughod, Lila, 2002, Do Muslim Women Really Need Saving? Anthropological Reflections on Cultural Relativism and Its Others. In: *American Anthropologist* 104/3: 783-790.
- Kermani, Navid, 2007, Der neue Terrorismus: Dynamit des Geistes. In: Beck Ulrich (Hg.), *Generation Global*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 36-56.
- Roy, Olivier, 2006, Der islamische Weg nach Westen. Globalisierung, Entwurzelung und Radikalisierung. München: Pantheon.
- Ayten Hatice; Strahm Doris, 2006, Verschleiern und Entschleiern. Ein Briefwechsel. In: Strahm, Doris; Kalsky, Manuela (Hg.), *Damit es anders wird zwischen uns*. Ostfildern: Grönewald, 98-117.
- Westphal, Manuela, 2007, Geschlechterstereotype und Migration. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend BMFSFJ; Deutsches Institut für Menschenrechte (Hg.), *Zwangsverheiratung in Deutschland*. Berlin: Nomos, 127-144.
- Schrötte, Monika, 2007, Zwangsverheiratung, Gewalt und Paarbeziehungen von Frauen mit und ohne Migrationshintergrund in Deutschland – Differenzierung statt Polarisierung. In: BMFSFJ, *Zwangsverheiratung in Deutschland*. Berlin: Nomos, 145-164.

Tradition ou néo-traditionalisation?

Les comportements prétendent traditionnels dans un contexte migratoire se présentent fréquemment sous une forme moderne. Les jeunes recherchant un appui moral dans les nouvelles formes de religiosité trouvent leur bonheur surtout sur Internet. Les sites Web de guides religieux qui proclament un islam «pur» en donnant des indications précises sur la manière de vivre sont toujours plus ingénieux. Le hijab, lui aussi, variante à la mode du voile, est l'expression d'une recherche identitaire moderne. C'est un symbole à significations multiples qui ne peut pas être expliqué par l'oppression rétrograde de la femme. Dans le contexte migratoire, la tentative d'arranger des mariages n'a pas la même valeur qu'au lieu d'origine des migrants. Les contraintes ne doivent pas seulement être recherchées dans le contexte familial. La société des immigrés a pour tâche de trouver des mesures adéquates pour lutter contre les formes radicales de cette recherche d'identité qui est inconciliable avec les conditions cadre de la société. Eviter l'exclusion et une généralisation dévalorisante en font partie. Faire preuve de davantage de sang-froid dans les débats publics contribue à détendre l'atmosphère. Mais en même temps il est nécessaire d'avoir une vision précise et professionnelle des conflits, de leur contexte et de la nécessité d'agir.

Zwischen Selbstbestimmung und Zuschreibung

Migrantinnen und Migranten werden fast immer zugeordnet, zugeteilt, integriert, behandelt, begutachtet, verurteilt, verglichen, untersucht, bewertet etc. Aus diesem Grund gibt es keine selbst gewählte Identität in der Migration.

Die Identitätsproblematik kann in einer Migranten-Community mehr Druck erzeugen als die gesamte staatliche Integrationsbürokratie. Denn die Diaspora hat sehr grosse Ansprüche in Bezug auf Identität; diese muss erkennbar und gewichtig sein, rein und echt, von Stolz geprägt und auf Erhaltung und Bewahrung ausgerichtet. Deshalb beschäftigen sich Migranten nicht mit der Gründung von Hundeklubs oder Jodlervereinen. Zu wissen, wer «wir» sind und was «wir» nicht sind, steht im Zentrum der Anliegen von Migrantenorganisationen.

Identitäten – gefährliche Konstruktionen?

Es gibt Migrantengruppen, die ihre Identitätszugehörigkeit ohne «Reibungsverluste» interpretieren können. Selten jedoch sind für eine Gruppe die Vielfalt der Identitäten, die Verwirrung um Zugehörigkeiten und die damit verbundenen Antagonismen so verhängnisvoll wie für die Menschen aus Bosnien und Herzegowina. Die Probleme, die sich für eine Interpretation der kollektiven bosnischen Identität ergeben, stellen die bosnische Diaspora in der Schweiz vor ganz spezielle Schwierigkeiten. Eine besondere Schwierigkeit liegt darin, dass die bosnische

Diaspora in der Schweiz zu einem grossen Teil eine «Kriegsdiaspora» ist, entstanden durch die Vertreibungen von Bosniaken, die das Land verlassen mussten, um hier Sicherheit und Rettung zu suchen. Dabei hat diese Diaspora einen gewaltigen Homogenisierungsdruck bewältigen müssen. Noch stärker wurde dieser Druck dadurch, dass deren nationale, kulturelle, religiöse und sprachliche Identität von aussen in Frage gestellt wurde. In Bosnien werden Identitäten retuschiert, und es werden neue erfunden, welche sich ideologisch vor allem auf geschichtliche Ereignisse beziehen. Die meisten Menschen in und aus Bosnien haben im Verlauf ihres Lebens mehrere Male ihre Staatsbürgerschaft oder auch ihre Nationalität gewechselt. Man wollte sich unterscheiden, seine Andersartigkeit beweisen, wenn nötig auch mit Gewalt. Und immer mit dem Ziel, für sich eine bessere Ausgangsposition zu schaffen. Aus dieser Perspektive geht es bei der Frage der Identität primär darum, sich nicht auf der Verliererseite wiederzufinden.

Islam als «Fluchtweg»?

In den 1990er-Jahren entstanden viele bosniakische Vereine in der Schweiz (seit dieser Zeit bezeichnen sich bosnisch stämmige Muslime im nationalen Sinne als Bosniaken). Sie organisierten primär Hilfe für Menschen in Bosnien. Der vierjährige Krieg hat sie psychisch, physisch, finanziell und sozial sehr belastet. Nach dem Krieg lösten sich viele dieser Vereine auf. Selten entstanden komplexere und nachhaltigere Organisationen, die eine Funktion des Zusammenhalts für die bosnische Diaspora hätten wahrnehmen können.

Die Antwort vieler bosnischer Vereine auf die Identitätsfrage in der Migration lautet: bosniakisch = islamisch. Es gibt über 20 bosniakische Vereine bzw. Kulturzentren, die das Präfix «islamisch» oder «muslimisch» tragen und damit ein starkes Religionsbekenntnis ausdrücken. Die Identität eines Muslims ist ziemlich unbequem – egal ob man ein Kopftuch trägt oder sich ans Gastland angepasst kleidet. Es ist in der Diaspora schwie-

rig, ein «schlechter» Muslim zu sein, geschweige denn ein guter. Die gesellschaftliche Erwartung an Muslime in der Schweiz ist gross, dafür aber diffus und unreflektiert. Dazu kommt, dass der Islam von diversen politischen Parteien an den Pranger gestellt wird.

Das auf den ersten Blick «lebendige» religiöse Leben der bosnischen Muslime spielt sich im Dzemat ab – der kleinsten Organisationseinheit in der Bosnischen Islamischen Gemeinschaft. Ein Dzemat verfügt über Gebetsräumlichkeiten und stellt in der Regel einen Imam an, der sich um religiöse Angelegenheiten kümmert und für die religiöse Unterweisung der Mitglieder und deren Kinder sorgt. Dzemate sind demokratisch aufgebaut. Vor ein paar Jahren hat sich eine kleinere Gruppe – die sich ideologisch dem Wahabismus verpflichtet fühlte – schleichend an die Spitze eines Dzemats gesetzt. Die ultrakonservative, saudiarabisch geprägte Version hat in der bosnischen Tradition des Islams jedoch nie Anklang gefunden. Die Reaktion der Basis erfolgte schnell und entschlossen, so dass die «Wahabiten» an der nächsten Mitgliederversammlung abgewählt wurden.

Es gibt einige sehr gut organisierte Dzemate wie in Luzern oder Zürich/Schlieren. Sie bieten ihren Mitgliedern diverse Dienstleistungen wie PC- und Sprachkurse, Sport- und Freizeitaktivitäten an. Gut organisierte Dzemate leisten auch wichtige Integrationsarbeit. Sie pflegen intensive Kontakte mit den kantonalen Behörden und führen interreligiöse Dialoge. Die bosnischen Imame haben in der Regel eine gegenüber der schweizerischen Gesellschaft konforme Haltung und fordern von ihren Gemeindemitgliedern, dass sie hiesige Gesetze und Normen respektieren.

Der Gebrauch und der Verschleiss der «islamischen Identität» von Bosniern ist intensiv. Der Islam scheint für viele der einzige sichere «Fluchtweg» zu sein, um sich von den anderen abzuheben, um kollektiv eine Gemeinsamkeit zu finden. Trotzdem ist die bosnisch-muslimische Seele nur in der Freizeit muslimisch, der Islam ist der Lebenskontext, in dem man aufgewachsen ist, und erst, wenn man den Ruf des Imams von der Moschee ein paar Tage hintereinander nicht mehr gehört hat, merkt man, dass es in der Schweiz keine Moscheen gibt und dass etwas fehlt. Der Islam hat sich stark durch den Automatismus der Wahrnehmung eingeprägt. Die Moschee ist für viele Alltagskontext und nicht Ausdruck eines Machtanspruchs – genauso wie das die Kirche für christliche Schweizer ist.

Die Vielfalt

In den Kantonen Basel-Stadt und Baselland leben schätzungsweise zwischen 3'000 und 5'000 Bosniaken, jedoch sind nur ca. 200 Familien Mitglieder des Dzemats. Und nur ein kleiner Teil davon ist aktiv und leistet einen Beitrag, der über das Bezahlen der monatlichen Beitragsgebühr hinausgeht. Das Dzemat zeigt also deutlich die Grenze seiner Integrationskraft. Die Haltung vieler Bosniaken, insbesondere der so genannten zwei-

ten Generation und von Intellektuellen, äussert sich im Rückzug oder in der Ablehnung jeglicher Beteiligung an formalisierten religiösen Organisationen. Unübersehbar sind die neuen Trends. Ein absoluter «Ausreisser» und gleichzeitig Antipode des klassischen Migrationsvereins ist der Motoclub der bosnischen Motorradfahrer in der Schweiz. Der Club betreibt eine eigene Internetseite zur Unterstützung des Vereinszwecks: des Zusammensein mit Gleichgesinnten, die das Töffen der religiösen Kontemplation vorziehen.

Auch das im letzten Jahr gegründete «Bosnian Professional Network», ein virtuelles Netzwerk von hauptsächlich jungen Bosniern der zweiten Generation, stellt andere als religiöse Interessen in den Vordergrund. Ziel ist die weltweite Vernetzung vor allem bosnischer Fachleute: «Global, Career, Economic and Lifestyle Connection for Progressive Professionals linked to Bosnia». Die entsprechende Website wird auf Englisch geführt (www.bpn.ba). Der akademische Berufstitel ist die Eintrittskarte in diese Gesellschaft.

Bosnier tun sich mit der Frage der Identität schwer. Das Sich-Unwohl-Fühlen im «bosnischen Korsett» führt zum Verschwinden der bosnischen «Gemeinde» in der Schweiz. Sie verändert ihre Form und ihre Grösse schneller als die Gletscher

in den Schweizer Alpen. Noch im Jahr 2003 besaßen fast 50'000 Personen die bosnische Staatsbürgerschaft. Heute sind es noch 39'000 Personen. Dafür belegen die Bosnier den vierten Platz in der Einbürgerungsstatistik für das Jahr 2007 (im Jahr 2007 wurden 3'008 Personen aus Bosnien und Herzegowina eingebürgert) und wahrscheinlich Platz eins, wenn die Anzahl der eingebürgerten Bosnier und Herzegowiner im Verhältnis zu ihrer Gesamtpopulation betrachtet wird. Es gibt in Europa nur wenige Länder, deren Einwohner mit ihrem Pass eine dermassen eingeschränkte Mobilität haben wie Bosnier. Die hohe Einbürgerungsrate erklärt sich auch aus der Tatsache, dass viele Bosnier und Bosnierinnen inzwischen zwölf Jahre in der Schweiz verbracht haben und damit die zeitliche Voraussetzung zur Einbürgerung erfüllen.

Die Macht der Identitäten

Wie das Beispiel der Bosnier zeigt, hat Identität mit Macht zu tun. Einmal äussert sie sich als Abwehr gegen den dominanten Auftritt der Mehrheitsbevölkerung. Oder sie entsteht als Reaktion auf die Angst vor Überfremdung seitens der einheimischen Bevölkerung. Was auch immer ihr Ausgangspunkt ist: Die Annahme einer Identität ist stets mit der Absicht verbunden, einen individuellen Nutzen für sich zu erzielen.

Für viele Migranten bleibt das Thema der Zugehörigkeit eine Belastung, obwohl manche versuchen, in einem fast esoterischen Prozess «Identitätsfreiheit» für sich zu erlangen. Das Modell «Kulturverein» im Sinne «wir sind wir und sie sind sie» ist veraltet und bietet insbesondere für die zweite Generation keine Identifikationsfläche. Eine Diaspora zeichnet sich nicht durch ihre Grösse aus, sondern durch das Gefühl der kollektiven Zugehörigkeit. Dieses Gefühl ist real und gleichzeitig surreal. Ob gefestigt oder ungefestigt, Selbstreflexionskompetenz ist einem rigiden Verständnis von Identität nicht immanent. Vielmehr hebt dieses dauerhafte Abgrenzung gegenüber andern und die Absicherung der eigenen sozialen, ökonomischen oder politischen Position hervor. Am stärksten und am gefährlichsten wirkt eine solche Haltung aus der Perspektive der Opferrolle. Insbesondere dann, wenn es gelingt, einen diffusen Übergang zwischen dem «ich» und dem «wir» bzw. zwischen Individuum und Kollektiv zu schaffen. Die Gefahr und die Bedrohung lauern deshalb überall, in jedem Fremden und in jedem Einheimischen. Dann hat sie gute Gründe um zuzuschlagen.



Osman Besic studierte Politologie und Sozialarbeit. Er leitet die Abteilung Gesundheit beim Schweizerischen Roten Kreuz und ist Mitglied der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen.



Entre auto-détermination et étiquetage par autrui

Les migrants sont presque toujours classés, étiquetés, intégrés, traités, jugés, comparés, étudiés, évalués, etc. Voilà pourquoi il n'existe pas d'identité librement choisie en matière de migration. L'exemple de la diaspora bosniaque montre à quel point la question de l'appartenance peut être influencée par les attentes des uns et des autres. Les expériences de guerre et d'expulsion, le vécu en tant que victime, mais aussi la situation initiale en Bosnie – une société à caractère hétérogène – ont eu pour effet que ce groupe de migrants a cherché des modèles d'identification simples. La religion constituait une réponse pouvant tenir lieu de critère de différenciation face à d'autres groupes provenant de l'ex-Yougoslavie. L'auteur démontre qu'il ne s'agit pas là d'un processus « naturel », mais de la résultante d'un étiquetage réciproque.



Ein schwarzes «Wir- Gefühl»

90

Wenn Menschen migrieren, bringen sie ihre Kultur, ihre Religion, ihren sozialen Umgang, ihre Einstellungen und Werte und nicht zuletzt auch ihre Hautfarbe mit sich. Diese Elemente müssen in die neue Heimat integriert werden. Das mag in einigen Bereichen relativ schnell gehen, manches jedoch ist schwerer integrierbar und braucht mehr Zeit.

Die Vorurteile gegen Schwarze wurden im Europa des 18. Jahrhunderts konstruiert und von den Philosophen und Intellektuellen jener Zeit (Kant, Hegel, Voltaire, Buffon etc.) konsolidiert, indem sie Theorien über die Minderwertigkeit der Schwarzen propagierten. Diese Annahmen haben nicht nur die Einstellung der Europäer im 18. Jahrhundert geprägt, sie haben sich hartnäckig gehalten und beeinflussen heute noch die Denkweise der Menschen in vielen Teilen der Welt. Vor dem Hintergrund einer weit verbreiteten Skepsis gegenüber Fremden und der Angst vor dem Verlust von Wohlstand verfestigten sich solche Haltungen im kollektiven Gedächtnis einer Bevölkerung.

In den letzten zwanzig Jahren hat die Migration von Menschen afrikanischer Herkunft nach Europa ein neuerliches Anschwellen des Rassismus gegen Schwarze bewirkt. Die Dis-

kriminierung bei der Wohnungssuche, bei der Arbeit, im Umgang mit den Behörden und bei der alltäglichen sozialen Interaktion hat bei Schwarzen eine gemeinsame soziale Identität entstehen lassen, obwohl die Gruppe kulturell gesehen keine Einheit bildet. Das gemeinsame Element ist ihre Hautfarbe.

Dieses Phänomen ist das Resultat einer Einstellung vieler Europäer, nämlich der Zuordnung aller Menschen dunkler Hautfarbe zu einem «Prototypen». Diesem Prototypen werden vor allem negative Eigenschaften zugewiesen (z.B. Illegalität, Drogenhandel, Prostitution, kulturelle Inkompatibilität, generelle Minderwertigkeit etc.), obwohl in der Realität viele Menschen afrikanischer Herkunft völlig integriert und sowohl in der Politik wie auch in der Wirtschaft erfolgreich sind. Das Bild der nicht integrierbaren Schwarzen wurde denn auch von verschiedensten Kreisen gezielt verbreitet. Die Konsequenz auf Seiten der Betroffenen: die Entstehung eines «Wir-Gefühls», die Verfolgung gemeinsamer politischer und sozialer Ziele, die in einen gemeinsamen Kampf gegen den vorhandenen Rassismus mündet. Ziele sind unter anderem das Erlangen von Sichtbarkeit und von Integrationsmöglichkeiten in die Gesellschaft trotz des Anders-Seins oder «Anders-Aussehens». Zudem sollten die pauschalisierend negativen Einstellungen, die oft als politische Propaganda benutzt werden, bekämpft werden. Auch die Anerkennung der prä-kolonialen Geschichte Afrikas ist eines der gemeinsam angestrebten Ziele.

Die Situation der schwarzen Schweizer

Viele junge Menschen, ob vollständig afrikanischer Herkunft oder aus bi-kulturellen Familien, sind Opfer von Diskriminierung. Sie werden systematisch für «Nicht-Schweizer» gehalten, obwohl einige gar keine andere Kultur kennen als die hie-

sige und von ihrer Sozialisation her nichts anderes als die schweizerischen Werte verinnerlicht haben. Die Unmöglichkeit, einen Platz in der Gesellschaft zu finden, zwingt sie, eine andere Identität als die schweizerische zu suchen: eine «Schwarze Identität», obwohl dieser Begriff keinen klaren Inhalt hat.

Viktor wurde in einem «Schweizer» Kontext sozialisiert. Seine Mutter ist eine weisse Schweizerin, sein Vater schwarzer Kameruner. Viktor kennt aber weder seinen Vater noch dessen kulturellen Hintergrund, da die Eltern sich kurz nach der Geburt des Kindes getrennt haben. Die Mutter zog zurück an den Wohnort ihrer Eltern, wo sie von ihrer Mutter unterstützt wurden. Vom Vater wurde nicht gesprochen.

In der Schule war Viktor ein Sonderfall, er war der «Negerbueb» und wurde gehänselt. Was ihm aber am meisten zu schaffen machte, war die Gleichgültigkeit der Lehrerin seinen Schwierigkeiten mit den anderen Kindern gegenüber. Er hörte als einzigen Trost: «Kinder sind halt so. Es hört schon mal auf.» Mit der Zeit hatte er Freunde, die ihn verteidigten, speziell gegen den Jungen aus der Nachbarschaft, der besonders aggressiv gegen ihn war. Als Viktor in die Sekundarstufe kam, ging er oft in die benachbarte Stadt, um sich dort mit anderen Schwarzen zu treffen. Obwohl er keine grossen Probleme mehr mit den Mitschülern hatte, zog er es vor, seine Freizeit mit den neuen Freunden zu verbringen. Er sagte, er habe sich während dieser Zeit sehr verändert. Er habe sich als Schwarzer gefühlt, das sei ihm wichtig gewesen. Aber diese Zeit brachte ihm auch Probleme. Er und seine Kollegen wurden immer wieder von der Polizei kontrolliert und konnten weder eine «Stammbeiz» noch einen «Stammplatz» haben, da sie nirgends als Gruppe toleriert wurden.

Viktor fühlt sich heute noch irgendwie heimatlos. Als Schweizer Kind wurde er als fremd angesehen und ausgelacht. Als schwarzer Jugendlicher war er heimatlos, da oft kulturelle Gemeinsamkeiten mit den neuen Kollegen in der Stadt fehlten. Aber er habe dort viel über Afrika gelernt, meint er, und er hätte sich akzeptiert gefühlt. Was ihm aber am meisten fehlte, war die Akzeptanz der Gesellschaft als das, was er ist: ein schwarzer Schweizer. Er sagte, er lese sehr viel über Kamerun und gedanke, eine Reise dorthin zu machen. Um zu illustrieren, dass er kein Einzelfall sei, erzählte er von einem seiner Kollegen.

Georg (schwarze Mutter, weisser Vater), Architekt, ging mit seiner Freundin eine Wohnung besichtigen. Der Vermieter sprach ausschliesslich mit der weissen Freundin, obwohl Georg, der die Miete bezahlen würde, auch anwesend war. Der Vermieter sagte, er müsse mit den anderen Hausbewohnern sprechen. Vielleicht habe jemand Mühe mit einem Schwarzen im Haus. Sie bekamen die Wohnung nicht.

Viktor ist einer von vielen Jugendlichen und jungen Erwachsenen afrikanischer Herkunft, die in der hiesigen Gesellschaft einen Platz suchen. Sie sind eine wachsende Minorität, zum

Teil gut ausgebildet, viele sind kulturell gesehen Schweizer, andere haben einen Schweizer Pass, aber eine kulturell anders geprägte Erziehung. Sie haben eines gemeinsam: Sie werden von der Mehrheit als minoritäre Gruppe, als anders angesehen. Sie haben genug zu essen, sie haben die nötige Bildung, aber sie leiden immer wieder unter Diskriminierung. Sie sind «zu Hause», aber ständig frustriert und fühlen sich bedroht durch das Damoklesschwert der Nicht-Akzeptanz.

Sichtbar werden – Diskriminierung benennen

Um die Frustration des übersehen Werdens und der Diskriminierung zu überwinden, versuchen viele schwarze Schweizer, zusammen mit anderen Schwarzen eine Gemeinschaft zu bilden und gewisse Ziele gemeinsam anzustreben. Zunächst wird vieles in Frage gestellt. Da ist zum Beispiel die Frage der Identität, der Identität als sichtbare Minderheit, der Identität der Mehrheit, des Schweizerseins überhaupt. Sie suchen Antworten bei schwarzen Intellektuellen aus anderen Ländern und in der Geschichte.

Ein Versuch, diesen Bedürfnissen entgegenzukommen, war die Tagung zu Rassismus gegen Schwarze in Europa, organisiert von der Organisation CRAN, des «Carrefour de Réflexion et d'Action contre le Racisme Anti-Noir» (www.cran.ch) im März 2006. Viele Teilnehmende, die aus verschiedenen Ländern Europas kamen, hatten ein grosses Informationsbedürfnis, suchten nach Deutungen zur Identitätsfindung und zur sozialen Stellung der Schwarzen. Die prä-koloniale Geschichte Afri-

kas stiess auf besonders vitales Interesse. Für viele war es Neuland. Sie sagten aus, dass sie in den Schulen nichts über das prä-koloniale Afrika gelernt hätten, so, als ob die Geschichte Afrikas erst mit der Kolonialisierung angefangen hätte. Für viele war es auch der erste Kontakt mit einer afrikanisch-karibischen Intelligenzija und einer Auseinandersetzung mit der Thematik auf intellektueller Ebene.

Einer der grössten Erfolge dieser Tagung war die Zusammenarbeit mit den Behörden: mit der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus, der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen, mit Stadt und Kanton Genf, der Stadt Basel, dem ökumenischen Rat der Kirchen sowie mit Menschenrechts-Organisationen in der Schweiz und aus Europa. Hier wurden vor allem Möglichkeiten eines gemeinsamen Vorgehens gegen den Rassismus gegen Schwarze gesucht, ebenso nach seiner Besonderheit und Gemeinsamkeiten mit anderen Formen von Rassismus.

Die erfahrene Unterstützung zeigte ein ernsthaftes Interesse seitens der Behörden, zusammen mit der Bevölkerung einen gemeinsamen Weg zu gehen, um ein für die Gesellschaft wichtiges Problem anzupacken.

Der Weg zur multikulturellen Gesellschaft ist jedoch lang und braucht den Willen zu einem Perspektivenwechsel von allen Teilen der Bevölkerung. Im täglichen Leben ist die Zusammenarbeit aller Beteiligten leider nicht immer sichtbar oder spürbar. Zu viele Menschen praktizieren und propagieren noch immer eine Politik der Diskriminierung und des Rassismus (siehe NGO-Bericht 2008 CERD bei www.humanrights.ch).

Besonders bedauerlich ist, dass die Bekämpfung des Rassismus gegen Schwarze noch nicht die Aufmerksamkeit der Medien geniesst. Die Schweizer Presse fehlte an der erwähnten Tagung. Die Aufgabe, einen Platz für schwarze Schweizer in der Gesellschaft zu schaffen, braucht auch die Mitwirkung des Bildungssystems. Die Schule als Ort des Lernens über andere Kulturen sollte die Informationen über den Kontinent Afrika nicht darauf reduzieren, ihn alleine als Herkunftsort schwarzer Sklaven darzustellen, sondern sich darum bemühen, ganz selbstverständlich Wissen über die Geschichte Afrikas auch aus der prä-kolonialen Zeit zu vermitteln.

Braucht es effizientere Gesetze?

Das Problem der Diskriminierung gegen Schwarze wird zwar auch in der Schweiz erkannt. Eine Änderung wird allmählich spürbar, was sich unter anderem daran zeigt, dass Menschen afrikanischer Herkunft nun auch in wichtige Ämter gewählt werden, sowohl auf lokaler wie nationaler Ebene. Das ist ein wichtiger Schritt. Zusätzlich empfiehlt sich aber eine systematische Beobachtung und Auswertung von Fällen von Diskriminierung und Rassismus vor allem struktureller Art. Hier bedarf es der offiziellen Unterstützung bereits existierender und allenfalls der Einrichtung neuer Beratungsstellen, die eine solche Beobachtung ermöglichen. Für wirkungsvolle Veränderungen auf der sozialen Ebene ist es unabdingbar, dass die Betroffenen in ihren Anliegen verstanden und ernst genommen werden. Sie sollen unter anderem auch erleben können, dass die bereits existierende Gesetzgebung sie schützt. Dazu gehört eine fundierte Diskussion auf politischer Ebene, ob allenfalls effizientere Gesetze zum Schutze von Schwarzen in Betracht gezogen werden können.

Die wichtigste Schlussfolgerung aus den vielen persönlichen Erfahrungen schwarzer Menschen in der Schweiz, aus den bereits bestehenden Studien wie auch aus der erwähnten Tagung ist, dass der gemeinsame Kampf gegen den Rassismus gegen Schwarze nicht nur auf der ökonomischen und sozialen, sondern auf der gesamt-kulturellen, das heisst auch auf der intellektuellen und ethischen Ebene geführt werden sollte, denn nur so ist er längerfristig gesehen auch zu gewinnen.

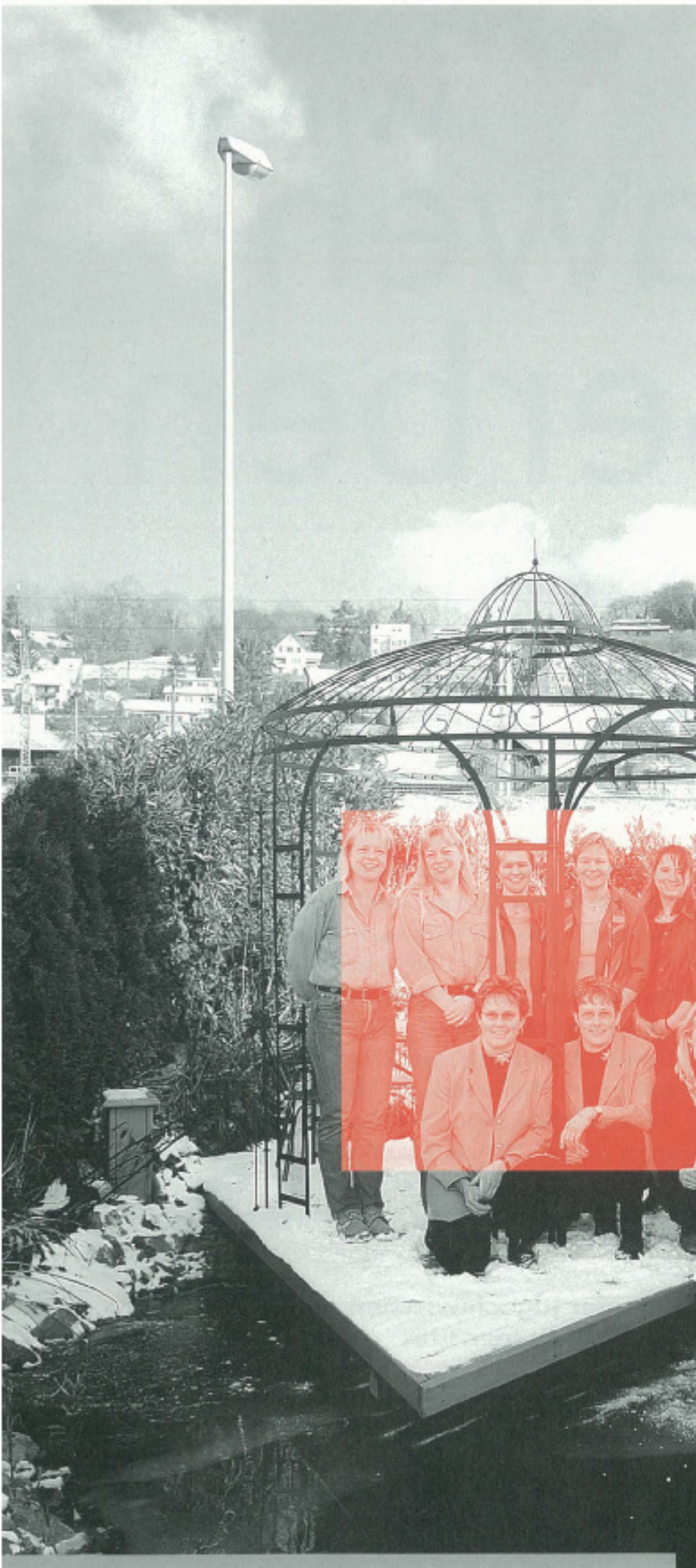
Literatur

- CRAN Carrefour de Réflexion et D'Action contre le Racisme Anti-Noir, Observatoire du Racisme Anti-Noir en Suisse, Racisme Anti-Noir. Actes de la première conférence Européenne sur le Racisme Anti-Noir. Genève, 17-18 Mars 2006. Bern 2008
- Fässler, Hans, Reise in Schwarz-Weiss. Schweizer Ortstermine in Sachen Sklaverei. Zürich: Rotpunktverlag 2005
- Fröhlicher-Stines, Carmel und Kelechi Monika Mennel, Schwarze Menschen in der Schweiz. Ein Leben zwischen Integration und Diskriminierung. Bern: EKR 2004

Carmel Fröhlicher-Stines ist Psychologin und Gestaltpsychotherapeutin mit eigener Praxis in Biel. Sie ist verheiratet und Mutter dreier Kinder. Ihre Spezialgebiete sind interkulturelle Beziehungen und Integrationsfragen.

Lorsque la couleur de la peau contribue à caractériser l'identité

Le critère de la couleur de la peau en tant que caractéristique identitaire d'un groupe est issu d'un préjugé: classer toutes les personnes d'origine africaine en fonction d'un «prototype» défini par une concentration d'associations négatives (par exemple trafic de drogue et prostitution). Un des groupes particulièrement concernés à cet égard est celui des Suisses noirs ou à couleur de peau foncée d'origine africaine qui, en dépit du fait ou parce qu'ils n'ont comme référence que la culture helvétique où ils ont grandi, sont tributaires de l'acceptation de la société à leur égard pour caractériser leur identité. Pour lutter contre la discrimination envers ce groupe et continuer à développer une société multiculturelle basée sur le respect et la tolérance à l'égard d'autrui, il faut que des efforts communs soient déployés par les autorités, la population, mais aussi par toutes les minorités et leurs organisations.



Wie aus Jugoslawen Serben wurden

Die serbische Gemeinschaft in der Schweiz hat sich in den 1990er-Jahren aus der damaligen «jugoslawischen» Community herauskristallisiert. Sie entstand parallel zu den Kriegen im ehemaligen Jugoslawien. Für das persönliche Empfinden des Einzelnen bedeutete das in der Regel, dass man sich bewusster als bis anhin mit der eigenen, der serbischen Identität auseinandersetzen begann. Nicht wenige Serbinnen und Serben entdeckten diese Identität neu oder wurden sich zum ersten Mal überhaupt einer solchen bewusst.

Der Staat «Jugoslawien» bestand in unterschiedlicher territorialer und politischer Form von 1918 bis 2003. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Jugoslawien zum sozialistischen Bundesstaat, bestehend aus sechs Teilrepubliken (Serbien, Slowenien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Montenegro und Makedonien) und zwei autonomen Provinzen innerhalb der Republik Serbien: Vojvodina und Kosovo. Während sich das Staatsgebiet zwischen 1918 und 1991 nur geringfügig änderte, verkleinerte es sich 1991/1992 durch die Abspaltung von vier Republiken auf rund die Hälfte der Grösse und bestand noch aus Serbien und Montenegro. 2003 wurde der Begriff «Jugoslawien» als Staatsbezeichnung durch «Serbien und Montenegro» ersetzt. 2006 erfolgte die Trennung des Staatenbundes Serbien und Montenegro. Nach einer militärischen Intervention im Frühjahr 1999 durch die Nato stand Kosovo unter der Verwaltung der Vereinten Nationen. Am 17. Februar 2008 erklärte sich Kosovo einseitig und ohne Billigung Serbiens zu einem unabhängigen Staat.

Von der jugoslawischen zur serbischen Identität

Seit den Anfängen der Arbeitsmigration in den 1960er-Jahren kamen Zehntausende Jugoslawen, zunächst vor allem serbischer und kroatischer Herkunft, zwecks Arbeitsaufnahme in die Schweiz. Heute leben hier – mit oder noch ohne Schweizer Pass – schätzungsweise gegen 120'000 Serbinnen und Serben. Die Mehrheit dieser Menschen wuchs in einem sozialistischen Jugoslawien auf, in dem unter der Devise von «Brüderlichkeit und Einigkeit» ethnische Differenzen und regionale Identitäten lange Zeit zugunsten einer nationalen Identität in den Hintergrund gedrängt wurden. Stärker noch als etwa unter Kroaten oder Slowenen fand die Idee des «Jugoslawentums» unter Serben grossen Anklang. Dementsprechend sahen sich die meis-

ten zwischen 1960 und bis Anfang der 1990er-Jahre in die Schweiz migrierten Serben und Serbinnen ausschliesslich oder zumindest primär als «Jugoslawen»:

«Bis 1990 hab ich mich als nichts anderes denn als Jugoslawe gefühlt. Natürlich wusste ich, dass ich Serbe bin. Aber dieses Bewusstsein war nicht besonders ausgeprägt. Ich war lange Zeit von der Idee des Jugoslawentums überzeugt.» (Djuro Krunic)

Zur Pflege dieser «jugoslawischen Identität» entstanden diverse Netzwerke und Treffpunkte in Form von Kultur- und Sportvereinen, Folkloregruppen, Berufsverbänden, jugoslawischen Restaurants usw. Wert gelegt wurde auch auf heimat Sprachlichen Unterricht für Kinder und Jugendliche, was durch die diplomatischen Vertretungen sehr unterstützt wurde. Eine wichtige Rolle spielten ebenfalls die religiösen Gemeinden. Inwieweit diese zu einer gesamtjugoslawischen Identität beitrugen bzw. eine solche untergruben, ist allerdings schwer zu beurteilen. Zumindest für die serbisch-orthodoxe Kirchgemeinde von Zürich gilt, dass man bewusst eine ökumenische Linie verfolgte (Baumberger 2005).

Ein Bruch im Hinblick auf eine jugoslawische Identität erfolgte nach den 1991 einsetzenden gewaltsamen Konflikten und dem Auseinanderbrechen des früheren Staatsgebildes. Dies wirkte sich auf die Jugoslawen in der Schweiz aus: Es erfolgte eine Trennung entlang ethnisch definierter Linien. Die meisten Serbinnen und Serben mussten ihre «alte» Identität durch die serbische ersetzen.

Hauptakteure bei der Bildung der serbischen Identität

Während der 1990er-Jahre war das serbische Leben in der Schweiz von massiven Umwälzungen betroffen. Vor dem Hintergrund der Wiederentdeckung des Nationalen und der Demokratisierung in Jugoslawien standen auch in den Organisationen der Migranten «die nationale Frage» und die Zukunft des politischen Systems des Herkunftslandes im Mittelpunkt. Viele der jugoslawischen Vereine spalteten sich – eine Reihe davon wurde serbisch. Daneben entstanden zahlreiche neue Interessengemeinschaften, die zur Bildung einer serbischen Identität in der Schweiz beitrugen. Nach Einführung des Parteienpluralismus in der alten Heimat formierten sich auch in der Schweiz Ableger fast aller neuen politischen Parteien.

Die neu gegründeten Organisationen beschäftigten sich nun hauptsächlich mit der Pflege der eigenen ethnischen Herkunft. Kulturbrücken zur Heimat waren dabei wichtige Faktoren der Community-Bildung: Man veranstaltete Folkloreabende und Konzerte mit Volksängern aus Serbien, Regelmässig wurden

Theatervorführungen und Podiumsdiskussionen organisiert, zu denen Kulturschaffende und Politiker in der Regel eigens aus Serbien anreisten. Es gab auch Aktivisten, die Zeitschriften (z.B. das «Belgrader Bulletin») oder Theatergruppen ins Leben riefen. Eine wesentliche Rolle bei der Identitätsfindung der Serben als eine «neue» Gemeinschaft waren die Serbisch-orthodoxen Kirchgemeinden.

Auf einer ganz andern Ebene wirken sich neue Kommunikationsformen wie das Internet auf die Identitätsbildung aus. So «treffen» sich bereits seit über zehn Jahren zumeist jüngere Serben aus der Schweiz, aber auch aus der ganzen Welt, im Rahmen von sogenannten «Diskussionsplattformen» wie dem «Serbian Café». Dort tauschen sie sich über politische Fragen aus und organisieren diverse Aktionen (z.B. Protestkundgebungen im Zusammenhang mit dem Krieg in Kosovo und der späteren Abspaltung Kosovos).

Solidarität mit der alten Heimat – Neuorientierung in der Schweiz

Die politische Mobilisierung der Serben erreichte mit dem Kosovokonflikt Ende der 1990er-Jahre ihren Höhepunkt. Die Organisationen protestierten gegen die NATO-Angriffe auf Serbien, veranstalteten öffentliche Auftritte gegen die aus ihrer Sicht verzerrte Darstellung der Situation in Jugoslawien durch die Medien, warben in Hilfsaktionen für Serbien und traten für oder gegen Slobodan Milošević auf. Mit dem Ende des Krieges und der relativen Normalisierung der politischen Situation in Serbien liess das Engagement der meisten Serbinnen und Serben hinsichtlich der Geschehnisse im Heimatland nach.

Dies lag zum einen daran, dass serbische Clubs und andere Vereinigungen nicht mehr imstande waren, Spenden in grossem Umfang zu sammeln. Zum anderen war es den besonders engagierten hochqualifizierten Serben nicht gelungen, ihre eigenen politischen Ambitionen innerhalb Serbiens zu verwirklichen, weshalb in der Folge ihr Interesse an einem Engagement merklich schwand.

«Für meinen Mann und mich hat sich der Alltag wieder eingestellt. Wir bilden uns fort – Boban auf dem Gebiet der Informatik und ich im medizinischen Bereich. [...] Unsere nähere Zukunft sehen wir in der Schweiz. Klar, wir verfolgen die Geschehnisse in unserer Heimat aufmerksam, aber die Angst ist der Hoffnung gewichen, dass Serbien es schaffen wird. Ich glaube fest daran.» (Snježana Božić)

Dennoch kann man im Allgemeinen davon ausgehen, dass das Interesse der Mehrzahl der serbischen Migrantinnen und Migranten in der Schweiz an der Entwicklung in der alten Heimat – sei es aus Patriotismus oder aus persönlichem Interesse – nach wie vor gross ist. Davon zeugt allein die grosse Anzahl an Medienerzeugnissen (von Zeitungen und Zeitschriften bis zum Fernsehen) aus der Heimat, die hier konsumiert werden. Die

Menschen sind in ständigem Kontakt mit Verwandten und Freunden in Serbien und verbringen oftmals mehrmals im Jahr ihre Ferien dort. So lässt einem die Heimat niemals los.

Die einseitige Abspaltung Kosovos von Serbien am 17. Februar dieses Jahres sowie dessen frühe Anerkennung seitens der Schweizer Regierung vermochte noch einmal grosse Emotionen unter den Serben in der Schweiz freizusetzen. Dies reichte von spontanen Unmutsäusserungen im privaten Umfeld oder im Rahmen von Diskussionsforen im Internet, über Leserbriefe und vereinzelte Statements in den Medien bis zu drei gut besuchten Protestkundgebungen in Bern, Genf und Zürich.

Negatives Image als einigender Faktor?

Neben den ethnisch definierten Trennlinien zwischen den verschiedenen «Völkern» aus dem alten Jugoslawien, welche für sehr schmerzliche Erfahrungen sorgten, spielt auch die Wahrnehmung durch die Mehrheitsgesellschaft eine wichtige Rolle für das Selbstverständnis der Zugewanderten aus Serbien. Die tatsächliche oder mutmassliche Ablehnung seitens der Schweizer Bevölkerung – während der 1990er-Jahre als Serben und heute als «Jugos» – hat ein neues identitätsstiftendes Moment:



Dejan Mikić 1961 in Belgrad geboren, lebt seit 1967 in der Schweiz. Er studierte Ethnologie, Geschichte und Psychologie. Er ist seit vielen Jahren in der Beratungs- und Projekt-tätigkeit im Rahmen der Integrationsförderung tätig und Autor diverser Publikationen.

die Distanz zu den Einheimischen schrumpft nur langsam und bringt interessanterweise zahlreiche Migrantinnen und Migranten aus dem früheren Jugoslawien einander wieder näher, näher als dies in Südosteuropa der Fall sein dürfte:

«Dank den Schweizern, die alle, die ein ‚ic‘ im Namen haben, gleichermassen als ‚Jugos‘ diskriminieren, fühlen sich absurderweise viele Kroaten, Serben und Bosniaken einander hier viel näher als bei sich zu Hause.» (Alex Künzle)

Die Bildung der serbischen Community war kein schmerzfreier Prozess. Wurden die Grenzlinien zwischen den einzelnen Ethnien des früheren Jugoslawien in den 1990er Jahren stark betont, scheinen sie heute wieder durchlässiger zu sein. So werden in der Schweiz Konzerte von bekannten serbischen Musikern wie beispielsweise Goran Bregović oder Djordje Balasević heute auch von zahlreichen Nichtserben frequentiert. Gleiches lässt sich ebenfalls bei anderen Kulturveranstaltungen beobachten. Und interessanterweise gibt es nach wie vor Personen mit Wurzeln im früheren Jugoslawien – Serben und Nichtserben – welche bis heute explizit an einer «jugoslawischen» Identität festhalten:

«Dass Jugoslawien auseinander gefallen ist, kann ich heute noch nicht akzeptieren. [...] Für mich ist es in meinem Kopf und in meinem Herzen noch immer so: Menschen, die aus dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawien kommen, sind meine Landsleute. Ob sie das wollen oder nicht, ist ihre Sache, aber sie sind es für mich. Ich bin nach wie vor Jugoslawin, Nostalgie-Jugoslawin.» (Radmila Blickenstorfer)

Comment les Yougoslaves sont devenus des Serbes

Dans notre pays, la communauté serbe s'est cristallisée dans les années 1990 à partir de la communauté «yougoslave» de l'époque. Elle s'est constituée parallèlement aux guerres qui faisaient rage en ex-Yougoslavie. Dans le ressenti personnel de l'individu, cela signifiait en règle générale que l'on commençait à se pencher plus consciemment que jusqu'alors sur sa propre identité serbe. Nombreux furent alors les Serbes à redécouvrir cette identité ou à en prendre conscience pour la première fois. Si, dans les années 1990, les frontières entre les différentes ethnies de l'ex-Yougoslavie étaient très marquées, elles semblent aujourd'hui à nouveau plus perméables. Les expériences discriminatoires vécues par les «Yougos» jouent à cet égard un rôle non négligeable.

Die Zitate stammen aus: Dejan Mikić & Erika Sommer 2003 und 2007.

Literatur

- Baumberger, Beno, 2003, Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Die Bildung der serbischen Community in den 1990er Jahren. In: Niederhäuser, Peter und Ulrich, Anita (Hg.), Fremd in Zürich – fremdes Zürich? Migration, Kultur und Identität im 19. und 20. Jahrhundert. Zürich: Chronos Verlag. 122-133.
- Boškovska, Nada, 2000, «Jugoslawen» in der Schweiz. Soziale, kulturelle und ethnische Herkunft, Integrationsprobleme. In: Schweizerische Ärztezeitung 81, 2000/ 47: 2647-2651.
- Fachstelle für interkulturelle Fragen (Hg.), 2005, Serbinnen und Serben in der Migration. Zürich.
- Hamburgisches WeltWirtschaftsinstitut (HWWI) (Hg.), 2007, Ägyptische, afghanische und serbische Diasporagemeinden in Deutschland und ihre Beiträge zur Entwicklung ihrer Herkunftsländer. Hamburg. 2007.
- Mikić Dejan und Sommer, Erika (Hg.), 2003, Als Serbe warst du plötzlich nichts mehr wert. Serben und Serbinnen in der Schweiz. Zürich: Orell Füssli.
- Mikić, Dejan und Sommer, Erika (Hg.), 2007, Jugoslawien – Schweiz einfach. 20 Erfolgsgeschichten. Zürich: Orell Füssli.

97

Neuer Staat – neue Identität?

Die kosovarische Gesellschaft steht vor der grossen Herausforderung der Identitätsbildung. Verschiedene Identitäten unter einen Hut zu bringen, um daraus eine gemeinsame zu bilden, ist keine einfache Angelegenheit.

Am 17. Februar 2008, mit Unterstützung der USA, der Schweiz und anderen europäischen Staaten, wurde die Republik Kosovo proklamiert. Sie wurde inzwischen von 43 Staaten anerkannt. Die kosovarischen Albaner betrachten ihr Land als einen zweiten albanischen Nationalstaat. Dieser Staat wird von ihnen, auch wenn das öffentlich selten angesprochen wird, als Kompromiss gegenüber einer alten Forderung nach Vereinigung mit Albanien gesehen. Die internationale Gemeinschaft versteht die Republik Kosovo jedoch nicht als einen Staat mit einer albanischen «Identität», sondern als einen Staat der

Bürger Kosovos. Viele Kosovaren albanischer Herkunft bekunden deswegen Mühe mit der neuen kosovarischen Flagge und anderen Staatssymbolen, die keinen Bezug zu ethnischen Merkmalen herstellen. Die Republik Kosovo, ein Staat, der verschiedene Kollektive – das albanisch-nationale, jenes der Minderheiten und jenes der von der internationalen Gemeinschaft «erzwungenen» Bürgeridentität – vereinigt, steht damit vor der grossen Herausforderung einer gemeinsamen Identitätsfindung.

Eine Frage, die viele beschäftigt: Welche Stellung haben die fünf Prozent Serben, Roma und weiteren Minderheiten? Ist für sie die Republik Kosovo Vaterland oder viel eher Stiefvaterland? Wie steht es mit Partizipation, Gleichberechtigung, Chancengleichheit und dem Zusammenleben zwischen Minderheits- und Mehrheitsgesellschaften in Kosovo? Das sind Fragen, welche die kosovarische Gesellschaft beantworten muss. Die konstruktive Auseinandersetzung mit diesen Herausforderungen wird dazu führen können, dass sich die einzelnen Gemeinschaften in Bezug auf den Staat Kosovo identifizieren lernen. Eine neue «Identität Kosovo», welche Offenheit gegenüber allen in ihrem Staatsgebiet lebenden Gemeinschaften praktiziert, könnte dabei auf Erfahrungen – etwa wie sie die Schweiz kennt – aufbauen. Die Hauptverantwortung liegt dabei bei den Albanern. Sie werden mit 95 Prozent der Bevölkerung den neuen Staat prägen. Der Grundstein für ein gelingendes Zusammenleben in Frieden und Freiheit muss von ihnen als Mehrheitsgesellschaft gelegt werden.

Verantwortung übernehmen

Die Beendigung des Krieges 1999 und die Gründung des Staates Kosovo am 17. Februar 2008 bedeuten das Ende einer 87 Jahre langen Unterdrückungspolitik. Für die Albaner heisst das zum ersten Mal in ihrer Geschichte, den Staat nicht als Feind

zu erleben, als freie Menschen leben zu dürfen, ihre Kultur und Sprache frei zu pflegen und die Verantwortung über ihre Zukunft selbst zu übernehmen. Denn die lange Geschichte der Verknennung der Gemeinschaft der Albaner wurde als Diskriminierung erlebt. Mit der Gründung des Staats Kosovo erhoffen sich die Albaner bessere Ausbildungsmöglichkeiten, wirtschaftlichen Fortschritt, Selbstbestimmung und internationale Anerkennung. Letztere ist vor allem bedeutend für die Identitätsbildung. Sie ermöglicht Wettbewerb in der Wirtschaft, Partizipation am Weltgeschehen, Teilnahme an internationalen Anlässen wie Fussball-Europameisterschaft, Eurovisions-Wettbewerb oder an Weltwirtschaftsforen wie in Davos. Dies hat auch für die Identitätsbildung des Einzelnen eine Bedeutung.

Was die Albaner heute als Befreiung erleben, gilt für die serbische Minderheit in Kosovo hingegen als Besatzung. Die Serben in Kosovo stehen vor dem Dilemma, den Staat Kosovo anzuerkennen und dadurch den Weg der Integration zu erwägen oder von der Politik der Extremisten instrumentalisiert zu werden und sich gegen den neuen Staat zu stellen. Auch die Serben müssen sich mit einer neuen Identität auseinandersetzen, nämlich in einem Staat zu leben, der mehrheitlich von Albanern bewohnt wird und ihn gleichzeitig als eigenen zu erleben.

Ob dies der serbischen Minderheit gelingen wird, hängt von der Einstellung der Mehrheitsgesellschaft gegenüber den Serben, von den Partizipationsmöglichkeiten, die ihnen gewährt werden und von der Chancengleichheit ab. Natürlich darf der Integrationswille nicht fehlen. Die anderen Minderheiten in Kosovo stellen die Existenz des Staats Kosovo nicht in Frage. Wie stark sie sich mit der kosovarischen Identität anfreunden können, hängt allerdings erneut von den Albanern ab, von den Rahmenbedingungen bezüglich der Gleichstellung der serbischen Minderheit sowie der Möglichkeit, am gesellschaftlichen Leben teilnehmen und teilhaben zu können. Die Schweiz mit ihren guten Erfahrungen könnte durch Projekte, die den Dialog ermöglichen und fördern, einen Beitrag dazu leisten.

Faton Topalli kam 1983 als Flüchtling in die Schweiz. Er war am 17. Februar 1982 einer der Gründer der Bewegung für die Republik Kosovo. Er hat Sozialarbeit studiert und arbeitet unter anderem als Co-Leiter der Fachstelle für Migrationsfragen Pro Integra in Zürich und Schaffhausen.

Il Kosovo è lo Stato più giovane d'Europa ed è abitato perlopiù da Albanesi. La questione della formazione identitaria costituisce un'importante sfida per la società del Kosovo. Riunire numerose identità diverse (Albanesi, Serbi, Rom e altre minoranze) in un'unica realtà, formando un'identità comune, è compito arduo. In qualità di fetta maggioritaria della popolazione, gli Albanesi sono i principali responsabili per quanto concerne l'integrazione delle minoranze, le pari opportunità, la partecipazione alla vita sociale, la coabitazione pacifica e il rispetto della libertà di ciascuno. Grazie alle proprie esperienze positive, la Svizzera può esplicare una funzione esemplare in tal senso. Per la maggior parte dei cittadini Kosovori, la fondazione di un nuovo Stato significa un incremento della qualità di vita, del potere di autodeterminazione ma anche delle proprie responsabilità.

66

Anerkennung und neue Lebensqualität

Für die meisten Kosovo-Albaner in der Schweiz bringt die Anerkennung Kosovos als Staat eine neue Lebensqualität: nicht mehr Schlangestehen vor den Türen der serbischen Botschaft für die Bestellung oder Verlängerung eines Passes, nicht nach Hause fahren müssen, um einen neues UNMIK-Reisedokument zu erhalten, das nicht länger als zwei Jahre gültig war. Bald werden die Bürger Kosovos ihre Reise- und andere Dokumente bei der Botschaft der Republik Kosovo in Bern beantragen können. Eine grosse Erleichterung für die Albaner in der Schweiz wird auch der Eintrag der kosovarischen Staatsangehörigkeit auf Ausländerausweisen sein. Mit der Anerkennung der Republik Kosovo bekommen die Bürger Kosovos die Gelegenheit, sich zum ersten Mal in ihrer Geschichte mit dem Herkunftsstaat zu identifizieren und die Staatsangehörigkeit als etwas Positives zu erleben. Dies wirkt sich hoffentlich auch positiv auf die Identitätsbildung vieler junger Kosovaren aus und stärkt ihr Selbstwertgefühl. Denn so könnten die schweizerisch-kosovarischen Beziehungen ein neues Niveau erreichen.

Infothek:
Für Sie gelesen und
gesehen
Infothèque:
Lu et vu pour vous
Infoteca:
Letto e visto per Lei

Die Infothek enthält in einem ersten Teil Hinweise auf Bücher und Materialien zum Schwerpunktthema. Die Auswahl konzentriert sich dabei auf neuere Publikationen. Im zweiten Teil dieser Rubrik werden Neuerscheinungen rund um Themen zu Migration und Integration vorgestellt.

L'infothèque contient, dans une première partie, des références bibliographiques et des matériaux sur le thème en question. Notre sélection d'ouvrages se concentre sur des parutions récentes. La rubrique «Vient de paraître», rend nos lecteurs attentifs aux nouvelles parutions consacrées au thème de la migration et de l'intégration.

L'Infoteca contiene, in una prima parte, indicazioni concernenti libri e documenti sul tema in questione. La scelta porta essenzialmente su pubblicazioni recenti. La rubrica «Nuove pubblicazioni» illustra pubblicazioni interessanti relative ai temi della migrazione e dell'integrazione.

Thema Identitäten

Thème Identités

Tema Identità

Bücher und Materialien Ouvrages de référence Libri e documenti

Über Fremde reden. Überfremdungsdiskurs und Ausgrenzung in der Schweiz 1900–1945.

Patrick Kury

Die Thematik der «Überfremdung» hat die politische Kultur der Schweiz im 20. Jahrhundert entscheidend geprägt. Zahlreiche Volksinitiativen belegen dies ebenso wie die Gründung von politischen Organisationen, die dieses Thema zum programmatischen Schwerpunkt erhoben. Die Art und Weise des Sprechens über Fremde hat Tradition und beeinflusst den Umgang mit Ausländerinnen und Ausländern bis heute. Das Buch spannt den Bogen vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis 1945. Es analysiert das Wechselspiel von Diskurs, rechtlichen Normen, behördlichem Handeln und wirtschaftlichen Erfordernissen, skizziert die einzelnen Phasen und beleuchtet die wichtigsten Protagonisten. Im Mittelpunkt stehen die zwanziger Jahre, als nach der Gründung der eidgenössischen Fremdenpolizei der Überfremdungsdiskurs eine neue Ausrichtung erhielt und das Reden über «Fremde» antisemitisch aufgeladen wurde.

Zürich: Chronos 2003
 ISBN 3-0340-0646-2, CHF 48.–

La Suisse et les étrangers. Immigration et formation nationale (1848–1933).

Gérald et Silvia Arlettaz

L'immigration et la présence étrangères en Suisse constituent aujourd'hui un fait social, politique, économique et culturel de première importance. Ce fait n'est cependant pas nouveau puisqu'il a pris de l'ampleur dès la seconde moitié du XIXe siècle. «La Suisse et les étrangers» apporte une synthèse de cette histoire de l'immigration, avec une présentation du flux migratoire et, surtout, de la politique migratoire des autorités ainsi que des grandes tendances de l'opinion. L'étude révèle un changement de perspectives en matière de contrôle des étrangers et de naturalisation qui s'opère au cours de la Première Guerre mondiale. Ce changement aboutira à un dispositif législatif qui constituera le fondement d'une politique nationale reposant sur la crainte des étrangers et sur la volonté d'en contrôler les mouvements.

Lausanne: Editions Antipodes 2004
 ISBN 2-940146-46-2, CHF 26.–

Grundrechte im Kulturkonflikt. Freiheit und Gleichheit in der Einwanderungsgesellschaft.

Walter Kälin

Welchen Stellenwert nehmen im Namen von Kollektiven geforderte Ansprüche ein? Sind Mädchen aus traditionalistischen Einwandererfamilien aus Gründen der Religionsfreiheit vom Schwimmunterricht in der Schule zu dispensieren? Darf einer islamischen Lehrerin verboten werden, im Unterricht ein Kopftuch zu tragen? Muss Gefangenen nichtchristlicher Religionen im Gefängnis Gelegenheit zu eigenen Gottesdiensten

gebieten werden? Hat die Behörde gegen Zwangsheiraten oder die Beschneidung von Mädchen einzuschreiten? Regelmässig prallen bei solchen Fragen unterschiedliche Kulturauffassungen aufeinander. Das Buch des Rechtswissenschaftlers, das sich nicht nur an eine juristisch ausgebildete Leserschaft wendet und für die Praxis eine hilfreiche Stütze ist, stellt aus rechtlicher Perspektive Ansätze für den Umgang mit kulturell begründeten Grundrechtsansprüchen vor. Diese reichen von der weltanschaulichen Neutralität des Staates bis hin zur Politik der Anerkennung und zu Konzepten des Minderheitenschutzes. Kälin definiert zentrale Prinzipien des Zusammenlebens von Minderheit und Mehrheit und zeigt auch die Grenzen der Toleranz auf.

Zürich: NZZ-Verlag 2000
ISBN 3-85823-816-3, vergriffen

Erfundene Schweiz. Konstruktion nationaler Identität.

Guy P. Marchal, Aram Mattioli (Hg.)

Spannende Aufsatzsammlung in deutscher und französischer Sprache zu verschiedenen Aspekten von nationaler Identität in Bezug auf die Schweiz. Zentrale Symbole nationaler Identität der Schweiz wie etwa die Alpen, das Réduit national, die Aufführung der Telldramen, die Schweiz als Land der vier Kulturen oder auch regional verankerte Sinnbilder wie der Gotthard, die Tessiner Kultur oder die Romandie und der berühmte Röstigraben werden analysiert, kritisch hinterfragt und in neue Zusammenhänge gestellt. Besonders lesenswert sind die Beiträge von Georg Kreis über den «homo alpinus helveticus», der den Versuch der Herleitung einer typischen Schweizerzerrasse im Kontext der Rassendiskurse der dreissiger Jahre beschreibt oder etwa diejenigen von Bernard Crettaz und Jean-François Bergier über die Konstruktion einer nationalen Identifikation mittels der Berge als «urschweizerische» Bezugspunkte.

Zürich: Chronos Verlag 1992
ISBN 3-905278-90-1, vergriffen

Intégration et exclusion. Integration und Ausschluss.

Archives fédérales de la Confédération suisse (éd.) / Schweizerisches Bundesarchiv (Hg.)

Cette édition des «Etudes et Sources», est consacrée au thème «Intégration et exclusion» et se réfère au programme du Fonds national PFN 51. L'opposition des termes du thème «Intégration et exclusion» englobe l'ensemble des manifestations identitaires avec les normes, les images et les préjugés qui en résultent. Il comprend également l'infinie diversité des modes de l'altérité et des divers phénomènes liés aux mécanismes d'intégration et d'exclusion. Les sujets abordés dans les quatorze articles comprennent un large spectre de questions politiques (admission ou exclusion de groupes sociaux), intégration ou exclusion: racisme et antisémitisme, nationalisme et citoyenneté, délinquance et exécution des peines, soumission à une discipline des marginaux et de ceux qui se font «remarquer désagréablement».

Diese Ausgabe der Zeitschrift «Studien und Quellen» widmet sich dem Thema «Integration und Ausschluss» und nimmt dabei Bezug auf das Nationalfondsprogramm NFP 51. Die Beiträge befassen sich mit den verschiedenen Phänomenen von Integrations- und Ausschlussmechanismen. Dabei werden Themen aufgegriffen, in denen es um die Aufnahme oder Ausgrenzung von gesellschaftlichen Gruppen, um Identität und Alterität, um Integration oder Ausschluss geht: Rassismus und Antisemitismus, Nationalismus und Staatsbürgerschaft, Delinquenz und Strafvollzug, Disziplinierung von Randständigen oder «Auffälligen».

Zeitschrift Band 29
Bern: Haupt Verlag 2003
ISBN 3-258-06725-2, CHF 44.-

Mit dem Fremden politisieren. Rechtspopulismus und Migrationspolitik in der Schweiz seit den 1960er-Jahren.

Damir Skenderovic, Gianni D'Amato

Das Thema Migration bildet einen Schwerpunkt der politischen Kampagnen rechtspopulistischer Parteien. Deren Strategie ist es, Migration als gesellschaftlichen Konfliktbereich darzustellen sowie mit sozialen Problemen wie Arbeitslosigkeit und Kriminalität oder mit der Krise des Wohlfahrtsstaates zu verknüpfen. Sie liefern Deutungen zu Phänomenen der Migration, die sich auf angebliche kulturelle Unterschiede zwischen Migrationsgruppen und der einheimischen Bevölkerung beziehen. Die Studie zeigt auf, dass die rechtspopulistischen Parteien in der Schweiz eine Vorläuferrolle in Europa einnehmen. Seit den 1960er-Jahren sind sie im schweizerischen Parteiensystem verankert und stellen das «Fremde» ins Zentrum ihrer Agenda und Politik.

Zürich: Chronos Verlag 2008
ISBN 978-3-0340-0913-3,
CHF 58.-

Helvetische Errungenschaften.

Paul Schneeberger

In nichts spiegelt sich die Schweiz offenbar besser als in Lösungen, Produkten und Dienstleistungen, die innerhalb ihrer Grenzen entwickelt, geschaffen, verfeinert oder perfektioniert wurden. Manche Erfindungen kann es so nur in der Schweiz geben, andere Entwicklungen sind mittlerweile in vielen Ländern Standard. Der Autor hat 25 spannende Innovationen ausgewählt, die überraschen und manchmal zum Schmunzeln verleiten.

Zürich: NZZ libro 2008
ISBN 978-3-03823-418-0, CHF 29.-

Les identités meurtrières. Mörderische Identitäten.

Amin Maalouf

Que signifie le besoin d'appartenance collective, qu'elle soit culturelle, religieuse ou nationale? Pourquoi ce désir, en soi légitime, conduit-il si souvent à la peur de l'autre et à sa négation? Nos sociétés sont-elles condamnées à la violence sous prétexte que tous les êtres n'ont pas la même langue, la même foi ou la même couleur? Né au confluent de plusieurs traditions, le romancier puise dans son expérience personnelle, aussi bien que dans l'histoire, l'actualité ou la philosophie, pour interroger cette notion cruciale d'identité. Il montre comment, loin d'être donnée une fois pour toutes, l'identité est une construction qui peut varier. Il en dénonce les illusions, les pièges, les instrumentations. Il nous invite à un humanisme ouvert qui refuse à la fois l'uniformisation planétaire et le repli sur la «tribu».

Der äusserst lesenswerte und gut verständlich geschriebene Essay von Amin Maalouf über die Frage kollektiver Zugehörigkeiten wurde in verschiedene Sprachen übersetzt und liegt auch in deutscher, englischer, spanischer und türkischer Übersetzung vor.

Paris: Editions Grasset & Fasquelle
1998, ISBN 2-253-15005-3
Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag
2000, ISBN 3-518-12159-6

Identitätspolitik. Vom Missbrauch kultureller Unterschiede.

Thomas Meyer

Die Globalisierung zeigt mit dem Schwinden der Grenzen für Terror und fundamentalistischer Identitätspolitik ein neues Gesicht. Immer mehr erweist sich Samuel Huntingtons Theorem vom Kampf der Kulturen nicht als Erklärung kulturell begründeter Konflikte, sondern als Teil ihrer Ursachen. Thomas Meyer analysiert soziale, wirtschaftliche, kulturelle und politische Faktoren, die fundamentalistischer Identitätspolitik heute zum Erfolg verhelfen. Empirische Be-

funde und Analysen der Struktur unterschiedlicher Kulturen machen gemeinsame Grundwerte ebenso wie Reichweite und Grenzen der Differenz von Kulturen und Religionen bewusst. Das Buch zeigt schlüssig, dass es nicht an den kulturellen Unterschieden selbst liegt, ob sie uns bereichern oder einander entfremden, sondern an dem Gebrauch, den wir von ihnen machen. Diese Erkenntnis ist auch für eine glaubwürdige und erfolgreiche Integrationspolitik zentral.

Frankfurt: Verlag Suhrkamp 2002
ISBN 3-518-12272-X, € 11.-

Wir und die Anderen.

Elisabeth Beck-Gernsheim

Während auf der Ebene der Politik sich allmählich die Einsicht durchzusetzen beginnt, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist, steht in der öffentlichen Wahrnehmung ein vergleichbarer Bewusstseinswandel aus. Beck-Gernsheims Buch handelt von der Folklore des Halbwissens, das in Medien und Alltag über Migranten und ethnische Minderheiten kursiert. Kopftuch, Zwangsheirat und andere Missverständnisse. Ein lesenswerter Wegweiser im Geflecht der Debatten um die so genannte kulturelle Identität.

Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, Neuauflage 2007
ISBN 978-3-518-45872-3,
CHF 15.60

Kulturelle Differenzen und kollektive Identitäten.

Michel Wieviorka

Selbst innerhalb der modernsten Gesellschaften bleiben kulturelle Differenzen nicht nur erhalten, sondern sie vervielfältigen, verstärken und erfinden sich neu. Damit wird der strikte Gegensatz zwischen Universalismus und Partikularismus hinfällig. Mit dieser These im Gepäck wirft Michel Wieviorka einen Blick zurück auf die theoretischen und politischen Versuche, mit der Herausforderung der neuen kulturellen Differenzen fertig zu werden: nämlich auf die Kommunitarismus-Debatte einerseits und die multikulturalistische Politik andererseits. Kulturelle Vielfalt, wie sie der Multikulturalismus verstand, ähnelt einem bunten Flickenteppich scharf abgegrenzter, in sich homogener und erstarrter ethnischer Identitäten. Ein solches Modell, meint Wieviorka, trifft für unsere Gesellschaft gar nicht mehr zu; um wirksam zu sein, muss eine multikulturalistische Politik die Bevölkerungssegmente, die sie fördern will, selbst definieren, identifizieren, nach ethnischen, religiösen oder «rassischen» Kriterien kategorisieren, also im Wortsinne «diskriminieren». Wo kulturelle Differenzen labil sind, sich mischen und neu konfigurieren, bedarf es eines anderen Modells. Wieviorka gibt deshalb der Vorstellung vermischter, mestizenhafter, hybrider Kulturen den Vorzug.

Hamburg: Hamburger Edition 2003
ISBN 3-930908-90-5, CHF 42.50

Ethnizität ohne Gruppen.

Rogers Brubaker

Worüber sprechen wir und was untersuchen wir, wenn von «Ethnien» oder «Nationen» die Rede ist? Nach der kulturalistischen Wende in den Sozialwissenschaften hat man Ethnie und Nation zwar als «vorgestellte Gemeinschaften» dekonstruiert, allerdings keineswegs gebändigt. Die soziale Wirksamkeit von Ethnie, Nation und anderer Gruppenidentitäten ist ungebrochen. Journalisten, Politiker und Wissenschaftler schildern ethnische, rassische und nationale Konflikte regelmässig als Kämpfe zwischen intern homogenen und extern abgegrenzten ethnischen Gruppen, Rassen und Nationen. Damit übernehmen sie unbedacht die Sprache der Teilnehmer in solchen Kämpfen und tragen zur Verdinglichung von ethnischen Gruppen bei. Brubaker kritisiert einerseits eine volkstümliche Soziologie, die dem «Gruppismus» verfallen ist und das zum Mittel zur Erklärung der sozialen Welt bemüht, was selbst erklärt werden muss. Andererseits fordert er die konstruktivistische Soziologie auf, von der kognitiven Psychologie und der Ethnologie zu lernen, indem sie Ethnizität als ein kognitives Phänomen begreift, als eine Weise, die Welt zu sehen und zu deuten.

Hamburg: Hamburger Edition 2007
ISBN 978-3-936096-84-2, € 35.–

Etat, nation et immigration. Vers une histoire du pouvoir.

Gérard Noiriel

L'auteur met en œuvre, dans ce livre, les outils de la socio-histoire pour éclairer les grandes questions qui ont été au centre de l'actualité depuis vingt ans: la crise du mouvement ouvrier, les problèmes de l'immigration, la recrudescence du nationalisme, la place de l'Etat dans la société. En s'appuyant sur Max Weber, Norbert Elias, Michel Foucault et Pierre Bourdieu, il ouvre une réflexion sur l'histoire du pouvoir.

Paris: Editions Belin 2001
ISBN: 2-7011-2759-9, CHF 30.–

Identités en conflit, dialogue des mémoires.

Enjeux identitaires dans les rencontres intergroupes.

Monique Eckmann

Les rapports sociaux se conjuguent au présent mais se nourrissent du passé (réel, construit ou imaginé). La mémoire individuelle et collective tisse des liens avec l'histoire et joue un rôle prépondérant dans la construction d'une identité de groupe. Comment dès lors, des groupes en conflit peuvent-ils apprendre à se reconnaître mutuellement avec leurs droits et leur légitimité? A travers trois exemples, le travail sur l'interculturel dans des séminaires en Suisse et en Europe avec des étudiant-e-s en travail social, les rencontres entre groupes en conflit en Israël et en Palestine, et la pédagogie de la mémoire «après Auschwitz», ou plutôt «contre Auschwitz», elle tente de répondre à cette question dans son aspect théorique, mais aussi en tant qu'observatrice impliquée dans des interventions socio-pédagogiques qui visent à permettre des dialogues, y compris conflictuels.

Genève: ies éditions 2004
ISBN 2-88224-069-4, CHF 42.–

Identité/s nationale/s.

savoir/agir 2007/2

Le dossier est consacré au thème «Identité(s) nationale(s): le retour des politiques de l'identité?». La récente campagne électorale, puis la création d'un ministère associant dans son intitulé immigration et identité nationale témoignent du retour, en France mais aussi ailleurs dans le monde, des politiques publiques conduites au nom des «identités nationales». Pour les auteurs qui ont contribué à ce dossier, l'objectif premier n'est pas de définir ce qu'est l'identité nationale, encore moins ce qu'elle devrait être dans l'idéal. Il est de mettre en lumière, à partir de leurs travaux respectifs, les évolutions qui ont conduit à la situation actuelle.

Paris: Editions du Croquant 2008
ISBN 978-2-9149-6836-2, € 15.–

Was Akten bewirken können.

Integrations- und Ausschlussprozesse eines Verwaltungsvorgangs.

Claudia Kaufmann, Walter Leimgruber (Hg.)

In diesem Band gehen Fachleute aus verschiedenen Bereichen wie Archivwesen, Staatsrecht, Medizin und Geschichte auf die Frage der Integrations- und Ausschlussprozesse durch Aktenführung ein. In praktisch allen Bereichen der Verwaltung und der Gesellschaft werden Akten angelegt und genutzt. Damit sind immer auch vielfältige Wirkungen auf die darin erfassten und davon betroffenen Personen und der Zugehörigkeit zu einer spezifischen Gruppe verbunden. Bisher wurde der Frage nach den Folgen und insbesondere nach den damit verbundenen Integrations- und Ausschlussprozessen kaum nachgegangen. Forschende des NFP 51 präsentieren ihre Resultate aus unterschiedlichen Perspektiven und in historischen wie gegenwartsbezogenen Kontexten.

Zürich: Seismo Verlag 2008
ISBN 978-3-03777-059-7,
CHF 28.–

103

L'identification.
Genèse d'un travail d'Etat.
Gérard Noiriel

Identifier une personne, c'est la reconnaître comme un individu unique, un être autonome, avec lequel il est possible d'entrer en relation. L'identification apparaît ainsi comme l'une des modalités fondamentales du lien social, car les individus ne peuvent nouer des rapports entre eux que s'ils se distinguent les uns des autres (y compris dans la cellule de base que constitue la famille). Depuis quelques d'années le nombre d'études consacrées à la question de l'identification des personnes a connu une progression exponentielle, à tel point qu'il n'est pas exagéré de dire que ce thème est devenu aujourd'hui un objet autonome de la recherche en histoire et en sciences sociales. Les textes rassemblés ici donnent un bon aperçu du dynamisme de ce nouveau chantier. Le problème n'est plus, désormais, de s'interroger sans fin sur la définition de «l'identité» dans les différentes «cultures», mais d'étudier les pratiques concrètes et les techniques d'identification «à distance», en les envisageant comme des relations de pouvoir mettant en contact les individus qui ont les moyens de définir l'identité des autres et ceux qui sont les objets de leurs entreprises. Les chercheurs n'ont pas attendu la fin du XXe siècle pour s'intéresser à cette question, mais l'une des originalités de ce livre tient à la perspective de très longue durée qui a été adoptée. Elle tranche sur des approches qui, jusqu'ici, étaient restées focalisées sur l'époque contemporaine.

Paris: Editions Belin 2007
 ISBN 978-2-7011-4687-4, € 24.-

Der Schein der Person.
Steckbrief, Ausweis und Kontrolle im Europa des Mittelalters.
Valentin Groebner

Wie wurden Menschen in den Jahrhunderten vor der Fotografie, vor dem Fingerabdruck und der DNA-Analyse identifiziert? Wie wurden sie beschrieben, damit andere, die sie noch nie gesehen hatten, sie erkennen konnten? «Steckbrief» und «Passport» sind Begriffe des Mittelalters. Von ihrer Geschichte handelt dieses Buch, von Kennzeichen und Portraits, von Papieren und Fälschungen. Die Geschichte des Identifizierens in Europa handelt von Spionen und falschen Fürsten, von der Geschichte der Hautfarben und vom unaufhaltsamen Siegeszug des Ausweises samt seiner Fälschungen: In den Papieren, die uns heute bescheinigen, wer wir sind, steckt das Mittelalter. Im ganz wörtlichen Sinn: Die Geschichte der Identitätspapiere, Personenbeschreibungen und Ausweise führt uns zurück in die Zeit zwischen dem 13. und dem 17. Jahrhundert. Aus Geleitbriefen und Siegeln, Erkennungszeichen und Portraits, zwischen wandernden Handwerksgesellen, Hochstaplern und Zigeunern entwickelten sich jene Aufschreibesysteme, die Name und Identität einer Person amtlich und schwarz auf weiss bescheinigten.

München: C.H. Beck 2004
 ISBN 978-3-40652-238-3, € 24.90

Documenting Individual Identity.
The Development of State Practices in the Modern World.
Jane Caplan, John Torpey (Hg.)

Die Essays im Buch untersuchen die behördlichen Praktiken zur Überprüfung von Identitäten. Abgedeckt werden in den verschiedenen Beiträgen diverse Zeitspannen und unterschiedliche geografische Räume. Das Buch ist für Personen, die sich mit Fragen der Registrierung, Identifizierung und Authentifizierung von Identitätspapieren beschäftigen, ein ebenso erhellendes wie aufschlussreiches Buch.

Princeton: Princeton University
 Press 2001
 ISBN 978-0-69100-912-4, € 29.

Biometrie.
digma 2005/4

Sonderausgabe der Zeitschrift für Datenrecht und Informationssicherheit zum Thema Biometrie.

Basel: Schulthess 2005
 ISSN 1323994, CHF 42.-

Identità italiana.
Casa Editrice Il Mulino (ed.)

La casa editrice «Il Mulino» a Bologna pubblica una serie di libri sull'identità italiana. Tutti i volumi si trovano su: www.liberonweb.com/il_mulino/identita_italiana.asp.

Der Passfälscher.
Cioma Schönhaus

Im Jahre 1942 tauchte Cioma Schönhaus nach der Deportation seiner Eltern in den Untergrund von Berlin ab. Dort lebte er vom Erlös der elterlichen Wertsachen. Finanziell unabhängig, fälschte er – der über grafische Kenntnisse verfügte – Ausweispapiere, mit denen sich Hunderte von Todgeweihten retten konnten. Cioma Schönhaus berichtet, wie er sich als 20-jähriger Jude täglich durchschlagen musste und dabei sogar die Stirn besass, eine kleine Segeljacht auf dem Wannensee zu kaufen. Sein Bericht zeugt von Intelligenz und Einfallsreichtum, von Lebenslust und auch von Leichtsinn. Immer wieder gelang es ihm, durch das Netz der Verfolger hindurchzuschlüpfen. Schliesslich kam ihm die Gestapo doch auf die Spur und suchte ihn steckbrieflich. Mit seinem Fahrrad gelang ihm die Flucht in die Schweiz – selbstverständlich mit selbst gefälschten Dokumenten.

Frankfurt am Main: Scherz Verlag
 2004
 ISBN-10 3502156883, € 17.90

Neuerscheinungen Vient de paraître Nuove pubblicazioni

Migrations- und Integrationspolitik
Politique de la migration et de
l'intégration
Politica della migrazione e
dell'integrazione

Migrations- und Integrationsfor-
schung in der Diskussion.

*Gudrun Hentges, Volker Hinnenkamp,
Almut Zwengel (Hg.)*

Einwanderung hinterlässt ihre Spuren in der Struktur der Bevölkerung: Die sich daraus ergebende gesellschaftliche Heterogenität – die Vielfalt an Sprachen, Religionen und Kulturen – stellt auch die Sozialwissenschaften immer wieder vor neue Herausforderungen. Der vorliegende Band nähert sich den Themen Migration und Integration aus interdisziplinärer Perspektive.

Die elf Autorinnen und Autoren dieses Bandes präsentieren Ergebnisse qualitativer und quantitativer Studien, von denen sich zahlreiche auf eigene empirische Erhebungen stützen. Andere Beiträge systematisieren bereits vorliegende empirische Untersuchungen und gehen sekundäranalytisch vor. Die Perspektiven der Akteurinnen und Akteure werden in den Aufsätzen ebenso berücksichtigt wie die Rahmenbedingungen, die zu Ausgrenzung und Diskriminierung führen.

Wiesbaden: VS-Verlag 2008
ISBN 9783531153186, € 25,-

Integration des Fremden als politi-
sches Handlungsfeld.

Festschrift für Faruk Şen zum 60.
Geburtstag.

Andreas Goldberg, Dirk Halm (Hg.)

Die Integration des «Fremden» ist keine zuvorderst politisch zu bewältigende Herausforderung – vielmehr muss Politik Rahmenbedingungen für eine Aufgabe schaffen, die in pluralen Gesellschaften von Wirtschaft und Zivilgesellschaft zu leisten ist. Diese Rahmensetzungen werden angesichts der Transnationalisierung der Welt aber immer schwieriger zu bestimmen. Die Beiträge in diesem Band nehmen zukünftige politische Handlungsfelder der Integration des «Fremden» in den Blick.

Essen: Klartext-Verlag 2008
ISBN 9783898615662, € 24,95

Ein aufhellender Blick zurück: Be-
trachtungen zum Asyl in der
Schweiz.

L'éclairage en retour. Regards croisés
sur l'asile en Suisse.

Jean-Denis Borel, Raffaele Poli

Das Lehrmittel enthält Originalkopien von Zeitungsartikeln. Diese sind in der Presse der Deutsch- und Westschweiz im Zeitraum zwischen 1956 und 2003 erschienen. Eine Wegleitung ermöglicht es, in einer zeitlichen und thematischen Perspektive zum Nachdenken über die Berichterstattung und deren Umgang mit dem Thema anzuregen. Der Dokumentarfilm gibt die Aussagen von vierzehn Flüchtlingen und Asyl Suchenden wieder. Sie stammen aus Ungarn, Chile, Sri Lanka, Kosovo oder Westafrika. Die Interviewten schildern, wie sie in der Schweiz aufgenommen wurden und welche Erfahrungen sie mit Asyl und Flucht gemacht haben.

Le dossier pédagogique se compose de reproductions d'articles parus dans la presse suisse alémanique et romande entre 1956 et 2003. Des pistes didactiques invitent à réfléchir, dans une perspective

diachronique, à la manière dont la presse s'intéresse et traite ces thématiques. Le film documentaire restitue les témoignages de quatorze réfugiés et requérants d'asile originaires de Hongrie, du Chili, du Sri Lanka, du Kosovo ou d'Afrique de l'Ouest qui racontent leur arrivée en Suisse et leur vécu d'«exilés».

Neuchâtel: SFM 2008
DVD 33 min.
ISBN 978-2-940379-06-4, CHF 33,-

Regionale Disparitäten in der
Schweiz. Schlüsselindikatoren.

Disparités régionales en Suisse.
Indicateurs clés.

*Marie-Christine Hotz, Christof Abegg
und Matthias Thoma, Ernst Blaser &
Partner*

Ein Set von Schlüsselindikatoren aus neun Themenbereichen gibt einen querschnittsorientierten Überblick über regionale Disparitäten der Schweiz. Mit den Indikatoren werden räumliche Veränderungsprozesse und wichtige Politikfelder analysiert. Der thematische Schwerpunkt liegt in der Betrachtung sozio-ökonomischer Entwicklungen. Karten oder Grafiken zu jedem Indikator vereinfachen die Beurteilung, ob die Disparitäten zwischen Regionen zu- oder abgenommen haben. Die Auswahl der Indikatoren basiert auf den in der Studie «Regionale Disparitäten in der Schweiz, Teilberichte 1 und 2» (BFS, 2006) erarbeiteten Themen und Indikatoren. In der vorliegenden Broschüre wurden die Indikatoren aktualisiert und die regionalen Ausprägungen mit kurzen Texten kommentiert.

La brochure donne une vue d'ensemble des disparités régionales en Suisse à l'aide d'une série d'indicateurs clés portant sur neuf domaines thématiques. Ces indicateurs permettent d'analyser les processus d'évolution géographiques et les enjeux politiques qui s'y rapportent. L'accent est mis sur l'observation des développements socio-économiques. Les cartes et les graphiques illustrant les in-

105

dicateurs permettent de faire des comparaisons entre les cantons, les régions MS et les différents types de régions. Un «schéma des disparités» facilite l'observation de l'évolution des disparités entre les régions. Le choix des indicateurs se base sur les thèmes et indicateurs traités dans l'étude «Disparités régionales en Suisse, rapports partiels 1 et 2» (OFS, 2006). Les indicateurs ont été actualisés et sont accompagnés de brefs commentaires sur les spécificités régionales.

Neuchâtel: Bundesamt für Statistik
OFS / Office fédéral de la statistique
OFS 2008
ISBN 978-3-303-21023-9 (d),
978-3-303-21024-6 (f) gratis

Publication du rapport sur la migration 2007.

Migrationsbericht 2007.

*Office fédéral des migrations OFM /
Bundesamt für Migration BFM (éd./Hg.)*

Le rapport sur la migration 2007 s'adresse tant aux scientifiques, aux politiques, aux milieux chargés de l'application des prescriptions qu'à toute personne intéressée par le sujet de la migration. Il a comme objectif de donner une vue d'ensemble sur les activités de l'Office fédéral des migrations (ODM) et de mettre en perspective les informations et les chiffres les plus importants de l'année 2007 dans le domaine migratoire en Suisse.

Der Migrationsbericht 2007 richtet sich an ein breites Publikum aus Wissenschaft, Politik und Praxis sowie an alle Personen, die sich für das Thema Migration interessieren. Er gewährt Einblick in die Tätigkeitsfelder des Bundesamts für Migration (BFM) und fasst die wichtigsten Zahlen und Fakten des schweizerischen Migrationsbereichs für das Jahr 2007 zusammen.

Bern: ODM / BFM 2008
Diffusion / Vertrieb: BBL,
Bern, Art-Nr.: 420.010.F (f), Art-
Nr.: 420.010.D (d), gratis

Statistique des étrangers et de l'asile – Volume 1: effectifs et mouvements.

Ausländer- und Asylstatistik – Teil 1: Bestand und Bewegungen.

*Office fédéral des migrations OFM /
Bundesamt für Migration BFM (éd./Hg.)*

Le bulletin annuel fournit des informations sur la population résidente étrangère en Suisse et sur les personnes du domaine de l'asile: sa provenance, sa distribution sur le territoire suisse et ses caractéristiques démographiques. Le libellé des tableaux prend également en compte les critères relevant de la législation sur le séjour et l'établissement des étrangers et les nouvelles exigences induites par l'application du volet relatif à la libre circulation des personnes des accords bilatéraux passés avec la Communauté européenne (CE) et l'Association européenne de libre-échange (AELE).

Der jährlich erscheinende Bericht liefert Informationen über die ausländische Wohnbevölkerung und die Personen des Asylbereichs in der Schweiz: über Herkunft, territoriale Verteilung und demographische Besonderheiten. In den Tabellen wurden auch die Kriterien berücksichtigt, die sich von der Gesetzgebung über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer herleiten; ferner wurde dem Freizügigkeitsabkommen Rechnung getragen.

Bern: ODM / BFM 2008
Diffusion: ODM / BFM, Bern-
Wabern, CHF 25.–

Statistique des étrangers et de l'asile – Volume 2: résultats rétrospectifs.

Ausländer- und Asylstatistik – Teil 2: Retrospektive Ergebnisse.

*Office fédéral des migrations OFM /
Bundesamt für Migration BFM (éd./Hg.)*

Le bulletin annuel apporte un complément au bulletin statistique volume 1 en y ajoutant une perspective temporelle.

Der jährlich erscheinende Bericht liefert insofern eine Ergänzung zum Bericht 1, als er eine zeitliche Perspektive in die Darstellung mit einschliesst.

Bern: ODM / BFM 2008
Diffusion: ODM / BFM, 3003
Bern-Wabern, CHF 25.–

Policy Coherence for Development 2007. Migration and Developing Countries.

La cohérence des politiques au service du développement 2007.

Migrations et pays en développement.

Organisation for Economic Co-operation and Development (OECD) / Organisation de coopération et de développement économiques (OCDE)

Die Bericht des Entwicklungszentrums der OECD untersucht Kosten und Nutzen der Migration für Entwicklungsländer und geht der Frage nach, wie Migrationsbewegungen organisiert sein müssten, damit sie für alle Beteiligten (Sender-Länder, Empfänger-Länder und Migrierende) mehr Gewinn abwerfen würden. Er verweist auf bestehendes Wissen bezüglich der Wirkungen der Migration auf die Entwicklung. Auf diesem Wissen aufbauend, formuliert er Empfehlungen für Sender- und Empfängerländer. Er stützt sich auf Fallbeispiele in zahlreichen Ländern und verweist auf die Mechanismen, die Migration und Entwicklung miteinander verbinden: Fragen des Arbeitsmarkts, des Brain-Drain, der Remittances, der Diaspora-Netzwerke und der Rückkehr von Migrierenden.

Quels sont les coûts et les avantages des migrations pour les pays en développement? Comment ces flux peuvent-ils être mieux organisés pour que toutes les par-

ties concernées en bénéficient, qu'il s'agisse des pays de départ ou de destination des migrants ou encore des migrants eux-mêmes? Cet ouvrage fait le point sur nos connaissances des effets des migrations sur le développement afin de répondre à ces questions. Ses recommandations s'adressent aussi bien aux pays de départ qu'aux pays de destination des migrants. Elles s'appuient sur un grand nombre d'études de cas nationales et régionales coordonnées par le Centre de développement de l'OCDE pour mettre en lumière les interactions entre migrations et développement: effets sur le marché du travail, exode des compétences, transferts de fonds, réseaux de la diaspora et migrations de retour.

Paris: Edition OECD 2007
ISBN 9264033114 (e),
9789264026520 (f) € 40.-

Berner Beratungsstelle für Sans-Papiers.

Evaluation der Pilotphase.

Christin Achermann

Der Verein Berner Beratungsstelle für Sans-Papiers (VBBS) liess die Pilotphase der Beratungsstelle (2005–2007) extern evaluieren, um Bedarf, Nutzen und Wirkung sowie notwendige Anpassungen abzuklären. Der vorliegende Evaluationsbericht fasst die bisherigen Tätigkeiten von Verein und Beratungsstelle zusammen und gibt ausgehend von einer Dokumentenanalyse und Interviews mit Fachpersonen Antwort auf folgende Fragen: Gibt es in der Region einen Bedarf für eine Beratungsstelle für Sans-Papiers? Ist das Angebot der Klientel und ihren Bedürfnissen angemessen? Welchen Nutzen hat die Beratungsstelle für die Klientinnen und Klienten, und welche Wirkung hat die Arbeit des VBBS in Öffentlichkeit und Politik? Ausgehend davon werden Vorschläge für Anpassungen formuliert.

Neuchâtel: SFM 2008
ISBN 978-2-940379-12-5,
CHF 20.-

Bildung Formation Formazione

Schulen in transnationalen Lebenswelten.

Integrations- und Segregationsprozesse am Beispiel von Bern West.

Kathrin Oester, Ursula Fiechter, Elke-Nicole Kappus

Es ist viel von Integration die Rede. Was aber bedeutet der abstrakte Begriff im gelebten Alltag von Schülerinnen und Schülern, Lehrpersonen und Eltern? Eine ethnographische Studie im «Ausländerquartier» Bern West erforscht drei Quartierschulen mit einem stark voneinander abweichenden Ausländeranteil. Dabei wird deutlich, wie im Zeichen internationaler Leistungsmessung die gesteigerte Wettbewerbsfähigkeit von Schulen an privilegierten Standorten Hand in Hand mit einer Deklassierung sozioökonomisch benachteiligter Quartierschulen geht. Vor diesem Hintergrund erscheint eines der fundamentalsten Prinzipien eines «fairen Wettbewerbs», nämlich die Chancengerechtigkeit, für viele Kinder und Jugendliche in Frage gestellt. Aus sozialanthropologischer und soziologischer Perspektive wird aufgezeigt, wie das Bemühen um Integration den strukturellen Zwängen eines verschärften internationalen Wettbewerbs unterliegt, der nicht-etablierte Migrantinnen und Migranten zu marginalisieren droht. Gleichzeitig wehren sich die betroffenen Quartierschulen mit innovativen Massnahmen dagegen.

Zürich: Seismo 2008
ISBN 978-3-03777-062-7,
CHF 48.-

Familien – Erziehung – Bildung Familles – Education – Formation

Andrea Lanfranchi, Susanne Viernickel, Jürgen Oelkers, Denise Efonayi, Markus Neuenschwander, Jürg Krummenacher

Der Bericht der Eidgenössischen Koordinationskommission für Familienfragen EKFF geht den Verknüpfungen zwischen sozialer und kultureller Herkunft der Familien und den damit verbundenen Chancen im Bereich von Erziehung und Bildung nach. Aufgrund der verschiedenen Beiträge stellt die EKFF ihre Schlussfolgerungen und Empfehlungen vor: Die Bildungschancen sind in der Schweiz sehr ungleich verteilt, der soziale Hintergrund der Familie hat den grössten Einfluss auf die Bildungschancen und besonders benachteiligt sind Kinder mit Migrationshintergrund. Daher empfiehlt die Kommission insbesondere, bei der Erziehung und Integration früh anzusetzen und Massnahmen in diesem Sinn zu unterstützen.

La nouvelle publication de la Commission fédérale de coordination des questions familiales (COFF) met en perspective les liens entre l'origine sociale et culturelle des familles et les chances en matière d'éducation et de formation. Partant des constats présentés dans les diverses contributions, la COFF tire un certain nombre de conclusions concernant l'importance d'une éducation et d'une socialisation précoces des enfants, d'une meilleure intégration des familles migrantes et de mesures susceptibles de favoriser la collaboration et la compréhension entre l'école et les familles, notamment celles qui sont éloignées du système de formation.

Bern: EKFF / COFF 2008
Vertrieb / Diffusion BBL/OFCL.
Art-Nr.: 301.608d, 301.608 f,
CHF 25.-

Die Schule im Kanton Zürich. Informationen für Eltern.

Was müssen Eltern über unsere Schule wissen? Wie können sie das schulische Lernen ihres Kindes unterstützen? Solche Fragen beantwortet dieser neue Film, der von der Bildungsdirektion des Kantons Zürich herausgegeben wird. Die DVD orientiert in einzelnen Kapiteln über die Grundzüge des Kindergartens, der Primarstufe und der Sekundarstufe. Nebst der deutschen Originalversion bietet die DVD Tonspuren in den 10 Fremdsprachen, die im Kanton Zürich am meisten verbreitet sind. Zudem ist das Bildmedium auch für ein Publikum attraktiv, das mit Schriftlichem schlecht zu erreichen ist. Schulen können den Film den Eltern ausleihen oder bei Informationsveranstaltungen einsetzen. Eltern und weitere Interessierte haben die Möglichkeit, die DVD für den Eigengebrauch beim Lehrmittelverlag zu kaufen. Schulen mit vielen fremdsprachigen Eltern können gleich ein Set von DVDs anschaffen. Dadurch können sie den Film an Veranstaltungen parallel in Gruppen zeigen, die nach Sprachen getrennt sind. Auf der Website des Volksschulamts finden sich ergänzende Materialien zu den einzelnen Filmkapiteln: Methodische Hinweise für Lehrpersonen, die die DVD an einer Veranstaltung einsetzen, und weitere schriftliche Unterlagen für Eltern.

DVD 60 min.
Zu beziehen:
Lehrmittelverlag@lmv.zh.ch,
CHF 36.–

(Politische) Partizipation Participation (politique) Partecipazione (politica)

Mitreden – Mitgestalten – Mitentscheiden.

Ein Reiseführer für partizipative Stadt-, Gemeinde- und Quartierentwicklung.

Hanspeter Hongler, Markus Kunz, Katharina Prelicz-Huber, Richard Wolff, Jonas Fricker

Partizipative Entwicklungsprozesse in Städten, Gemeinden und Quartieren können zur nachhaltigen Verbesserung der Lebensqualität ihrer Bewohner und Bewohnerinnen beitragen. Allerdings bergen sie auch Stolpersteine: Neben der richtigen Organisation spielen vielfältige Formen von Partizipation, Motivation, Kommunikation sowie das entsprechende Konflikt-, Finanz- und Ressourcenmanagement eine grosse Rolle. Die Ausgangslagen für Entwicklungsprozesse sind sehr unterschiedlich. Gleichwohl hat auch ein partizipatives Quartier- oder Stadtentwicklungsprojekt seine Gesetzmässigkeiten, die immer wieder Verwendung finden können. Die Autorin und die Autoren präsentieren mit ihrem Handbuch «Mitreden – Mitgestalten – Mitentscheiden» einen Reiseführer, der die Leserinnen und Leser bei einem partizipativen Entwicklungsprozess begleiten soll.

Luzern: Interact Verlag 2008
ISBN 978-3-906413-49-5,
CHF 19.–

Das Schweizer Bürgerrecht. Erwerb, Verlust, Entzug von 1848 bis zur Gegenwart.

Brigitte Studer, Gérald Arlettaz, Regula Argast

Welche Kriterien haben seit 1848 bis heute den Erwerb und den Verlust des Schweizer Bürgerrechts bestimmt? Wie wurde ein Antrag auf Bundes-, Kantons- und Gemeindeebene behandelt? Welche gesellschaftlichen Einflüsse haben sich auf die Gesetze und Verfahren ausgewirkt? Erstmals wird die Geschichte des Schweizer Bürgerrechts von der Bundesstaatsgründung bis heute rekonstruiert. Untersucht wird die politische und rechtliche Natur der Staatsangehörigkeit und deren Wandel über die Zeit hinweg. Gleichzeitig wird das Verhältnis von Ausländern, Bürgern und Staat auf eidgenössischer, kantonaler und kommunaler Ebene dargestellt. Die historische Studie berührt sowohl die schweizerischen bevölkerungspolitischen Vorstellungen der Nation als auch die Verwaltung des Sozialen auf verschiedenen Gesellschaftsebenen. Untersucht wird die Entwicklung der Bundeskompetenzen. Ausserdem werden die Fälle der Städte und Kantone Bern, Genf und Basel anhand von Ein- und Ausbürgerungsdossiers aufgearbeitet und die Ausbürgerungspraxis des Bundes im Zweiten Weltkrieg erschlossen. Die Publikation steht im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms «Integration und Ausschluss» NFP 51.

Zürich: NZZ libro 2008
ISBN 978-3-03823-455-5,
CHF 60.–



**Les paradoxes de la naturalisation.
Enquête auprès des jeunes issus de
l'immigration.**

Arnaud Frauenfelder

La naturalisation est une question dont on ne parle pas ou dont on ne parle qu'avec gêne. Ce fait est sans doute lié au statut ambigu de ce phénomène dans le monde social. Malgré les réformes « libérales » contemporaines, la naturalisation reste un mode atypique d'accès à la nationalité. Bien qu'autorisée et apparemment encouragée institutionnellement, cet acte se doit toujours d'être justifié.

Les jeunes issus de l'immigration sont la cible des réformes des politiques de naturalisation engagées au cours des années 1990 en Suisse (comme dans d'autres pays d'Europe). Cette étude interroge cette dynamique institutionnelle et ses paradoxes à partir d'une compréhension sociologique de l'expérience vécue par cette population – catégorie de naturalisables apparemment au bénéfice d'une relative bienveillance institutionnelle. Elle restitue la complexité des enjeux sociaux, symboliques et normatifs qui traversent les décisions de naturalisation, l'épreuve des procédures et les usages du titre national.

Paris: L'Harmattan 2007
ISBN 978-2-296-03674-1

Demokratie in den Gemeinden.

Andreas Ladner, Marc Bühlmann

Welches ist die ideale Grösse eines Gemeinwesens für das Funktionieren einer Demokratie? In dieser Frage treffen unterschiedliche Vorstellungen aufeinander. Die Autoren zeigen, welche zentralen Voraussetzungen für eine gehaltvolle demokratische Auseinandersetzung in den Gemeinden notwendig sind und definieren deren Qualität über Einstellungen, Einschätzungen und Verhaltensweisen der Einwohnerinnen und Einwohner. Auskunft geben 1680 Personen aus 56 Gemeinden unterschiedlicher Grösse.

Zürich: Verlag Rüegger 2007
ISBN 987 3 7253 0858 3, CHF 56.–

**Planet 21-Handbuch – Wissen über
nachhaltige Gemeindeentwicklung.**

Die Agenda 21 ist der weltweite Aktionsplan zur Lösung der wichtigsten Umwelt- und Entwicklungsprobleme im 21. Jahrhundert. Sie wurde 1992 in Rio de Janeiro von 179 Staaten unterschrieben. Den Städten und Gemeinden kommt bei der Umsetzung der Agenda-21-Ziele eine Schlüsselrolle zu: Ihre Aufgabe ist, im Dialog mit ihren Bürgerinnen und Bürgern und mit gesellschaftlichen Gruppen auf kommunaler Ebene einen Aktionsplan zu erstellen und vor Ort umzusetzen. In diesem Rahmen hat das schweizerische Netzwerk ein Handbuch entwickelt, dessen Idee es ist, wissenschaftliches Wissen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Interessierte Personen sollen die Möglichkeit erhalten, sich über Nachhaltigkeit und über konkrete Handlungshilfen für einen LA21-Prozess zu informieren. Das Handbuch wird laufend auf seine Aktualität hin geprüft und nach Möglichkeit durch weitere Texte ergänzt (z.B. zum Thema Integration und Partizipation von Migrantinnen und Migranten).

www.planet21.ch

**Interkulturelle Kommunikation
Communication interculturelle
Comunicazione interculturale**

Verständnis schaffen – Wege öffnen.

MedienFalle

Interkulturelle Vermittlung und Übersetzung – was ist das konkret? Im Auftrag von HEKS ging ein Kamerteam der «MedienFalle» dieser Frage nach und filmte von September bis Dezember 2007 in der Region Basel ausgebildete interkulturelle Vermittlerinnen und Übersetzerinnen – alles Absolventinnen und Absolventen des Ausbildungsprojekts MEL (Migrantinnen in der Elternarbeit und Erwachsenenbildung) – bei ihrer vielfältigen Tätigkeit im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich. Im Film wird die Kreativität und Methodenvielfalt in der interkulturellen Vermittlungsarbeit sichtbar.

Basel: HEKS 2008
DVD 19.21 min.
Zu beziehen: basel@heks.ch,
CHF 20.–

Verwirrende Realitäten.

**Interkulturelle Kompetenz mit
Critical Incidents trainieren.**

Alain Bertallo (Hg.)

Das Buch erläutert zuerst Theorien der interkulturellen Kommunikation und stellt die Arbeit mit «Critical Incidents» vor. Es folgen 52 Geschichten realer Ereignisse, die amüsante und wertvolle (Er-)Kenntnisse für Beruf, Reisen und interkulturelles Training vermitteln. Es geht um den Umgang mit Unklarheiten und Missverständnissen im Kontakt mit fremden Kulturen.

Zürich: Verlag Pestalozzianum
2008
ISBN 978-3-03755-013-7,
CHF 36.–

109



Sprache
Langue
Lingua

La compétence plurilingue.

Regards francophones.

Danièle Moore, Véronique Castellotti (éds)

Dans nos sociétés contemporaines, l'essor et la complexification des parcours de mobilités interrogent l'évolution des contacts de langues et de cultures, et les formes de pluralité qu'ils génèrent. Dans ces contextes, les locuteurs développent-ils tous, pour autant, une compétence plurilingue? Cette question prend la forme d'un défi pour les éducateurs. La notion de «compétence plurilingue et pluriculturelle», d'abord diffusée par les travaux du Conseil de l'Europe, constitue-t-elle un outil efficace pour décrire les compétences plurielles des locuteurs qui vivent, au quotidien, ce contact? Par la mise en regard des points de vue de chercheurs européens et nord-américains de langue française, cet ouvrage questionne les différentes facettes de la notion, dans des configurations qui rassemblent, imbriquent et articulent la sphère des pratiques ordinaires et celle des politiques linguistiques et éducatives.

Berne: Peter Lang 2008
ISBN 978-3-03911-432-0,
CHF 66.-

Arbeit
Travail
Lavoro

Examination and evaluation of Good Practices in the Promotion of Ethnic Minority Entrepreneurs.

Institute for Migration and Ethnic Studies (IMES)

The study was commissioned by the Directorate General Enterprise and Industry of the European Commission. The aim was to identify and examine specific measures and support schemes promoting entrepreneurship amongst ethnic minorities, and to select a number of good practices from amongst these measures. A second aim was to identify professional organisations representing the economic interests of ethnic minority entrepreneurs. The study has been conducted in 32 European countries, including the 27 member states of the European Union, the EFTA member countries, candidate country Turkey and Switzerland.

Amsterdam: IMES 2008
Download:
www.migration-population.ch

Gut ausgebildete Migrantinnen und ihre beruflichen Integrationschancen in der Schweiz.

Les migrantes qualifiées et leurs possibilités d'intégration professionnelle en Suisse.

Yvonne Riaño, Nadia Baghdadi, Doris Wastl-Walter

Die aktuelle Migrationspolitik der Schweiz bevorzugt gut ausgebildete Migranten und Migrantinnen ausgehend von der Annahme, dass ein hohes Bildungsniveau die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Integration ist. In der Studie wurde der Frage nachgegangen, ob ein hohes Bildungsniveau den migrierten Personen tatsächlich ermöglicht, eine ihren Qualifikationen entsprechende Position im Schweizer Arbeitsmarkt zu erreichen. Es werden Forschungsergebnisse

über den Integrationsprozess von gut ausgebildeten Migrantinnen aus Lateinamerika, dem Nahen Osten und Südamerika präsentiert und Empfehlungen formuliert.

La politique migratoire fédérale actuelle de la Suisse favorise les personnes immigrées qualifiées puisqu'elle suppose qu'un niveau de formation élevé est la condition d'une intégration réussie. Dans ce contexte, cette recherche examine si le niveau de formation élevé des personnes immigrées leur permet effectivement d'accéder à une position correspondant à leurs qualifications sur le marché du travail helvétique. Le rapport présente des résultats de l'étude sur le processus d'intégration des migrantes qualifiées d'Amérique latine, du Moyen-Orient ainsi que d'Europe du Sud-Est, et formule des recommandations.

Bern: Geographisches Institut/Institut de Géographie 2008
Bestellung/Commande:
ruettim@giub.unibe.ch

Sozialpolitik
Politique sociale
Politica sociale

Soziale Gerechtigkeiten.

Monica Budowski, Michael Nollert (Hg.)

Beim Begriff «soziale Gerechtigkeit» scheiden sich die Geister. Während viele Politiker gerechte soziale Verhältnisse fordern und sich Sozialwissenschaftlerinnen überlegen, was «Gerechtigkeit» beinhaltet, bezeichnen kritische Stimmen diesen Begriff als inhaltsleeres Schlagwort, das sich bestenfalls als Instrument im politischen Kampf eignet. Der vorliegende Sammelband dokumentiert, dass die Debatte über soziale Gerechtigkeit in der Tat viele Facetten aufweist. Die Beiträge von elf Wissenschaftlern aus drei Ländern und unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Disziplinen decken ein breites Spektrum an Perspektiven auf das Thema «soziale Gerechtigkeit» ab. Dabei zeigt sich zum einen, dass sich diese Thematik am besten erschliessen lässt, wenn sie aus unterschiedlichen disziplinären und nationalen Blickwinkeln beleuchtet wird. Zum andern wird deutlich, dass es nicht eine, sondern verschiedene Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit gibt, und dass diese Vorstellungen die Wahrnehmung und das Handeln individueller und kollektiver Akteure beeinflussen.

Zürich: Seismo Verlag 2008
ISBN 978-3-03777-051-1,
CHF 45.–

Auf der Kippe.

Integration und Ausschluss in Sozialhilfe und Sozialpolitik.

Christoph Conrad, Laura von Mandach (Hg.)

Jede Gesellschaft ist gekennzeichnet von Prozessen der Integration und der Ausgrenzung. Die Unterscheidung, wer zur Gesellschaft und zu einer bestimmten Gruppe gehört und wer nicht, ist grundlegend für das gesellschaftliche Selbstverständnis. In dieser Publikation steht die Sozialhilfe und ihr sozialpolitisches

Umfeld der Schweiz und damit die Frage von Integration und Ausschluss im Mittelpunkt. Neun Forschungsteams präsentieren Studienergebnisse zu Wandel und Kontinuität konkurrierender Leitbilder und Zielgruppen, zur alltäglichen Praxis der Sozialhilfe, zum Vergleich verschiedener Konzeptionen und Modelle der Integration in den Arbeitsmarkt sowie zum Zugang zu öffentlichen Gesundheitsdiensten für eine zunehmend heterogene Klientel (Diversity Management). Drei Gastautoren äussern sich zu aktuellen Herausforderungen und formulieren Thesen, wie Sozialhilfe in der Zukunft aussehen kann.

Zürich: Seismo Verlag 2008
ISBN 978-3-03777-060-3,
CHF 28.–

Literatur- und Datenstudie zum Thema «Migration und Invalidenversicherung».

Chantal Wyssmüller in Zusammenarbeit mit Denise Eftonayi

In der Schweiz und auch in anderen Einwanderungsländern lassen sich anhand statistischer Daten und Evaluationen Unterschiede zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund im Zusammenhang mit dem Invalidisierungsprozess beobachten. Die Kurzstudie im Auftrag des Bundesamtes für Sozialversicherungen (BSV) hatte zum Ziel, aus der nationalen und internationalen wissenschaftlichen Literatur Erklärungselemente für diese Unterschiede zu extrahieren.

Neuchâtel: SFM 2008
Download:
www.migration-population.ch

Psychologie / Gesundheit
Psychologie / Santé
Psicologia / Salute

Pflege, Stigmatisierung und Eugenik. Integration und Ausschluss in Medizin, Psychiatrie und Sozialhilfe.

Véronique Mottier, Laura von Mandach (Hg.)

Diese Publikation ist den Studienergebnissen im Rahmen des NFP 51 gewidmet, welche die Medizin, die Psychiatrie und die Sozialhilfe tangieren. Wie therapeutische und fürsorgerische Massnahmen – unter anderen Interventionen die Sterilisation und die Abtreibung – institutionell begründet wurden, und welche soziale Gruppierungen davon betroffen waren, wird historisch dargelegt. In aktueller Perspektive äussern sich die Autorinnen und Autoren zum Umgang mit Stigmen bei psychischer Krankheit, zu neuen Formen der ethischen Kontrolle sowie zum Behindertengleichstellungsrecht.

Zürich: Seismo Verlag 2007
ISBN 978-3-03777-057-3,
CHF 28.–

HIV/Aids – Wo Risiken bestehen und wo nicht.

VIH/Sida – ce qui est risqué et ce qui ne l'est pas.

HIV/Aids – dove ci sono rischi e dove non ce ne sono.

AIDS-Hilfe Schweiz / Aide Suisse Contre le SIDA / Aiuto AIDS Svizzero

Das 10-seitige Faltblatt vermittelt in einfacher Sprache Grundwissen zu HIV/Aids und anderen sexuell übertragbaren Krankheiten, zum Schutz vor einer Ansteckung sowie zum HIV-Test und führt auf, wo weitere Informationen erhältlich sind. Es richtet sich in erster Linie an Migranten und Migrantinnen in der Schweiz. Er ist in 22 Sprachen erhältlich. Es gibt eine Ausgabe für Frauen und eine für Männer.

Le dépliant à 10 pages transmet en langage simple les informations de base sur le VIH/Sida et d'autres maladies sexuellement transmissibles, comment se protéger d'une infection, sur le test-VIH et de où trouver davantage d'informations. L'information s'adresse en première ligne aux migrantes et aux migrants en Suisse et est disponible en 22 langues. Il existe une version pour femmes et une pour hommes.

L'opuscolo di 10 pagine trasmette in un linguaggio semplice le informazioni di base sull'HIV/Aids e altre malattie sessualmente trasferibile, quale modo proteggersi, sul test HIV e dove trovare altre informazioni. L'informazione è indirizzata alle migranti e agli migranti in Svizzera ed è disponibile in 22 lingue. Esiste una versione per donne e una per uomini.

www.aids.ch (gratis)

**Bewegen ist Leben.
Le mouvement, c'est la vie.
Il movimento è vita.**

Jenny Pieth, Katja Navarra, Matthias Grabherr

Die Broschüre spricht Personen mit Migrationshintergrund unterschiedlicher Herkunft und verschiedener Alterskategorien an, die sich im Alltag wenig oder gar nicht bewegen. Sie liefert Informationen zum Thema Bewegung und Sport und motiviert zu mehr Bewegung im Alltag. Die Broschüre geht von den Motiven sich zu bewegen aus, bietet praktische Vorschläge und weiterführende Hinweise auf konkrete Angebote und zeigt Wege auf, wie Hindernisse überwunden werden können.

La brochure fournit aux migrants des informations sur le mouvement et le sport et les aide à faire les premiers pas vers des activités physiques. La brochure s'articule autour des motivations à faire de l'exercice. Le contact avec la nature, la détente, tout comme l'aspect extérieur de la personne, ses performances et sa santé figurent parmi les bonnes raisons de faire du sport. La brochure évoque aussi les obstacles qui se dressent devant l'accès au mouvement et au sport pour les migrants et propose des moyens de les surmonter, tout en incitant chacun à considérer le mouvement comme un élément essentiel du bien-être au quotidien.

L'opuscolo offre ai migranti informazioni e consigli sul moto e lo sport e li aiuta a fare i primi passi verso l'attività fisica. Essa è rivolta a persone con una storia di immigrazione, di diversa età e provenienza, che nella vita quotidiana fanno poco esercizi o non ne fanno affatto. L'opuscolo ha come tema centrale le motivazioni che spingono a praticare un'attività fisica. Seguono motivazioni quali il contatto con la natura, il riposo, l'aspetto esteriore, la prestazione e la salute. Partendo da tali elementi l'opuscolo offre consigli pratici e informazioni sull'offerta concreta. Esso si rivolge a un vasto gruppo di persone, con situazioni di vita, condizione fisica, interessi ed esperienze molto diverse.

Rassistische Diskriminierung im Spital verhindern.

Ein Handbuch für Institutionen im Gesundheitswesen.

Anne Kilcher, Nadia Di Bernardo Leimgruber

Das Handbuch dient als Informationsquelle und Argumentationshilfe. Darüber hinaus enthält es einen praktischen Umsetzungsleitfaden und Empfehlungen. Es richtet sich an Entscheidungsträgerinnen und -träger sowie an Fachpersonen von Institutionen des Gesundheits- und Sozialbereichs. Die Empfehlungen basieren sowohl auf Studienergebnissen und Fachliteratur als auch auf den Erfahrungen aus dem Projekt «Rassismus und Diskriminierung am Arbeitsplatz Spital», welches das Schweizerische Rote Kreuz durchführte.

Zürich: SGGP 2008
ISBN 978-3-85707-092-1,
CHF 52.-

**Gewalt / Krisen
Violence / crises
Violenza / crisi**

**Gewalt an Schulen.
Forschungsergebnisse und Handlungskonzepte.**

Mehr als 20 Autorinnen und Autoren aus Wissenschaft und Schule sowie Anbieter von Präventions- und Interventionsprogrammen zeigen konkrete Beispiele aus Forschung und Praxis auf. Sie beschreiben erfolgreiche Vorgehensweisen von der Intervention bis zum Aufbau einer Schulhauskultur oder der Zusammenarbeit mit externen Fachstellen und skizzieren auch deren Grenzen. Fachleuten und am Thema Interessierten bietet der Band Einblick in aktuelle Handlungskonzepte und Lösungsansätze.

Zürich: Verlag Pestalozzianum
2008
ISBN 978-3-907526-95-8,
CHF 33.-

Antirassismus / Diskriminierung
Antirassisme / Discrimination
Antirazzismo / Discriminazione

Historische Perspektiven
Perspectives historiques
Prospettive storiche

Racisme anti-Noir.

Actes de la 1re Conférence européenne
sur le racisme anti-Noir 2006.

*Carrefour de réflexion et d'action contre
le racisme anti-noir CRAN (éd.)*

Le racisme anti-Noir est sans doute le plus quotidiennement vécu en Europe et dans le monde. Il présente néanmoins le paradoxe d'être très connu, rarement nommé, peu sujet à une reconnaissance. Son sort reste ainsi égal à celui des personnes qui en sont cible. La première Conférence organisée en Europe sur ce thème a surtout permis à la plupart des intervenants de souligner, formuler ou expliciter la spécificité de ce racisme. S'inscrivant dans le suivi direct de la Conférence mondiale de Durban sur le racisme (2001), où la communauté internationale a reconnu enfin le crime contre l'humanité perpétré contre l'Homme Noir réduit en esclavage, elle ouvre un cadre permanent de réflexion et d'action contre le racisme anti-Noir en Europe. Ce premier volume se veut ainsi une première contribution à un travail de réflexion auquel sont conviés politiques, chercheurs, militants et toute personne attachée au respect des droits humains, à la diversité culturelle, à la dignité humaine et en particulier à la dignité Noire.

Genève: CRAN 2008
Commande: CRAN,
case postale 251, 3000 Berne 7

Massnahmenplan 2008 Jugend und Gewalt. Detailkonzept.

Plan de mesures 2008: les jeunes et la violence. Concept de détail.

*Schweizerische Kriminalprävention (SKP)
Prévention Suisse de la Criminalité (PSC)*

Der vorliegende Massnahmenplan dient der Konferenz der kantonalen Justiz- und Polizeidirektorinnen und -direktoren (KKJPD), den kantonalen und städtischen Polizeikörpern und der Schweizerischen Kriminalprävention SKP als Grundlage für deren Arbeit im Bereich «Jugend und Gewalt».

Le présent plan de mesures sert de base à la Conférence des directrices et directeurs des Départements cantonaux de justice et police (CCDJP), aux corps de police cantonaux et municipaux ainsi qu'à la Prévention Suisse de la Criminalité (PSC) pour leur travail dans le domaine «Les jeunes et la violence».

Neuchâtel: SKP/PSC 2008
www.skppsc.ch

Lavoro in movimento. L'emigrazione italiana in Europa 1945-57.

Michele Colucci

Nel 1945 riprende in Italia l'emigrazione di massa. I flussi migratori si dirigono principalmente verso i paesi europei, in un continente ancora sconvolto dai danni della guerra ma già proiettato verso la ricostruzione. Il bisogno di manodopera a basso costo in paesi come Francia, Belgio, Svizzera, Gran Bretagna e Germania si sposa con l'esigenza italiana di combattere la disoccupazione. Da questo intreccio nascono una nuova politica migratoria e una nuova stagione di emigrazione. Un'emigrazione prevalentemente temporanea, segnata più che in passato da una legislazione rigida e disseminata di vincoli, che rendono la mobilità delle persone sempre più difficile e la loro permanenza all'estero sempre più precaria. Quali sono le scelte delle classi dirigenti italiane e le posizioni dei partiti politici? Da dove partono e dove si dirigono i nuovi emigranti? Che cosa incontrano quando varcano le frontiere? Che cosa è, in definitiva, una politica migratoria? Perché gli anni del secondo dopoguerra sono così importanti per capire gli sviluppi successivi delle migrazioni internazionali, fino ai nostri giorni? Il libro risponde a queste domande facendo luce sugli accordi bilaterali firmati dall'Italia con i paesi europei e svelando la rete organizzativa della nuova emigrazione di massa in Europa. Un capitolo poco indagato della storia dell'Italia contemporanea, analizzato a partire dalle sue origini politiche ed economiche.

Roma: Donzelli Editore 2008
ISBN 88-6036-212-1, € 23.50

113

Spiriti liberi in Svizzera.

La presenza di fuorusciti italiani nella Confederazione negli anni del fascismo e del nazismo (1922-1945).

Raffaella Castagnola, Fabrizio Panzera, Massimiliano Spiga (ed.)

Nella memoria storica e culturale la Svizzera è parsa per decenni, relativamente al ventennio, una sorta di «terra d'asilo sicuro». Le valutazioni elaborate in maniera più approfondita a partire dagli anni Sessanta del secolo scorso, puntarono in genere quasi sempre più il dito accusatore contro l'allineamento e la collaborazione economica voluta dalle classi dirigenti in primo luogo con il Terzo Reich: la politica d'accoglienza ai rifugiati di rado suscitò discussioni prima della fine del secolo scorso. Sull'atteggiamento della Svizzera nei confronti dei rifugiati politici e dei profughi, nuove risposte sono state ottenute grazie ai lavori della Commissione indipendente d'esperti Svizzera-Seconda Guerra Mondiale (meglio conosciuta come Commissione Bergier) e anche grazie alle testimonianze raccolte con l'esposizione «L'Histoire c'est moi», basata principalmente sui racconti di 555 persone che hanno vissuto l'esperienza degli anni della seconda guerra mondiale. A questo volume e al congresso che si è tenuto opportunamente tra la Svizzera e l'Italia è affidato il compito di un riassunto della situazione degli studi e di un'ulteriore e approfondita analisi su anni che, relativamente al comportamento della Confederazione, ancora molto hanno da dire.

Firenze: Franco Cesari Editore
2006
ISBN 88-7667-207-8, € 24.-

Elitenwanderung und Wissenstransfer im 19. und 20. Jahrhundert.

Dittmar Dahmann, Reinhold Reith

Im Rahmen der weltweiten Migrationsprozesse findet die Wanderung von Spezialisten, von Technikern, Ingenieuren, von hochqualifiziertem Personal, von Managern und Wissenschaftlern, die sich zwischen den reichen und auch in den weniger entwickelten Ländern bewegen,

immer grössere Aufmerksamkeit. Zu den migrierenden Menschen gehört ihr Wissen, das sie entweder im Ausland erwerben und in ihre Herkunftsländer mit zurücknehmen oder das sie, freiwillig oder gezwungen, in die neue Heimat mitnehmen. Die Diskussion über Gewinn oder Verlust von Wissen, über «Brain-Drain» oder «Brain-Gain» ist heute so aktuell wie im 19. und 20. Jahrhundert. Geographisch erstreckt sich die Bandbreite der Beiträge von Europa bis nach Nord- und Südamerika, der zeitliche Rahmen reicht vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Thematisiert wird die Bildungsmigration muslimischer und serbischer Eliten, die Aus- und Rückwanderung skandinavischer Ingenieure, der Wissenstransfer durch Flucht und Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg, die Selbststilisierung französischer Einwanderer zur «Elite» in Mexiko und die Bedeutung des transatlantischen Diskurses für den Ausbau des deutschen Eisenbahnnetzes im 19. Jahrhundert.

Essen: Klartext Verlag 2008
ISBN 978-3-89861-855-7, € 24.95

Reportagen / Porträts und Geschichten Reportages / portraits et histoires Cronache / ritratti e storie

Auswanderungen.

Wegleitung zum Verlassen der Schweiz.

Ursula Bauer, Jürg Frischknecht

Auswandern – ins Elsass und ins Schwabenland, nach Meran und Mailand, Como und Domodossola, Aosta und Chamonix. Schweizer Söldner marschierten für Geld und Ehre auf Schlachtfelder dies- und jenseits der Alpen, Haslitaler führten Rinder und Käse auf die lombardischen Märkte, Bündner Kinder verdingten sich in Oberschwaben, Tessiner Kaminfegerbuben zogen nach Mailand. Engadiner gründeten in halb Europa Zuckerbäckereien und Zürcher am Comersee Seidenspinnereien. In zwei- bis neun-tägigen Wanderungen folgen Bauer &

Frischknecht den Spuren dieser Vorgänger, sind unterwegs mit Haudegen und Handelsherren, mit schwarzen Brüdern, Schweizer Rindern und Schwabenkindern. Die Schweiz – ein Land von Auswanderern.

Zürich: Rotpunktverlag 2008
ISBN 978-3-85869-372-3,
CHF 45.-

Grenzfälle. Von Flucht und Hilfe. Fünf Geschichten aus Europa.

Ina Boesch

Die Figur des Fluchthelfers weckt Vorstellungen von Abenteuer, Widerstand und Freiheitskampf. Nicht jederzeit und überall galten sie jedoch als Heroen. Je nach Perspektive und politisch-historischem Kontext werden sie zu Kriminellen oder Heldinnen gemacht. Anhand von fünf exemplarischen Lebensgeschichten geht Ina Boesch dem Bedeutungswandel von Fluchthilfe und Fluchthelfern in den letzten siebzig Jahren nach, von den 1930er-Jahren bis heute. Die Autorin fragt nach den Beweggründen, die nicht kommerziell orientierte Fluchthelferinnen und Fluchthelfer zu



ihren riskanten illegalen Aktionen verleiten, und nach der Zivilcourage. Indem sie die Figur des Fluchthelfers aktuell wie historisch betrachtet und den Blick auf ganz Europa wagt, weitet sie die gegenwärtige Diskussion um das hochaktuelle Thema Migration aus. Sie hat ausführliche Gespräche geführt sowie die Schauplätze in Tschechien, Deutschland, der Schweiz und Spanien besucht und verbindet Menschen und Orte auf eine überraschende Weise.

Zürich: Limmatverlag 2008
ISBN 978-3-85791-564-2,
CHF 38.50

Caravan.

Marina Lewycka

Vom Traktor aufs Erdbeerfeld – der neue wunderbare Roman von Marina Lewycka. Die Abenteuer einer Truppe ausländischer Erdbeerpflücker in England. Sie kommen aus Polen, der Ukraine, Afrika und China, haben alle gänzlich verschiedene Lebenswege und sehr bestimmte Ansichten darüber, was im Leben wichtig ist. Irina ist eine Tochter aus gutem ukrainischem Hause, will ihr (her-

vorragendes) Englisch verbessern und die grosse Liebe mit einem romantischen Engländer finden. Andrij kommt aus einer ganz anderen Ukraine: Er ist der Sohn eines Bergarbeiters und will keinesfalls so enden wie sein Vater. Dann sind da die Polen: der Bob-Dylan-Fan Tomasz, dessen Turnschuhe bald zu einer Geissel für seine männlichen Kollegen und Mitbewohner werden, Jola, die erfahrene Pflückerin mit der üppigen Figur, und ihre religiöse Nichte Marta, die so erstaunlich gut kochen kann. Dazu zwei Chinesinnen und Emanuel, ein Teenager aus Malawi, der in England seine Schwester suchen will und mit grossen Augen diese merkwürdige Welt bestaunt. Doch die ist voller Gefahren, in Gestalt von erpresserischen Arbeitgebern, regelwütigen Behörden und bewaffneten Gangstern. Als dann der ausbeuterische Erdbeerfarmer überfahren wird, ergreift die ganze Mannschaft in einem klapprigen Wohnwagen die Flucht. Was sie bei ihrer Fahrt durch England erleben, kann sich so nur Marina Lewycka (oder vielleicht das Leben) ausdenken.

München: dtv 2008
ISBN 978-3-423-24621-7, € 14.–

Partir.

Verlassen.

Tahar Ben Jelloun

Tahar Ben Jelloun est un écrivain dont la double provenance arabe et occidentale permet de traiter des sujets humainement très forts. La condition féminine au Maghreb, le racisme... et ici l'exil, sujet magnifiquement exploré, à partir des aventures d'Azal, un jeune homme qui incarne le rêve de la fuite vers le mirage européen.

Mit seinem Roman greift der in Paris lebende marokkanische Schriftsteller Tahar Ben Jelloun eine Thematik auf, die derzeit medial omnipräsent ist: das Elend der Flüchtlinge aus Schwarzafrika, die die Festung Europa erstürmen wollen. Doch im Gegensatz zu den Nachrichtensendungen, in denen die Masse der Flüchtlinge anonym bleibt, gibt Ben Jelloun dem Elend Namen, Gesichter und Geschichten. Dabei ist er sehr nah an den Emotionen seiner Protagonisten, an deren Einsamkeit, ihren Krisen, Ängsten und Hoffnungen.

Paris: Gallimard 2006,
ISBN 2070776476, € 17.50
München: dtv 2008,
ISBN 978-3-423-24621-7, € 14.–



Cannibales – Traversée dans l'enfer de Gibraltar.

Kannibalen.

Mahi Binebine

L'histoire est brutale tout en étant, hélas, banale: une dizaine de personnages dont une femme et un bébé sont en quête d'une vie meilleure. Ils tentent, au risque de leur vie – une vie dont personne ne se soucie –, la traversée du détroit de Gibraltar pour mettre les pieds sur le sol de cette Europe dont ils voient, à partir de Tanger, les lumières clignoter, comme si ce vague scintillement était un appel, signe de la dernière chance. Cannibales n'est pas un roman qui vous fera rêver; au contraire, il vous parlera simplement de la souffrance sans jamais tomber dans la sensiblerie.

Ein Grüppchen Flüchtlinge, die gemeinsam am Strand von Tanger auf das Boot des Schleppers warten – kurz vor dem Ziel, der Festung Europa. Unter dem umgestürzten Boot am Strand herrschte ein Friede, den Nuarâ mit ihrem Kind um nichts in der Welt eingetauscht hätte. Sie hat sich hier versteckt, um nicht von der Polizeipatrouille entdeckt zu werden. Die Schreie des Babys drohten sie und das Grüppchen Flüchtlinge, die gemeinsam am Strand von Tanger auf das Boot des Schleppers warten, zu verraten – so kurz vor dem Ziel, der Festung Europa. Einer von ihnen ist der junge Azûz, der die Geschichten seiner Schicksalsgenossen mitfühlend und voll trauriger Komik aufleben lässt. Er erzählt aber auch, wie sie vor Kälte und Angst zitternd auf das Zeichen zum Aufbruch warten und wie sie versuchen, die Lichter am Horizont zu deuten.

Paris: Editions de l'Aube 2005,
ISBN 2-7526-0155-7, € 3.77
Zürich: Unionsverlag 2004, ISBN
3-293-20300-0, CHF 18.90

Abenteuer Europa oder die Suche nach dem besseren Leben.

Minderjährige allein unterwegs.

Daniela Duff

Minderjährige Asylsuchende allein in Europa? Woher kommen sie? Warum sind sie hier und was erhoffen sie sich? Darauf versucht das Buch Antworten zu geben. Elf junge Asylsuchende erzählen ihre Geschichten, lassen die Lesenden an ihrer Vergangenheit, ihrem Alltag, ihren Träumen und Wünschen teilhaben. Was sie erzählen, ist so unterschiedlich wie die Orte, wo sie herkommen. So zum Beispiel Ana aus Angola, die ihre Eltern früh verloren hat und mit ihrem kleinen Bruder bei Verwandten wohnte, bevor sie in die Schweiz kam. Oder Xiao Di Liu, dessen abenteuerliche Reise von China über verschiedenste Länder in die Schweiz führte. Nebst persönlichen Portraits junger Asylsuchender zeigt die Autorin auf, dass auch die Schweiz vor nicht allzu langer Zeit ein Auswanderungsland war und viele ihr Glück in andern Ländern suchten.

Norderstedt: Books on Demand
2008
ISBN 9783833486166, € 16.85

**Die Sprache des Herzens.
Gedichte.**

Abbas Nasrollahpour

Die Sprache des Herzens haben viele Menschen verlernt. Diese Sprache umfasst Gedanken und Emotionen, sie berührt den Menschen in seinem Inneren und erinnert ihn an die wesentlichen Dinge. In den Gedichten erkennt der Leser, dass das angesprochen wird, was den Autor berührt: Sehnsucht, Liebe, Hoffnung, Freiheit, Träume, aber auch Tod, Angst, Fremdheit und Krieg. Sie zeigen, dass jeder Mensch fähig ist, die Sprache des Herzens zu sprechen, wenn er bereit ist, richtig hinzuhören. In den vorliegenden Gedichten kommen Erfahrungen zweier Welten, des Orients und des Okzidents zum Ausdruck.

Oldenburg: Schardt Verlag 2008
ISBN 978-3898413787, € 10.–

La prossima settimana, forse.

Alberto Nessi

Dalla povertà di una valle ticinese a un laboratorio di orologiai nella Svizzera francese alla storica libreria Bertrand di Lisbona. Dalle fantasie infantili suscitate dal santo raffigurato in una chiesetta di paese alla scoperta del socialismo, in un periodo, agli albori del movimento operaio, in cui già solo pensare di avere dei diritti era una forma di rivoluzione, motivo di speranza e anche di meraviglia. Soprattutto per uno come José Fontana, sceso dalle montagne elvetiche al mare dei descobridores, diventato operaio e infine libraio e intellettuale militante in una grande città europea, amico del poeta Antero de Quental, collaboratore di riviste e giornali. La parabola esistenziale e ideologica di Fontana è narrata da Alberto Nessi in un romanzo profondamente umano, che, inoltrandosi in un Ottocento travagliato dalla questione sociale, ci invita di fatto a un continuo confronto con il presente, con la nostra disperata aspirazione alla giustizia e alla solidarietà.

Bellinzona: Edizioni Casagrande
2008
ISBN 9788877135247, CHF 25.–

Drei Secondos.

Auf der Suche nach Identität.

Amor Ben Hamida

Die junge Fatima ist Tochter eines Tunesiers und einer Schweizerin. Ihr Vater verliess die Familie, als sie erst ein Jahr alt war. Im Alter von dreissig Jahren macht sie sich auf eine Reise, von der sie nicht viel erwartet: Sie will lediglich ihren Vater finden, ihm ihre Meinung sagen und zurückkehren. Yves ist ebenfalls Sohn eines Tunesiers und einer Schweizerin und fliegt auf Drängen seines Vaters nach Djerba, um seine Grossmutter wiederzusehen, die ihn letztmals als Jugendlichen gesehen hatte. Schliesslich fliegt Khaled, Sohn zweier tunesischer Gastarbeiter, mit demselben Flug nach Djerba. Er will in Ben Guerdane seine Verlobung feiern.

Norderstedt: Books on Demand
GmbH 2007
ISBN 978-3-8334-8670-8, CHF 29.–

Fremdschläfer.

Verena Stefan

Sich als fremden Körper erfahren in einem neuen Land und zugleich einen Fremdkörper entdecken im eigenen Leib. In Verena Stefans neuem Roman überkreuzen und ergänzen sich die beiden Grunderfahrungen Krankheit und Immigration in sehr persönlicher und poetischer Weise. In einem faszinierenden Erzählreigen entrollt die Autorin die Geschichte ihrer Herkunft und ihrer Ankunft in Kanada. Inmitten der mühsambeglückenden Erfahrung des Ankommens tritt die Erfahrung des geschwächten Körpers auf. Doch ist da auch die Liebe, die die Neugier und Sehnsucht auf und nach dem Leben stillt. Eine feinsinnige Beobachterin, die für alle Überraschungen am Wegrand kritisch offen ist, findet poetische Metaphern für ein Leben, das nicht nur gradlinig verläuft. Deziert setzt sie ihre unmittelbaren Innen- und Aussenerfahrungen um in Vitalität, Standhaftigkeit, Gedankenstärke und Gestaltungswillen.

München: Amman Verlag 2007
ISBN-13 9783250601159, € 19.90

Musikliebe.

Musique d'amour.

Yusuf Yeşilöz

Zwei Musikerinnen und ein Musiker, deren Leben unterschiedlicher nicht sein könnte und doch sind sie durch vieles verbunden: Alle drei verliessen ihre Heimat, haben erfolgreiche Musikkarrieren abgebrochen und leben heute in der Schweiz. Mutig suchen sie in der neuen Heimat ihre künstlerische Identität, Melancholie und Zerrissenheit sind dabei ihre ständigen Begleiter. Ihre Liebe gilt der Musik und es ist die Musik, die sie mit der Liebe verbindet. Alle haben in ihrem Partner oder ihrer Partnerin den Menschen gefunden, mit dem sie nicht nur Leben und Liebe teilen, sondern ihr musikalisches Schaffen weiterentwickeln. Schriftsteller und Filmemacher Yusuf Yeşilöz vermittelt einen Einblick in das Leben der drei Künstler und zeigt die vielseitigen und auch widersprüchlichen Erfahrungen, welche sie in der neuen, fremden Heimat machen. Eine einfühlsame Annäherung an leidenschaftliche Musikerinnen und Musiker und ihren Neuanfang in der Migration.

Deux musiciennes et un musicien, trois parcours de vie on ne peut plus différents et, pourtant, des points communs marquants: tous les trois ont quitté leur pays, abandonné une carrière musicale brillante et se sont installés en Suisse. Avec courage, ils recherchent leurs identités d'artistes dans leur pays d'adoption. La musique est leur amour et la musique de leurs amours. Tous trois ont trouvé en leurs partenaires des personnes avec qui partager non seulement la vie et l'amour, mais aussi prolonger leur désir de création musicale. Écrivain et cinéaste, Yusuf Yeşilöz nous invite à rencontrer ces trois artistes et à découvrir les richesses et les contradictions de leurs expériences vécues en Suisse. Un regard attentif et chaleureux sur trois musiciennes et musiciens, leurs passions et leurs débuts dans leur vie d'immigrés.

Schweiz 2008
DVD 54 min.
Bestellen bei: www.artfilm.ch,
CHF 32.–

Le cheveu de Vénus.

Mikhaïl Chichkine

Le narrateur adresse des lettres au roi Nabuchodonosor, qui règne en despote sur son île. En Suisse, un interprète travaille avec le chef de la police qui reçoit les jeunes immigrés demandant l'asile. Pendant la Première Guerre mondiale, une jeune femme confie son désarroi quand son fiancé est mobilisé.

Paris: éditions Fayard 2007
ISBN 97-2-213-62743-4, € 22.80

C'era una volta una città.

Nenad Stojanović

Per entrare in questo libro bisogna passare dall'uscita. Uscita, come addio alla città natale, l'ultimo sguardo prima della fine. Uscita, come pannello autostradale, il primo benvenuto nel Paese di arrivo. Per uscire dal libro bisogna invece passare dalle radici. Che non sono né celebrate né rifiutate, ma vissute e combattute. Ed è fra l'uscita e le radici che si snocciola, a tratti lenta, a tratti veloce, la narrazione. A cavallo fra mondi e frontiere, fra passato e presente, fra desiderio di libertà e paura dell'ossessione, fra patria e suo rifiuto. «Vivranno dentro di me come in un mondo parallelo», afferma ad un certo punto il protagonista, per negarlo qualche riga più in là.

Pregassona-Lugano: Fontana Edizioni 2007
ISBN 978-88-8191-263-6

117

Über das Definieren von Identitäten identitaires

Enjeux

In merito alla definizione della/e

118

Jahrestagung der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen

In den (politischen) Diskussionen um Integration, gesellschaftliche Werte und sozialen Zusammenhalt in einer pluralistischen Gesellschaft taucht – explizit oder manchmal auch nur unterschwellig – der Begriff der Identität auf. Es ist die Rede von «schweizerischer Identität», vom «Bewahren der Identität» im Integrationsprozess, von «Verlust von Identität», wenn man sein Herkunftsland verlässt, vom «Stärken der kulturellen Identität» in einer globalisierten Welt, usw. Wenn in solchen Zusammenhängen Identität angesprochen wird, handelt es sich in der Regel um Identität in Bezug auf ein Kollektiv, d.h. in Bezug auf einen Staat, eine Religionsgemeinschaft, eine ethnische oder soziale Gruppe, eine Sprachgemeinschaft oder auf ein nach weiteren spezifischen Merkmalen definiertes Kollektiv.

Die Frage des «Wer sind wir?» und damit verknüpft «Wer sind die andern?» spielt in der Integrations- und Migrationspolitik eine wichtige Rolle. Die unterschiedlichen Antworten darauf bzw. die Art und Weise, wie «Identitäten» einander gegenüber gestellt werden, beeinflussen auch die Positionen, die in Bezug auf ein mögliches Zusammenleben eingenommen werden. Diese Positionen sind Gegenstand im Aushandlungsprozess etwa im Zusammenhang mit der Diskussion um Werte und Normen, die im Integrationskontext immer wieder angesprochen werden.

An der Tagung werden die verschiedenen Aspekte, die mit diesen Fragen verknüpft sind, zur Debatte gestellt.

Sie findet am Donnerstag, 6. November 2008, in Bern (Hotel Ambassador) statt.

Journée nationale de la Commission fédérale pour les questions de migration

Dans les débats (politiques) concernant l'intégration, les valeurs sociales et la cohésion sociale au sein d'une société pluraliste surgit – explicitement ou parfois même de manière seulement latente – la notion d'identité. On parle alors d'«identité suisse», de «sauvegarde de l'identité» dans le processus d'intégration, de «perte d'identité» lorsque l'on quitte son pays de provenance ou encore de «potentiel de l'identité culturelle» dans un monde globalisé, etc. Lorsque l'on évoque l'identité dans de tels contextes, il s'agit en règle générale de l'identité comprise comme une notion collective, c'est-à-dire en relation avec un Etat, une communauté religieuse, un groupe ethnique ou social, une communauté linguistique ou une autre collectivité définie par des caractéristiques spécifiques.

Dans la politique en matière d'intégration et de migration, le «qui sommes-nous?» lié au «qui sont les autres?» joue un rôle important. Les différentes réponses à ces questions, respectivement la manière d'opposer ces «identités» les unes aux autres, influencent aussi les positions adoptées face à une cohabitation possible. Ces positions font l'objet d'un processus de négociations, notamment dans le cadre de la discussion à propos des valeurs et des normes que l'on invoque souvent dans le cadre de l'intégration.

Les différents aspects qui sont liés à ces questions seront débattus lors de la Journée.

Elle aura lieu le Jeudi 6 novembre 2008 à Berne (Hôtel Ambassador).

identità

Giornata nazionale della Commissione federale per la migrazione

Nelle discussioni (politiche) attorno all'integrazione, ai valori della società e alla coesione in una società pluralistica è spesso questione d'identità - esplicitamente o anche solo implicitamente. Si parla di «identità svizzera», di «preservazione della propria identità» nel processo integrativo, di «perdita d'identità» per chi lascia la propria patria, di «forze dell'identità culturale» in un mondo globalizzato ecc. In tali contesti, quando si parla di identità ci si riferisce solitamente a un collettivo, sia questo uno Stato, una comunità religiosa, un gruppo etnico o sociale, una comunità linguistica o un gruppo rispondente a caratteristiche particolari.

La domanda «chi siamo?» è quindi anche la domanda «chi sono gli altri?» hanno un ruolo essenziale nella politica integrativa e migratoria. Le diverse risposte a tali quesiti e il modo di mettere le diverse identità a confronto tra loro influenzano parimenti le posizioni per quanto concerne una possibile coabitazione. Tali posizioni sono oggetto di un processo di negoziazione attorno a valori e norme che emergono regolarmente nel contesto del discorso integrativo.

La giornata di studio tematizzerà i vari aspetti legati ai quesiti suesposti.

La giornata si terrà giovedì 6 novembre 2008 a Berna (Hotel Ambassador).

Citoyenneté

Aktive Bürgerschaft

Cittadinanza attiva

120

Erfolgreiche Integration wird durch gesellschaftliche Teilhabe und Teilnahme ermöglicht. Die Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM macht deshalb im Rahmen der ihr zustehenden Möglichkeit, Modellvorhaben im Bereich der Integrationsförderung zu unterstützen, eine Ausschreibung, die diesem Anliegen Rechnung trägt. Sie möchte Vorhaben fördern, die Ausländerinnen und Ausländern neue Partizipationsmöglichkeiten eröffnen.

Zu diesem Zweck orientiert sich die EKM am Konzept der «Citoyenneté», welches die aktive Komponente von Bürgerschaft ins Zentrum stellt. Citoyenneté verweist auf Mitsprache- und Mitgestaltungsmöglichkeiten von Bürgerinnen und Bürgern unabhängig ihrer Staatsangehörigkeit. Orientierungsrahmen für Partizipation stellen vielmehr die Zugehörigkeit zu einem Gemeinwesen oder der Bezug zum Wohnort dar. Im Fokus stehen die Meinungsbildung und Willensäußerung, aber auch die Verbreitung und Aneignung von notwendigen Grundlagen und Wissen über demokratische Prinzipien und die Grundrechte.

Weitere Informationen zur Projekteingabe finden sich unter: ekm.admin.ch.

Une intégration réussie n'est possible que par la participation à la société. Ayant la compétence de soutenir des projets-modèles pour l'encouragement de l'intégration, la Commission fédérale pour les questions de migration CFM lance une mise au concours pour promouvoir des initiatives qui donnent aux étrangers de nouvelles possibilités de participation.

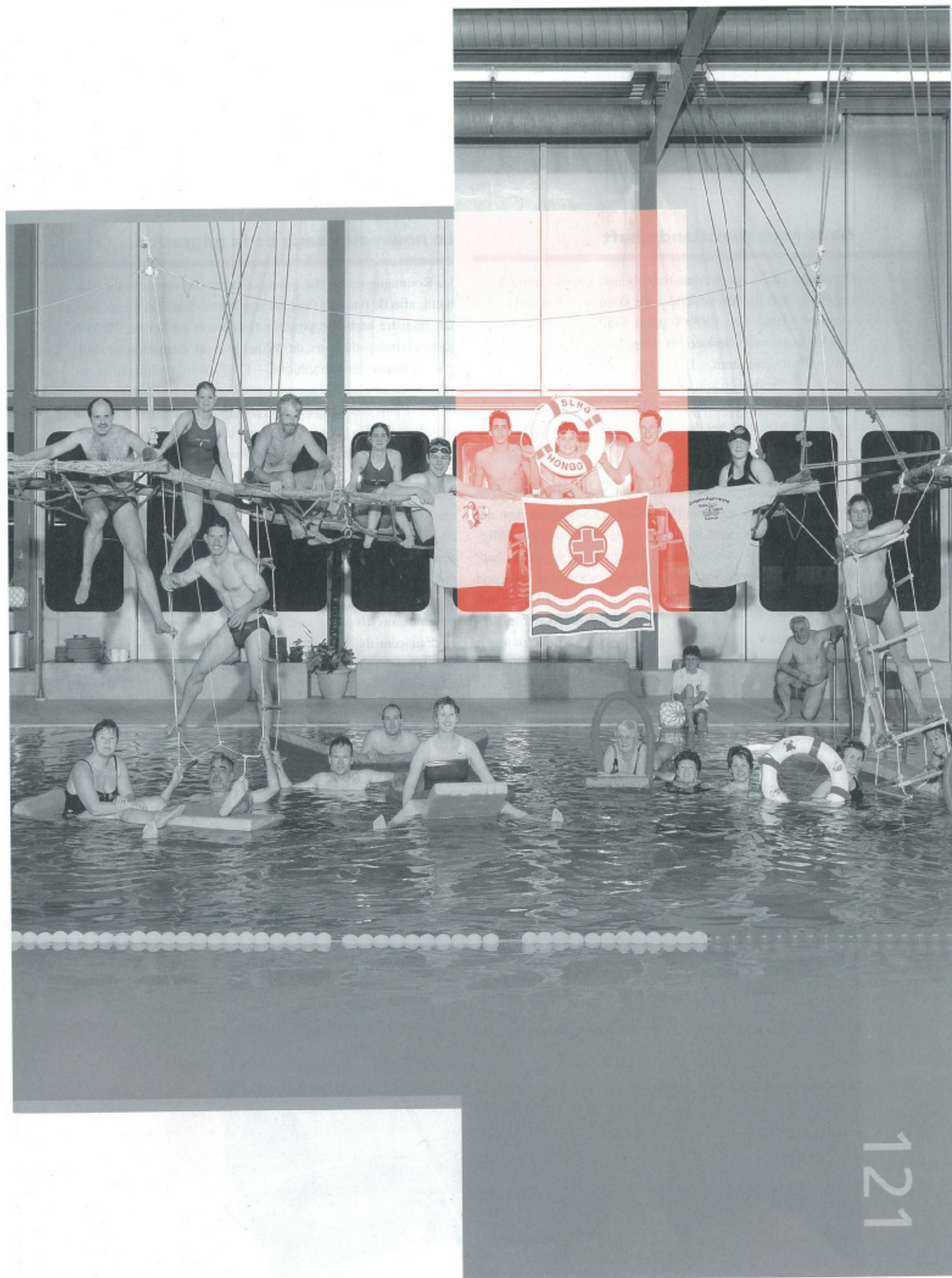
A ce titre, la CFM fonde son orientation sur le concept de la «Citoyenneté» qui se réfère aux possibilités de décision et de participation de citoyens, indépendamment de leur nationalité. C'est plutôt l'appartenance à des collectivités publiques ou la relation au lieu de domicile qui constitue le cadre de cette orientation pour la participation. Les projets peuvent concerner la formation de l'opinion et l'expression de la volonté, mais également la transmission et l'enseignement des bases fondamentales nécessaires ainsi que la connaissance des principes démocratiques et des droits fondamentaux.

Pour de plus amples informations sur les demandes de projets voir sous: ekm.admin.ch.

Un'integrazione riuscita è possibile grazie alla partecipazione alla vita sociale. Usufruento della possibilità conferitale di sostenere progetti modello per la promozione dell'integrazione, la Commissione federale della migrazione CFM lancia pertanto un bando di concorso per promuovere le iniziative tese ad aprire agli stranieri nuove possibilità di partecipazione.

Ciò facendo, la CFM fa appello alla nozione di «citoyenneté», la quale pone al centro della cittadinanza la sua componente attiva. Citoyenneté è sinonimo di possibilità codecisionale nonché di ruolo attivo nel forgiare la società, a prescindere dall'appartenenza nazionale (cittadinanza in senso stretto) dei singoli. Questo tipo di partecipazione è dettato dall'appartenenza a una comunità e dal riferimento al luogo di residenza. Al centro si trovano la formazione dell'opinione e l'espressione della volontà, ma anche la diffusione e l'appropriazione delle basi e del sapere necessari per quanto concerne i principi democratici e i diritti fondamentali.

Troverete ulteriori informazioni relative alla presentazione dei progetti al link seguente: ekm.admin.ch.



121

Neue Migrationslandschaft

Rumänien sucht verzweifelt Bauarbeiter, um die zahlreichen angefangenen Bauten vollenden zu können. – Ein serbischer Minister schlägt vor, 100'000 junge Frauen aus Laos, Burma und Vietnam nach Serbien zu holen, um den Bevölkerungsschwund zu verhindern. – Die EU eröffnet ein Anwerbebüro in Mali. – Die Deutschen kommen! – Und die Frauen: Der Frauenanteil in der Migration nimmt weltweit zu. In der Schweiz stellen sie die Mehrheit bei den Zuzüglern aus Asien und Lateinamerika.

Irgendwie passen diese Schlagzeilen und Kurzmeldungen schlecht zum Bild, das sich Herr und Frau Schweizer von der Migration machen. Sind wir uns bewusst, dass sich die «Migrationslandschaft» in den letzten Jahren stark verändert hat? Welche Arbeits- und Fachkräfte suchen schweizerische und europäische Unternehmen heute? Und welche Bedürfnisse sind in 10, 15 Jahren zu erwarten? Wie bewegt sich die moderne Migrantin – wie der neue Flüchtling? Und welche Strategien sollen zu einer gesunden wirtschaftlichen Entwicklung führen?

terra cognita 14 will ein paar Einblicke in die neue Migrationslandschaft geben und beispielsweise aufzeigen, wie das Freizügigkeitsabkommen mit der EU/EFTA diesen Wandel ermöglicht oder beschleunigt hat. Mit Hilfe von demographischen Analysen wollen wir einen Blick in die Zukunft werfen und fragen, welche Herausforderungen auf den Standort Schweiz zukommen (können) – und wie gut das Land für diesen Wettbewerb gerüstet ist.

Le nouveau visage de la migration

La Roumanie recherche désespérément des ouvriers du bâtiment, afin de pouvoir finir les nombreux chantiers en cours. – Un ministre serbe propose de faire venir en Serbie 100'000 jeunes femmes du Laos, de Birmanie et du Vietnam pour endiguer la baisse démographique. – L'UE ouvre un bureau de recrutement au Mali. – Les Allemands arrivent! – Et les femmes aussi: la part des femmes dans la migration augmente dans le monde entier. En Suisse, elles représentent la majorité des nouveaux arrivants en provenance d'Asie et d'Amérique latine.

Ces titres et ces dépêches ne cadrent pas vraiment avec l'idée que les Suisses se font de la migration. Sommes-nous conscients du fait que le «visage de la migration» s'est profondément modifié au cours de ces dernières années? Quel type de main-d'œuvre et de travailleurs qualifiés les entreprises suisses et européennes cherchent-elles aujourd'hui? Quels seront les besoins dans 10 ou 15 ans? Comment les migrants modernes se déplacent-ils et comment les nouveaux réfugiés? Quelles sont les stratégies pouvant mener à un développement économique sain?

terra cognita 14 entend apporter quelques éclairages au nouveau visage de la migration et montrer, par exemple, comment l'Accord sur la libre circulation avec l'UE et l'AELE a permis – ou accéléré – cette mutation. En nous fondant sur des analyses démographiques, nous voulons anticiper l'avenir et nous demander quels défis se poseront (pourraient se poser) à la Suisse, et dans quelle mesure le pays est prêt à affronter cette compétition.



Nuovo panorama migratorio

La Romania è alla ricerca disperata di operai per portare a termine le numerose opere edilizie iniziate. – Un ministro serbo propone di portare in Serbia 100'000 giovani donne da Laos, Burma e Vietnam, per ovviare al crollo demografico. – L'UE apre un ufficio assunzioni nel Mali. – Arrivano i Tedeschi! – E le donne anche: la quota di donne migranti aumenta a livello mondiale: in Svizzera rappresentano la maggioranza tra gli immigrati provenienti dall'Asia o dall'America Latina.

In un certo senso i titoli e le notizie flash riportate non corrispondono bene all'immagine che i cittadini svizzeri hanno del fenomeno della migrazione. Siamo consapevoli che il «panorama migratorio» è cambiato molto negli scorsi anni? Che tipo di manodopera e di specialisti cercano attualmente le imprese svizzere ed europee? Quali requisiti saranno necessari tra 10 o 15 anni? Come si muovono i migranti moderni o i nuovi rifugiati? E quali sono le strategie alla base di un sano sviluppo economico?

terra cognita 14 si propone di offrire uno sguardo sul nuovo paesaggio migratorio, mostrando per esempio come l'accordo di libera circolazione delle persone con gli Stati dell'UE/AELS abbia reso possibili o accelerato questi cambiamenti. Attraverso analisi demografiche lanciamo uno sguardo nel futuro, tentando di individuare le sfide che potrebbero attendere la Svizzera e quanto sia preparata ad affrontarle.

- terra cognita 1 «Welche Kultur? Quelle culture?»*
- terra cognita 2 «Bildung/Formation»
- terra cognita 3 «lutar/arbeiten/travailler/lavorare»*
- terra cognita 4 «einbürgern/naturaliser»*
- terra cognita 5 «wohnen/habitat»
- terra cognita 6 «Gewalt/Violence/Violenza»
- terra cognita 7 «Ouverture»
- terra cognita 8 «Créations suisses»
- terra cognita 9 «Welche Integration?/Quelle integration?»
- terra cognita 10 «Sprachen/Langues/Lingue»
- terra cognita 11 «Die Medien/Les médias/I media»
- terra cognita 12 «Sport»

* vergriffen/épuisé/esaurito

Für weitere kostenlose Exemplare von terra cognita sowie für das Abonnement der Zeitschrift wenden Sie sich an:

Pour obtenir gratuitement d'autres exemplaires de terra cognita et un abonnement de la revue s'adresser à:

Per ottenere gratuitamente esemplari supplementari di terra cognita e l'abbonamento alla rivista indirizzarsi a:

Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM
Commission fédérale pour les questions de migration CFM
Commissione federale della migrazione CFM
Federal Commission on Migration FCM
Quellenweg 9, CH-3003 Bern-Wabern
ekm@bfm.admin.ch

www.terra-cognita.ch



- Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM
- Commission fédérale pour les questions de migration CFM
- Commissione federale della migrazione CFM
- Federal Commission on Migration FCM

In den (politischen) Diskussionen um Integration, gesellschaftliche Werte und sozialen Zusammenhalt in einer pluralistischen Gesellschaft taucht – explizit oder manchmal auch nur unterschwellig – der Begriff der Identität auf. Was heisst in solchen Zusammenhängen «wir»? Wer sind die «anderen»? terra cognita geht den verschiedenen Facetten nach, welche mit dieser zunächst einfach erscheinenden Frage verknüpft sind. Denn die Antworten darauf sind alles andere als simpel: Sie bewegen sich in einem politisch hoch brisanten Feld, markieren Zugehörigkeiten und Abgrenzungen und werden dazu benutzt, immer wieder neue Bezüge von kollektiver Identität zu schaffen.

Dans les débats (politiques) au sujet de l'intégration, la notion d'identité dans une société pluraliste est issue – explicitement ou parfois seulement de manière sous-jacente – des valeurs sociétales et de la cohésion sociale. Que signifie dans de tels contextes le «nous»? Qui sont les «autres»? terra cognita explore les diverses facettes liées à cette question qui, de prime abord, semble simple. En réalité, les réponses à cette question sont tout sauf simples: elles évoluent dans un climat politique explosif, marquent des appartenances et des délimitations et sont utilisées pour créer constamment de nouvelles références en matière d'identités collectives.

Nelle discussioni (politiche) attorno all'integrazione, la nozione d'identità in una società pluralistica emerge – esplicitamente o anche solo implicitamente – dai valori societali e dalla coesione sociale. In tali contesti, che significato ha la parola «noi»? E chi sono gli «altri»? terra cognita analizza i vari aspetti di queste domande, a prima vista molto semplici. Ora, le risposte sono tutt'altro che semplici: toccano una tematica politica estremamente scottante, illustrano appartenenze e demarcazioni e sono utilizzate per creare sempre nuovi riferimenti per le identità collettive.

